

Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

emand hat behauptet, gegen die Globalisierung anzugehen sei das
eiche, wie gegen die Schwerkraft anzugehen. Wenn das so ist,
nn meine ich eben: Nieder mit dem Gesetz der Schwerkraft!“

abkommandante Insurgente Marcos

t. in: Manuel Vásquez Montalbán, Marcos. Herr der Spiegel,
erlin 2000, S. 30

Redaktionsanschrift:

- Zeitschrift Marxistische Erneuerung
Postfach 500936, 60397 Frankfurt/M., Tel/Fax: 069/53054406

ISSN 0940-0648



Nr. 45, März 2001

Globalisierter Kapitalismus

Emanzipation und globalisierter Kapitalismus

Conert - **Kapitalismus und Emanzipation heute**

Seppmann - **Zivilisierung und Unterdrückung**

Azzarà - **Globalisierung und Imperialismus**

Wehr - **EU und Globalisierung**

Unger - **Identität, Differenz, nationale Frage**

Politik

Bethge - **Bildungspolitik der „neuen Mitte“**

Peter - **Demokratie in Arbeit und Betrieb?**

Theorie

Stamatis - **Über die Automatisierung der Produktion**

Metscher und Lee - **Ästhetik bei Hans Heinz Holz**

Nyikos - **Chinesische Wende der bürgerlichen
Gesellschaft**

Und: Harrer - **Über Walter Grab/Balzer - Biblio-
biographisches zu Wolfgang Abendroth/Stroeck -
Bibliotheken von Marx und Engels**

Sowie: **Berichte, Buchbesprechungen**

Studien zu Subsistenz, Familie, Politik

Herausgegeben von Lars Lambrecht, Thomas Mies, Urte Sperling,
Karl Hermann Tjaden, Margarete Tjaden-Steinhauer

Neuerscheinung - Band 2:

Gesellschaft von Rom bis Ffm

*Ungleichheitsverhältnisse in West-Europa
und die iberischen Eigenwege*

Von Margarete Tjaden-Steinhauer, Karl Hermann
Tjaden

Mit einer Diskussion von Frigga Haug, Lars Lambrecht, Margarete Tjaden-Steinhauer und Karl Hermann Tjaden über Anfänge gesellschaftlicher Ungleichheit

Armut und Reichtum, Patriarchat und Ungleichstellung der Geschlechter, Staatsgewalt, Ohnmacht von Bürger/innen und Ausgegrenzte - das sind einige Stichworte zu den Ungleichheiten in verschiedenen Gesellschaften, die hier untersucht werden: im antiken Rom, in der fränkisch/deutschen Feudalgesellschaft, in unserer modernen deutschen Gesellschaft. Weiter werden Ungleichheiten in verschiedenen Gesellschaften auf der Iberischen Halbinsel betrachtet: in der Hispania Romana, im Westgotenreich, im muslimischen al-Andalus und im mittelalterlichen Kastilien. Es wird die These vertreten, daß in individuellen Lebenslagen ökonomische, familiäre und politische Macht bzw. Ohnmacht zusammentreffen. Gesellschaftliche Ungleichheit tritt in vielen Schattierungen auf. Diese gehen aus ineinandergreifenden Verfügungsgewalten über Vermögen, Güter und Menschen und entsprechenden Verfügungsrechten hervor.

Kassel 2001, ISBN 3-934377-60-2,
464 S., Gebunden. 16 Farbfotos. DM 44,-

Aus Rezensionen zu Band 1:

"Eine neue Lesart der Geschichte."

Franz Giguewicz in Z. 36, 1998

"'Gesellschaft' wird hier konsequent als 'Mittel der Selbsterhaltung menschlicher Lebewesen in natürlichen Umwelten' auf den Punkt gebracht."

Detlef Bimboes in SPW 2/1998

VERLAG WINFRIED JUNIOR

Lassallestr. 15, 34119 Kassel, Fax: 0561-774148
e-mail: jenior.@aol.com www.jenior.de

Band 1:

Gesellschaft von Olduvai bis Uruk

Soziologische Exkursionen

Von Lars Lambrecht, Karl Hermann Tjaden,
Margarete Tjaden-Steinhauer

Kassel 1998, ISBN 3-928172-82-4,
280 S., Gebunden, 16 Farbfotos, DM 34,-

Behandelt werden Subsistenzstrategie, Familie und Politik in den Anfängen menschlicher Gesellschaft in Ostafrika, in steinzeitlichen Gesellschaften in Kantabrien und in Anatolien sowie in frühen Ungleichheitsgesellschaften im Süden Mesopotamiens.

Aus Rezensionen zu Band 1:

"[...] ist die gesamte Einleitung ein etwas ärgerlicher Text. [...] Liest man sich erst durch diese lange Disposition hindurch - sie umfasst mehr als 40 Seiten - kommt man zu einem spannenden und fast überfällig zu nennenden Unterfangen."

Frigga Haug in Das Argument 228, 1998

"Als Auftakt der Reihe 'Studien zu Subsistenz, Familie und Politik' macht diese unspektakuläre, aber überzeugende Studie zur Entstehung gesellschaftlicher Ungleichheit jedenfalls neugierig auf weitere Forschungsergebnisse."

Franziska Meifert in Buch-Presse-Dienst 1/1999

"Die VerfasserInnen erschließen in dem vorliegenden Band einen Zugang zum Verständnis der Gesamtbewegung menschlicher Gesellschaften, indem sie einlinige Interpretationsmuster durch einen sowohl geographischen wie historischen Materialismus ersetzen."

Rolf Czeskleba-Dupont in Forum Wissenschaft 2, 1999

"Das Büchlein erweckt den Eindruck, unpolitisch zu sein. Nimmt man ihm das nicht ab, eröffnen sich Ausblicke auf eine Kritik des Kapitalismus, für welche dieser nicht nur deshalb inakzeptabel ist, weil in ihm ausgebeutet wird, sondern weil er Gesellschaft in der Praxis ebenso auf eine Produktionsweise reduziert wie der bisherige Marxismus in der Theorie."

Georg Fülberth in Konkret 4/1999

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Vierteljahresschrift

12. Jahrgang

Heft 45 (März 2001)

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff

Prof. Dr. Ulrich Briefs

Prof. Dr. Dieter Boris

Prof. Dr. Frank Deppe

Prof. Dr. Werner Goldschmidt

Prof. Dr. Horst Heininger

Prof. Dr. Jörg Huffschild

Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling

Dr. Harald Werner

Redaktion:

Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch,

Dr. Reinhard Schweicher, Gerd Wiegel

Emanzipation und globalisierter Kapitalismus

- Hansgeorg Conert*
7 **Kapitalistische Entwicklung und politisch-emanzipatorisches Handeln heute**
- Werner Seppmann*
26 **Zivilisierung und Unterdrückung**
Über die Zukunftsfähigkeit einer kapitalistischen „Moderne“
- Stefano G. Azzarà*
40 **Globalisierung und Imperialismus**
- Andreas Wehr*
56 **Probleme der Globalisierung**
Über das sich allmählich wandelnde Verhältnis zwischen der Europäischen Union und ihren Mitgliedsländern
- Karl Unger*
70 **Identität, Differenz und nationale Frage**
Die Linke und die Ethnisierung der Politik
-
- Horst Bethge*
85 **Bildungspolitik der „neuen Mitte“**
Anmerkungen zur Neuvermessung von Staat, Markt und Bildung
- Lothar Peter*
99 **Bürgerstatus, Bürgerrechte, Diskurs – Demokratie in Arbeit und Betrieb?**
Industrielle Beziehungen im Umbruch

- Georg Stamatis*
112 **Über die Automatisierung der Produktion**
- Thomas Metscher/Heewon Lee*
121 **Marxistische Philosophie und ontologische Ästhetik**
Zu Hans Heinz Holz' *Philosophischer Theorie der bildenden Künste*
- Emmerich Nyikos*
134 **Qin Shi Huangdi oder die chinesische Wende der bürgerlichen Gesellschaft**
-

Biographisches

- Jürgen Harrer*
145 **Zum Tod von Walter Grab**
- Friedrich-Martin Balzer*
147 **Wolfgang Abendroth**
Bibliographisch-biographische Anmerkungen
-

Marx-Engels Forschung

- Jürgen Stroeck*
154 **Die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels**
-

Berichte

- Martin Beckmann/Sven Gronau*
163 **Neue Formation des Kapitalismus?**
Workshop in Marburg, 20./21. Oktober 2000
- Werner Röhr*
169 **Der Untergang des Bolschewismus als Voraussetzung des Stalinismus**
Bemerkungen zu den Analysen von Wadim Rogowin

177 **Buchbesprechungen**

MEGA 1924-1928: Die ertragreichen Jahre (Winfried Schwarz)

Geschichtspolitik (Gerd Wiegel)

Perspektiven der Linken (Harald Neubert)

Von der Internationalisierung zur Globalisierung? (Hermannus Pfeiffer)

Finanzmärkte und Wirtschaftskrisen (Jörg Goldberg)

Komplexe Realität und konkrete Theorie (K. H. Tjaden)

Siegfried Wenzel – hartnäckig (Hermann Jacobs)

Demokratie im Internet? (Friedrich Sendelbeck)

Männlichkeiten (Bernd Hüttner)

4 **Impressum**69 **Vorschau**205 **Autoren (leider keine Autorinnen!) und Übersetzer****Impressum**

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heininger, Prof. Dr. Jörg Huffscheid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion:

Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher, Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt DM 60,- Bei Bezug aus dem Ausland DM 70,-. Das Einzelheft kostet DM 18,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel. 069/53054406.

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15. 01. 2001

Editorial

Die Realitäten des globalisierten und entfesselten Kapitalismus erfordern, die Ansatzpunkte und Perspektiven sozialer und menschlicher Emanzipation neu zu bestimmen. Die Beiträge im Themenschwerpunkt dieses Hefts beleuchten diesen Zusammenhang aus unterschiedlichen Perspektiven. *Hansgeorg Conert* fragt nach den möglichen Formen und Chancen eines emanzipativen gesellschaftlich-politischen Handelns. Ansatzpunkte sieht er z.B. in realen Widersprüchen wie der wachsenden Ungleichheit der Verteilung von Wohlstand und Zukunftschancen im Weltmaßstab, der Tendenz zur totalen Funktionalisierung des Menschen oder in der Verwandlung des Menschen in eine „Ware nach Maß“. In Anknüpfung an das bekannte Diktum „Sozialismus oder Barbarei“ vertritt Conert die provokante These, diese Alternative sei zunächst zu Gunsten der Barbarei entschieden. Dies müsse aber Proteste und Widersprüche hervorbringen. Auch *Werner Seppmann* sieht in den realen Verhältnissen den Konflikt zwischen Sozialismus und Barbarei angelegt. An die Diskussion über Kapitalismus und Moderne anschließend (vgl. zuletzt: Z 44, Dezember 2000), insistiert er darauf, die oft zitierten „Modernequalitäten“ der heutigen kapitalistischen Gesellschaft sauber von der Tatsache ihrer systematischen Verformung zu trennen und fragt, welche „Evolutionspotenziale“ auf dieser Basis auszumachen und durchzusetzen sind. Seppmann unterstreicht, dass nicht nur die Produktionsverhältnisse der Transformation bedürfen, sondern auch die von diesen geprägten Formen der Technik und Naturaneignung, der Lebensgestaltung und der psychische Reaktionen. Es bedarf mithin einer Kulturrevolution, die die qualitativ neuartige Beteiligung der Menschen an ihrer eigenen Unterdrückung thematisiert.

Indem er die Tendenzen der Globalisierung mit Hilfe des theoretischen Instrumentariums der Imperialismustheorie kritisch untersucht und dabei die weitere Bedeutung des Nationalstaats als Bezugsebene emanzipatorischen Handelns hervorhebt, analysiert der italienische Marxist *Stefano Azzarà* die aktuellen Tendenzen der De-Emanzipation, denen die „subalternen Klassen“ ausgesetzt sind. Die angestrebte Zerschlagung des Wohlfahrtsstaats wertet er als den schwerwiegendsten Versuch diese „De-Emanzipation“. Hier liegt aus seiner Sicht deswegen auch ein entscheidendes Kampffeld emanzipatorischen Handelns.

Für einen Ausbau eines demokratischen und sozialen Europas von unten spricht sich *Andreas Wehr* aus. Aufgabe gerade der Linken müsste angesichts eines Demokratiedefizits der EU u.a. die Verteidigung der kommunalen, regionalen und nationalen Entscheidungsgremien bzw. der demokratischen Rechte auf diesen Ebenen sein. Denn die EU-Politik sei darauf gerichtet, Märkte zu liberalisieren und Staatsaktivitäten zurückzudrängen und damit die demokratischen Strukturen in den Mitgliedsländern auszuhöhlen. Für *Karl Unger* ist „Globalisierung“ ein neues Wort für das alte Phänomen des Imperialismus. Am Beispiel des Kosovo-Krieges, den er als modernen Kolonialkrieg mit dem Ziel der Öffnung Jugoslawiens für den Weltmarkt wertet, erläutert er, dass die linken Intellektuellen, die diesen Krieg mit Hinweis auf das „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ unterstützen, einer irreführenden Ethnisierung der sozialen Frage aufgesessen seien.

An den Themenschwerpunkt des Hefts anschließend, zeigt *Horst Bethge*, dass die Bildungspolitik der „neuen Mitte“ nach dem Scheitern neoliberaler Konzepte im wesentlichen alte Zielsetzungen mit neuen Mitteln verfolgt: die Funktionalisierung der Bildungspolitik für die Kapitalverwertung und die Verwertung des Bildungssektors durch das Kapital. *Lothar Peter* erläutert, dass mit der voranschreitenden Verbetrieblung der Arbeitsbeziehungen in den letzten Jahren rund um die Begriffe Bürgerrechte, Bürgerstatus und Diskurskultur mehrere Vorschläge zur Demokratisierung von Arbeit und Betrieb unterbreitet wurden. Er setzt daran anknüpfenden optimistischen Erwartungen eine nüchtern-realistische Bewertung dieser Konzepte entgegen.

Georg Stamatis argumentiert gegen die u.a. von Adam Schaff (vgl. Z 25, März 1996) seit langem vertretene These, mit der Automatisierung verschwinde Arbeit und Lohnarbeit, mithin auch das kapitalistische Klassenverhältnis. Seiner Ansicht nach ist Automatisierung nur eine Form der Produktivitätssteigerung, die menschliche Arbeit keineswegs obsolet macht. *Thomas Metscher und Heewon Lee* interpretieren die Aesthetik von Hans Heinz Holz als Moment der Ausarbeitung einer Ontologie der menschlichen Welt. Sie sehen darin ein Moment der Transformation des Marxismus im Sinne der Rückholung der ontologischen Dimension in den Marxismus, auf der Linie Lenin, Bloch, Lukács. *Emmerich Nyikos* befasst sich unter den vor zwanzig Jahren noch kaum vorstellbaren Bedingungen einer „im Zeichen des kapitalistischen Zentrums“ vereinten Welt, in der sich die Metamorphosen analog zum altchinesischen Reich als Modellfall vorkapitalistischer Klassengesellschaft innerhalb der Formation vollziehen.

Unter dem Titel „Biografisches“ erinnert *Jürgen Harrer* an den kürzlich verstorbenen israelischen Historiker Walter Grab, dem wir Hervorragendes zur Erforschung der demokratischen Bewegungen von 1848 verdanken. *Friedrich-Martin Balzer* würdigt das Lebenswerk Wolfgang Abendroths mit Anmerkungen zu seiner Gesamtbibliografie, die zum 50. Jahrestag der Gründung des Marburger Instituts für wissenschaftliche Politik im Mai dieses Jahres erscheinen wird. Anlässlich einer Vorauspublikation zum MEGA²-Band IV/32 gibt *Jürgen Stroeck* einen Einblick in die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels. Unter der Rubrik Berichte stellen *Martin Beckmann* und *Sven Gronau* die auf dem Marburger Workshop „Neue Formation des Kapitalismus?“ vorgetragenen Positionen zu der Frage vor, ob wir es gegenwärtig mit einer neuen Phase der kapitalistischen Produktionsweise zu tun haben. *Werner Röhr* fasst die ins Deutsche übersetzten Forschungsergebnisse des russischen Historikers Wadim Rogowin zusammen, denen zu Folge die stalinistischen Verbrechen nicht etwa, wie häufig behauptet, die logische Konsequenz des Bolschewismus waren, sondern umgekehrt die völlige Ausschaltung der bolschewistischen Kader zu einer Voraussetzung des Stalinismus wurde.

Abschließend bleibt uns noch die erfreuliche Mitteilung, dass wir *Gerd Wiegel*, Politikwissenschaftler aus Marburg, für die Mitarbeit in der Redaktion gewinnen konnten. Von diesem Heft an wird er das Redaktionsteam verstärken.

Hansgeorg Conert

Kapitalistische Entwicklung und politisch-emanzipatorisches Handeln heute*

Die Tendenzen der kapitalistischen Entwicklung sind heute ständig Thema wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Diskurse, häufig mit kritischem Akzent subsumiert unter dem Begriff der Globalisierung. Der Begriff Emanzipation ist mir dagegen bei der Kenntnisnahme eines Teils dieser Analysen, Interpretationen und Kritiken noch nicht begegnet. Für mich ist jedoch der Zusammenhang zwischen den Realitäten des neoliberal entfesselten globalen Kapitalismus und einer Aktualisierung der Perspektive sozialer und menschlicher Emanzipation alles andere als abwegig oder konstruiert, vielmehr geradezu zwingend. Ich möchte versuchen, diese These im Folgenden zu begründen. Ich beginne mit einigen Reflexionen zum Begriff der Emanzipation. Danach bezeichne ich Tendenzen der jüngeren kapitalistischen Entwicklung, vor allem unter Aspekten, die in den Standarddebatten kaum thematisiert werden, zumindest nicht explizit. Für mich geht es dabei um Sachverhalte, die das Erfordernis emanzipatorischen Handelns zu begründen vermögen. Ich schließe dann mit einigen Überlegungen zu den Formen und Chancen solches gesellschaftlich-politischen Handelns.

Politische und menschliche Emanzipation

In der III. Internationale und in der Marx-Rezeption ihrer Nachfolge-Parteien in den Gesellschaften des „realen Sozialismus“ wurde der „Grundwiderspruch“ der kapitalistischen Ökonomie und Gesellschaft im Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital verortet. Von einem solchem „Grundwiderspruch“ ist bei Marx nicht die Rede; ob diese Formulierung bereits bei Protagonisten der II. Internationale auftaucht, vermochte ich nicht zu ermitteln. Fraglich ist, ob Marx die Bestimmung eines „Grundwiderspruchs“ als sinnvoll erachtet hätte, sicher scheint mir, daß er diesen Rang nicht dem Lohnarbeitsverhältnis zuerkennen hätte.

In seinen Frühschriften – und ich behaupte, daß das auch für sein späteres Denken gilt – liegt die Hauptbetonung von Marx auf einem allgemeineren, substantielleren human-gesellschaftlichen Widerspruch, nämlich dem zwischen der Vernunftfähigkeit der Gattung Mensch und der Unterworfenheit der sozialen Subjekte der bürgerlichen Gesellschaft unter apersonale Zwänge, die als gleichsam unsichtbare Begleitprodukte der Prozesse arbeitsteiliger Erzeugung ihrer Subsistenzmittel unter den selbstgeschaffenen Bedingungen von Privateigentum und konkurrenzgetriebener Kapitalverwertung wirksam wer-

* Referat auf einem Symposium des „Instituts für Wissenschaft und Kunst“ in Wien, März 2000, gehalten unter dem Titel „Gegenwärtige Tendenzen der kapitalistischen Entwicklung als Bedingung politisch-emanzipatorischen Handelns“.

den. Fremdbestimmung ist aber den zur Selbstbestimmung fähigen BürgerInnen unwürdig, sie bedarf der Bewußtwerdung, an der Marx als einem erkennbaren und notwendigen Prozeß nicht zweifelte. Das normative Korrelat zur Abhängigkeit ist die Forderung der *Emanzipation*.

Das dtv-Lexikon 1997 definiert Emanzipation als „... die Befreiung von Individuen und gesellschaftlichen Gruppen aus einem Verhältnis der rechtlichen, politischen, sozialen, geistigen oder psychischen Abhängigkeit.“ (Bd. 5, S. 48). Weiter wird festgestellt, daß der Begriff der Emanzipation Ende des 18./Anfang des 19. Jhs. populär wurde und sich konkret auf die Gleichstellung nationaler (z.B. Polen), religiöser (z.B. Juden), sozialer (Arbeiter) u.a. Gruppen, später auch der Frauen, bezogen habe. In diesem Kontext versteht sich, daß in den Schriften von Marx (z.T. gemeinsam mit Engels) in den vierziger Jahren der Emanzipationsbegriff im Zentrum steht. Marx vertrat ihn mit größerer Konsequenz als seine bisherigen junghegelianischen Freunde und Mitstreiter. 1843 kritisiert er zwei Schriften Bruno Bauers zur „Judenfrage“. Bauer erkennt an, daß sich die Juden nicht mit Religionsfreiheit bescheiden können, sie fordern die staatsbürgerliche Emanzipation. Aber die entbehren auch die nichtjüdischen Untertanen des Königs von Preußen. Mithin, so Bauers Folgerung, sollten die Juden sich mit den liberal-demokratischen Kräften Preußens vereinen, die die politischen Rechte der Nordamerikaner und der französischen Revolutionsverfassung erkämpfen wollen.

Dabei bleibt Marx aber nicht stehen: „Die politische Emanzipation ist allerdings ein großer Fortschritt, sie ist zwar nicht die letzte Form der menschlichen Emanzipation überhaupt, aber sie ist die letzte Form der menschlichen Emanzipation *innerhalb* der bisherigen Weltordnung.“¹

Für Marx ist die politische Emanzipation also eine partielle, eine beschränkte: „Die *politische* Revolution löst das bürgerliche Leben in seine Bestandteile auf, ohne diese Bestandteile selbst zu revolutionieren und der Kritik zu unterwerfen.“ (ebenda, S.162, kursiv im Original).

Was sind diese Bestandteile? Es sind vor allem die Bereiche der Familie, der Erziehung und Bildung, der Religion, der Kultur, nicht zuletzt der gesellschaftlichen Produktion. Marx erkennt mithin: Die Unterwerfung unter anonyme Zwänge, die über Lebensbedingungen und -chancen entscheiden und sie begrenzen, bleibt von der politischen Emanzipation *unberührt*. Er kennzeichnet diese Fremdbestimmung als *Entfremdung*, deren Voraussetzungen und Folgen er in seinen „Pariser Manuskripten“ aus dem Jahre 1844 eingehend entwickelt. Er analysiert vor allem die Formen entfremdeter Arbeit; entfremdet sind die Menschen jedoch in allen Sphären der bürgerlichen Gesellschaft. Deshalb ist die *politische Emanzipation* der noch nicht voll als Staatsbürger anerkannten, nicht gleichberechtigten sozialen Klassen oder Gruppen nur notwendiger erster Schritt zur umfassenden Emanzipation, die Marx als *menschliche* kennzeichnet:

¹ K. Marx, Zur Judenfrage, in: ²MEGA, I. Abtlg., Bd. 2, S. 150; kursiv im Originaltext.

„Die politische Emanzipation ist die Reduktion des Menschen, einerseits auf das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, auf das *egoistische, unabhängige* Individuum, andererseits auf den *Staatsbürger*, auf die moralische Person. Erst wenn der wirkliche individuelle Mensch den abstrakten Staatsbürger in sich zurücknimmt und als individueller Mensch in seinem empirischen Leben, in seiner individuellen Arbeit, in seinen individuellen Verhältnissen, *Gattungswesen* geworden ist, erst, wenn der Mensch seine ‚forces propres‘ als *gesellschaftliche* Kräfte erkannt und organisirt hat und daher die gesellschaftliche Kraft nicht mehr in der Gestalt der *politischen* Kraft von sich trennt, erst dann ist die menschliche Emanzipation vollbracht.“²

Wie versteht Marx die „menschliche Emanzipation“, welches sind ihre Voraussetzungen, wie kommt sie zustande, was bewirkt sie? Wenn die Antwort auf diese Fragen hier nur sehr verkürzt erfolgen kann, so auch deshalb, weil Gegenstand und Problematik in diesem Kreise sicher zumindest in den Grundzügen bekannt sind. Ich vertrete die schon angedeutete These, daß entgegen einer verbreiteten Interpretation (man denke z.B. an die Althusser-Schule) im Hinblick auf Marxens Kategorie der menschlichen Entfremdung in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, und der daraus gezogenen Folgerung der notwendigen Perspektive menschlicher Emanzipation, kein *Bruch* zwischen dem „jungen“ und dem „reifen“ Marx besteht. Partiiell änderte Marx allerdings seine diesbezügliche Terminologie und es gibt zumindest eine wichtige, auch weithin bekannte Passage im Werk des „reifen“ Marx, in der er die *Emphase* des Emanzipationsbegriffs der 40er Jahre zurücknimmt. Die Frage, ob und inwieweit dem Emanzipationsverständnis Marxens aktuelle Bedeutung zukommt, dürfte auch unter uns kontrovers sein und nicht entschieden werden können. Mir geht mit den knappen folgenden Hinweisen darum, ein wenig zu verdeutlichen, welche Momente in diesem Begriff von Emanzipation unterscheidbar sind und wie die Frage der Aktualität demgemäß differenzierend beantwortbar ist. Marx' Verständnis von Bedingungen und Konsequenzen menschlicher Emanzipation für Individuen und Gesellschaft soll nachfolgend in 6 Punkten komprimiert in Erinnerung gebracht werden.

Der Mensch als gesellschaftliches Wesen.

In Marx' „Frühschriften“, den maßgeblichen Texten zur Entwicklung seiner Entfremdungs-Konzeption, steht das Individuum im Zentrum der Emanzipationsperspektive. Es ist das aber nicht das Individuum des britischen Liberalismus und Utilitarismus, sondern es ist der Mensch, der sich gesellt, der der Gesellschaft bedarf und sich nur in und mit dieser emanzipieren kann:

„...wie die Gesellschaft selbst den Menschen als Menschen producirt, so ist sie durch ihn *producirt*. Die Thätigkeit und der Genuß, sind ihrem Inhalt, so auch der Existenzweise nach *gesellschaftliche* Thätigkeit und *gesellschaftlicher* Genuß. Das *menschliche* Wesen der Natur ist erst da für den gesell-

² K. Marx, a.a.O., S. 162/63; kursiv und Rechtschreibung im Originaltext.

schaftlichen Menschen ... Es ist vor allem zu vermeiden die ‚Gesellschaft‘ wieder als Abstraktion dem Individuum gegenüber zu fixieren. Das Individuum ist das *gesellschaftliche Wesen*.“³ „Wenn der Mensch von den Umständen gebildet wird, so muß man die Umstände menschlich bilden. Wenn der Mensch von Natur gesellschaftlich ist, so entwickelt er seine wahre Natur erst in der Gesellschaft, und man muß die Macht seiner Natur nicht an der Macht des einzelnen Individuums, sondern an der Macht der Gesellschaft messen.“⁴

Voraussetzungen der Emanzipation

(1) Aufhebung des Privateigentums. Bei Marx zumeist nicht explizit ausgedrückt, geht es um Aufhebung von Privateigentum an Wirtschaftsmitteln aller Art in Kapitalform. „Das materielle, unmittelbar sinnliche Privateigentum, ist der *materielle, sinnliche Ausdruck des entfremdeten menschlichen Lebens* ... Die positive Aufhebung des Privateigentums als die Aneignung des *menschlichen Lebens*, ist daher die positive Aufhebung aller Entfremdung ...“⁵ Die Bedeutung der Aufhebung dieses Privateigentums wurde stets (auch innerhalb der Arbeiterbewegungen) ganz überwiegend verkannt, mißverstanden oder bestritten; unbeabsichtigt wurde und wird sie hingegen seitens der Protagonisten des Kapitals voll bestätigt, indem es für sie keine andere wirtschaftlich-gesellschaftliche Forderung gibt, die sie mit auch nur annähernder Vehemenz bekämpfen. Zwar wissen wir heute, daß die Verwirklichung dieser Forderung nicht zureichende Bedingung gesellschaftlicher Emanzipation ist, nach wie vor ist sie aber *notwendige*. Wie Marx erkannt hatte, ist das private Produktions-mitteigentum sozioökonomische Grundvoraussetzung der kapitalistischen Produktionsweise, aus der die Strukturen und Handlungsimperative z.B. der Konkurrenz, der Verwertungsfixierung, des unbegrenzten Wachstums- und Expansionszwanges *notwendig* erwachsen.

(2) Organisation und Bewußtwerdung des Proletariats. Marx und Engels waren sich darin sicher, daß Emanzipation erkämpft werden muß. Das setzt die Bildung einer sozialen Klasse voraus, die sich ihrer Diskriminierung und Instrumentalisierung für fremde Zwecke in der Form von Lohnarbeit bewußt geworden ist und deshalb zum Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse drängt: „Wo liegt also die positive Möglichkeit der deutschen Emancipation? Antwort: In der Bildung einer Klasse mit *radikalen Ketten*, einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist ... einer Sphäre endlich, welche sich nicht emanzipieren kann, ohne sich von allen übrigen Sphären der Gesellschaft und damit alle übrigen Sphären der

³ K. Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844), in: ²MEGA, Erste Abtlg., Bd. 2, Berlin 1982, 264 u. 267 (kursiv im Original).

⁴ K. Marx, F. Engels, Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik, in: MEW Bd. 2, Berlin 1974, 138.

⁵ Ebenda, S. 263/264; kursiv im Original.

Gesellschaft zu emanzipieren ...“⁶

(3) Fähigkeit zu gesellschaftlicher Reichtumserzeugung. Die frühe Marxsche Emanzipationsperspektive ist eine so weitreichende, daß seine nachdrückliche und immer beibehaltene Betonung der Voraussetzung hochentwickelter Fähigkeit der Gesellschaft zur Reichtumserzeugung (gemäß dem Indikator hoher Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit) als empirisch evident überzeugt. „... andererseits ist diese Entwicklung der Produktivkräfte ... auch deswegen eine absolut notwendige praktische Voraussetzung, weil ohne sie nur der *Mangel* verallgemeinert, also mit der *Notdurft* auch der Streit um das Notwendige wieder beginnen und die ganze alte Scheiße sich herstellen müßte.“⁷ – „Die Ersparung von Arbeitszeit gleich Vermehren der freien Zeit, d.h. Zeit für die volle Entwicklung des Individuums ...“⁸

Kommunismus

Schon in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ (auch „Pariser Manuskripte“ genannt) und vor allem etwa zwei Jahre später im Feuerbach-Kapitel der „Deutschen Idologie“ wird die menschliche Emanzipation weitgehend mit ‚Kommunismus‘ identifiziert. In den „Manuskripten“ gilt das allerdings nur für den entwickelten Kommunismus:

„Der *Communismus* als positive Aufhebung des *Privateigenthums*, als *menschliche Selbstentfremdung* und darum als wirkliche *Aneignung* des *menschlichen Wesens* durch und für den Menschen; darum als vollständige, bewußt und innerhalb des ganzen Reichthums der bisherigen Entwicklung gewordene Rückkehr des Menschen für sich als eines *gesellschaftlichen*, d.h. menschlichen Menschen.“⁹

Und an anderer Stelle: „Der Kommunismus unterscheidet sich von allen bisherigen Bewegungen dadurch, daß er die Grundlage aller bisherigen Produktions- und Verkehrsverhältnisse umwälzt und alle naturwüchsigen Voraussetzungen zum ersten Mal mit Bewußtsein als Geschöpfe der bisherigen Menschen behandelt, ihrer Naturwüchsigkeit entkleidet und der Macht der vereinigten Individuen unterwirft.“¹⁰

⁶ K. Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, ebenda, S. 181/82; kursiv im Original.

⁷ K. Marx, F. Engels, Die deutsche Ideologie, in: MEW Bd. 3, 34/35; kursiv im Original.

⁸ K. Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Rohentwurf 1857/58, Berlin 1953, S. 599.

⁹ Ökonomisch-philosophische Manuskripte, a.a.O., S. 389. Marx unterscheidet zuvor diesen entwickelten Kommunismus von zwei anderen ‚niederen‘ Formen. Den „rohen“, vertreten Protagonisten, denen „die Herrschaft des sachlichen Eigenthums“ (S. 387) so den Blick getrübt hat, daß sie alles vernichten wollen, was nicht fähig ist, allgemeines Privateigentum zu werden. Weiter einen politischen Kommunismus, der entweder auf Demokratie oder Despotie gerichtet ist oder aber den Staat aufheben will, noch bevor die Vorbedingungen menschlicher Emanzipation entwickelt sind.

¹⁰ Die deutsche Ideologie, a.a.O., S. 70; kursiv im Original.

Emanzipation und Revolution

Auf welche Weise wird nach Marx und Engels die menschliche Emanzipation errungen? Voraussetzung ist die Aufhebung der bisher etablierten gesellschaftlichen Strukturen und Verhältnisse und diese wiederum wird *politisch*, durch eine Revolution, erkämpft werden. Eine präzise und detaillierte Beschreibung dieser Revolution gibt Marx nicht; nicht zuletzt aus methodologischem Grund: Sie ist nicht möglich, weil sich die Träger der Revolution nicht von erdachten Plänen und Verlaufsmustern leiten lassen werden. Aber einige wichtige Hinweise geben Marx und Engels. So zum Beispiel:

„Der Kommunismus ist für uns nicht ein *Zustand*, der hergestellt werden soll, ein *Ideal*, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben (wird). Wir nennen Kommunismus die *wirkliche* Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt. Die Bedingungen dieser Bewegung ergeben sich aus der jetzt bestehenden Voraussetzung.“¹¹

Wesentliche Voraussetzungen sind die Fähigkeit des Proletariats zu organisiertem, bewußtem, solidarischem Handeln sowie die Erkenntnis der eigenen sozialen Lage und der Chancen, diese aufzuheben:

„Die Reform des Bewußtseins besteht *nur* darin, daß man die Welt ihr Bewußtsein inne werden läßt, daß man sie aus dem Traum über sich selbst aufweckt, daß man ihre eigenen Actionen ihr *erklärt*. Unser ganzer Zweck kann in nichts anderem bestehen...“¹² – „Aber diese *massenhaften*, kommunistischen Arbeiter, welche in den Ateliers von Manchester und Lyon z.B. tätig sind ... wissen, daß Eigentum, Kapital, Geld, Lohnarbeit u. dgl. durchaus keine ideellen Hirngespinnste, sondern sehr praktische, gegenständliche Erzeugnisse ihrer Selbstentfremdung sind, die also auch auf eine praktische, gegenständliche Weise aufgehoben werden müssen, damit nicht nur im *Denken*, im *Bewußtsein*, sondern im massenhaften *Sein*, im Leben der Mensch zum Menschen werde.“¹³

Daß Marx und Engels das Problem proletarischer Bewußtseinsbildung nicht zureichend differenziert erfaßten (oder vom damaligen Kenntnisstand nicht erfassen konnten), kann mit seinen schwerwiegenden Konsequenzen an dieser Stelle nicht diskutiert werden. Allerdings geht es um eine Problematik von hoher Aktualität, um deren gründliche und kompetente Bearbeitung wir nicht herumkommen. Hier noch ein wesentlicher Aspekt:

„Der Kommunismus (und das heißt hier zugleich: die Revolution, H. C.) ist empirisch nur als die Tat der herrschenden Völker ‚auf einmal‘ und gleichzeitig möglich, was die universelle Entwicklung der Produktivkraft und den damit zusammenhängenden Weltverkehr voraussetzt.“ („Die Deutsche Ideologie“,

a.a.O., S. 35) Eine Einsicht von unerhörter Tragweite! Das sowjetische, sieben Jahrzehnte währende Experiment, scheiterte nicht zuletzt an dieser Bedingung, die nicht gegeben war.

Emanzipation von Individuum und Gesellschaft

Gemäß Marx' Analyse der entfremdeten Arbeit¹⁴ ist „der“ Arbeiter der eigenen *Verrichtung* in der Form von Lohnarbeit *entfremdet*, indem ihm ihre technischen, zeitlichen, handlungsbezogenen etc. Bedingungen diktiert sind, unter denen er seine manuellen, kreativen und intellektuellen Fähigkeiten nicht entfalten kann; er ist dem *Arbeitsmittel* entfremdet, das ihm nicht gehört, seinem *Erzeugnis*, das nicht er sich aneignet, und entfremdet seinen *Arbeitsgenossen*, zu denen er nicht in selbstbestimmten Beziehungen steht. Diese Aspekte resümiert Marx darin, daß der Mensch in der kapitalistischen Produktion seinem *Gattungsleben* entfremdet ist (a.a.O., S. 368/69), seinen gattungsgemäßen Bestimmungen und Potenzen. Privateigentum (an den kapitalförmigen Wirtschaftsmitteln) und kapitalistische Form der Arbeitsteilung sind für Marx die Grundbedingungen der entfremdeten Arbeit, die im Interesse der Emanzipation aufzuheben notwendig, aber beim erreichten potentiellen Stand der Reichtumserzeugung und der entwickelten Fähigkeiten und Bedürfnisse der Arbeiter zugleich möglich ist. Die *Unterwerfung* der gesellschaftlichen Produzenten unter fremdbestimmte Formen und Bedingungen der Arbeit kann aufgehoben werden, indem die Menschen sich emanzipieren, d.h. die Produktionsbedingungen (Arbeitsmittel, Arbeitsweise, Produkte) sich unterwerfen und *gemeinsam* über sie verfügen.

In Marx' Emanzipationsperspektive fallen bewußt zwei systematisch und sachlich unterscheidbare Aspekte zusammen: Gemeinsame Bestimmung und Verfügung der „assozierten Produzenten“ (ein später von Marx oft gebrauchter Ausdruck) über Umfang und Art der Erzeugnisse, über die Mittel und Bedingungen der Arbeit, über Aneignung und Verteilung ihrer Resultate zum einen, und die „freie Entwicklung der Individualität“ der Arbeitenden zum anderen. Zum Beispiel:

„... bei der Aneignung der Proletarier müssen eine Masse von Produktionsinstrumenten unter jedes Individuum und das Eigentum unter Alle subsumiert werden. Der moderne universelle Verkehr kann nicht anders unter die Individuen subsumiert werden, als dadurch, daß er unter Alle subsumiert wird ... Erst auf dieser Stufe fällt die Selbstbetätigung mit dem materiellen Leben zusammen, was die Entwicklung der Individuen zu totalen Individuen und der Abstreifung aller Naturwüchsigkeit entspricht ...“¹⁵

¹¹ Ebenda, S. 35; kursiv im Original.

¹² Brief Marxens an Ruge, September 1843, in ²MEGA, Erste Abtlg., Bd. 2, S. 488; kursiv in der Vorlage.

¹³ Die heilige Familie, a.a.O., S. 55/56; kursiv in der Vorlage.

¹⁴ In den „Pariser Manuskripten“, ²MEGA, Erste Abtlg., Bd. 2, S. 363-375. Vgl. u.a. H. Conert, Vom Handelskapital zur Globalisierung. Entwicklung und Kritik der kapitalistischen Ökonomie, Münster 1998, Abschn. 5.4, S. 97-129.

¹⁵ Die deutsche Ideologie, a.a.O., S. 68.

Daß später, in den umfangreichen Marxschen Manuskripten „zur Kritik der politischen Ökonomie“, beide Aspekte der Emanzipation nur noch sporadisch und oft eher beiläufig, z.B. Sachverhalte illustrierend oder vergleichend angesprochen werden, heißt keinesfalls, daß Marx von diesen Positionen abgerückt wäre. Daß dem nicht so ist, ergibt sich oft indirekt bzw. implizit, aber unmißverständlich, im Umkehrschluß aus je kritisierten Kategorien und Verhältnissen. Der Aspekt der gemeinschaftlichen Beherrschung und Kontrolle der gesellschaftlichen Produktion wird nunmehr meist eher lapidar, teils auch in nicht unproblematischer sachlicher Kürze und Verkürzung angesprochen, wie z.B.:

„Nur wo die Produktion unter wirklicher vorherbestimmter Kontrolle der Gesellschaft steht, schafft die Gesellschaft den Zusammenhang zwischen dem Umfang der gesellschaftlichen Arbeitszeit, verwandt auf die Produktion bestimmter Artikel, und dem Umfang des durch diese Artikel zu befriedigenden gesellschaftlichen Bedürfnisses.“¹⁶ – „Denken wir uns die Gesellschaft nicht kapitalistisch, sondern kommunistisch, so fällt zunächst das Geldkapital ganz fort, also auch die Verkleidungen der Transaktionen, die durch sie hineinkommen. Die Sache reduziert sich einfach darauf, daß die Gesellschaft im voraus berechnen muß, wieviel Arbeit, Produktionsmittel und Lebensmittel sie ohne irgendwelchen Abbruch auf Geschäftszweige verwenden kann, die wie Eisenbahnen z.B., für längere Zeit ... weder Produktionsmittel noch Lebensmittel ... liefern, aber wohl Arbeit, Produktionsmittel und Lebensmittel der jährlichen Gesamtproduktion entziehen.“¹⁷

Dagegen behält Marx hinsichtlich des Aspekts der individuellen Emanzipation, der Persönlichkeitsentwicklung, emphatische Formulierungen auch später bei, wie z.B.:

„Als das rastlose Streben nach der allgemeinen Form des Reichtums treibt das Kapital die Arbeit über die Grenzen ihrer Naturbedürftigkeit hinaus und schafft so die materiellen Elemente für die Entwicklung der reichen Individualität, die ebenso allseitig in ihrer Produktion als Konsumtion ist und deren Arbeit daher auch nicht mehr als Arbeit, sondern als volle Entwicklung der Tätigkeit selbst erscheint.“¹⁸ „In fact aber, wenn die bornierte bürgerliche Form abgestreift wird, was ist der Reichtum anders, als die im universellen Austausch erzeugte Universalität der Bedürfnisse, Fähigkeiten, Genüsse, Produktivkräfte etc. der Individuen? Die volle Entwicklung der menschlichen

Herrschaft über die Naturkräfte, die der sogenannten Natur sowohl, wie seiner eignen Natur?“¹⁹

Im gegebenen Zusammenhang soll und kann nicht der Frage nachgegangen werden, ob und in welchem Maße die Marxsche Gewißheit der freien und umfassenden Persönlichkeitsentfaltung unter den Bedingungen des aufgehobenen Kapitalverhältnisses begründet und haltbar ist z.B. in Anbetracht neuerer anthropologischer, psychologischer, persönlichkeits-theoretischer Forschungen und Erkenntnisse. Wir finden allerdings auch bei Marx selbst zumindest einen bedeutsamen Hinweis auf eine weniger emphatische Konzeption nachkapitalistischer gesellschaftlicher Arbeit.

Eine weniger emphatische Konzeption nachkapitalistischer gesellschaftlicher Arbeit

„Das Reich der Freiheit beginnt in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört; es liegt also der Natur der Sache nach jenseits der Sphäre der eigentlichen materiellen Produktion. Wie der Wilde mit der Natur ringen muß, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sein Leben zu erhalten und zu reproduzieren, so muß es der Zivilisierte, und er muß es in allen Gesellschaftsformen und unter allen möglichen Produktionsweisen. Mit seiner Entwicklung erweitert sich dies Reich der Notwendigkeit, weil die Bedürfnisse; aber zugleich erweitern sich die Produktivkräfte, die diese befriedigen. Die Freiheit in diesem Gebiet kann nur darin bestehen, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten Bedingungen vollziehen. Aber es bleibt dies immer ein Reich der Notwendigkeit.“²⁰

Zwar ist das nicht eine Absage Marxens an das „freie, reich entwickelte Individuum“; es ist eine Art Teilung der sozialistischen bzw. kommunistischen Gesellschaft in eine Sphäre der Notwendigkeit und eine Sphäre der Freiheit, wobei die letztere nicht eine der *Arbeit* ist. Bereits in einem zuvor gebrachten Zitat unterschied Marx zwischen Arbeit und Tätigkeit; offenbar verstand er nun nur die letztere im Sinne von nichtentfremdeter Arbeit. Aber wie gesagt, dem kann hier nicht vertieft nachgegangen werden. Wir sehen aber auch, daß Marx in diesem Zitat die Konzeption der Unterwerfung der Zwecke und Bedingungen der „notwendigen Arbeit“ unter die Bestimmung und Kontrolle der Gesellschaft keineswegs relativiert, abschwächt. Für mich liegt hier die Haupttrichtung der Begründung der Aktualität der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie. Es ist heute durchaus nicht selten, Versionen, und seien es

¹⁹ Ebenda, S. 387

²⁰ K. Marx, Das Kapital, Bd. III, a.a.O., 828 (²MEGA, Zweite Abtlg., Bd. 4.2, Berlin 1992, S. 838).

¹⁶ K. Marx, Das Kapital, Band III, MEW Bd. 25, Berlin 1972, S. 197 (²MEGA, Zweite Abtlg., Bd. 4.2, Berlin 1992, S. 262).

¹⁷ K. Marx, Das Kapital, Band II, MEW Bd. 24, Berlin 1972, S. 316/17. Hinsichtlich der konkreteren Bestimmungen bzw. Vorstellungen über die Gestaltung kommunistischer Produktionsverhältnisse u.a. ging der spätere Engels stärker ins Detail. Vgl. z.B.: Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in: MEW Bd. 19, Berlin 1973, S. 181-228; Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, ²MEGA, Erste Abtlg., Bd. 27, Berlin 1988, Dritter Abschnitt.

¹⁸ K. Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, a.a.O., S. 231.

abgeschwächte, der Vorstellung von oder der Forderung nach Unterordnung der Wirtschaft zu hören und zu lesen, wobei es allerdings bezeichnenderweise zumeist nicht heißt: unter die Gesellschaft, sondern unter die Politik. Begründet werden diese Postulate nicht selten in wortradikaler Weise und mit durchaus berechtigten kritischen Argumenten. Allerdings drängt sich dabei fast immer der Eindruck auf, daß sich die Protagonisten der Kritik nicht der Konsequenzen dessen bewußt sind, was sie einfordern. Das nun leitet über zum zweiten Teil meiner Überlegungen.

Tendenzen der kapitalistischen Entwicklung

Der Modebegriff der ‚Globalisierung‘ wird heute häufig als übergreifende Kategorie gebraucht, die alle neueren Tendenzen der kapitalistischen Entwicklung umfaßt. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit benenne ich zunächst eine Reihe der unterscheidbaren, in funktionalem Zusammenhang wirksamen aktuellen Teilphänomenen und -tendenzen, deren Realität im allgemeinen nicht bestritten wird und die relativ verbreitet Gegenstand von milder bis kategorischer Kritik sind. Ich halte diese Kritik überwiegend für berechtigt, aber nicht für ausreichend, weil das zu Kritisierende für mich deutlich über die Sachverhalte und Tendenzen, die ich nachfolgend eher der Unterscheidung halber aufliste, hinausgeht:

- Fast im Weltmaßstab dominiert in Politik, Publizistik, Wissenschaft, Öffentlichkeit und nicht zuletzt in der sozioökonomischen Praxis die Position neoliberaler Wirtschafts- und Gesellschaftsauffassung sowie neoklassischer und monetaristischer Wirtschaftslehren.
- Diese allgemeinste Kennzeichnung noch nicht der Realität, sondern der Begründungs- und Rechtfertigungsweise der wirklichen Tendenzen, konkretisiert sich (wenn auch immer noch generalisiert) in der Vorherrschaft der Freihandelsdoktrin sowie im privat- und marktwirtschaftlichem Fundamentalismus.
- Wesentliche allgemeine Voraussetzung der Realität der gegenüber ihrer „fordistischen Phase“ erneuerten Gestalt, Struktur und Funktionsweise der kapitalverwertenden Ökonomie sind: der bereits in den 70er Jahren erreichte Grad von Liberalisierung und Verdichtung der weltwirtschaftlichen Beziehungen, eine zuvor nicht gekannte Dynamik und Dimension der Konzentration und Zentralisation von Kapital sowie die mikroelektronische Revolution.
- Hauptakteure der globalen kapitalistischen Ökonomie sind weltweit agierende Großkonzerne, ganz überwiegend der wirtschaftlich-technologisch höchstentwickelten Gesellschaften, die eine oligopolistische Weltmarktstruktur generieren, sich nationaler Steuerung und Kontrolle, zum Teil auch der Besteuerung entziehen und deren Aktionen die sozioökonomische Lage ganzer Regionen fördernd oder schädigend prägen.

- Die global wirksame Konkurrenz dieser Wirtschaftsgiganten um Weltmarktanteile, wissenschaftlich-technologische Spitzenposition, sog. Systemführerschaft und Profite verschärft ihre Verwertungsfixierung.
- Diese findet Ausdruck in unternehmerischer Entscheidungs- und Handlungsorientierung in Richtung der shareholder-value-Parole, neuer Unternehmens- und Kapitalverwertungskonzepte wie profit center-Organisation, outsourcing, just-in-time-Belieferung, Gruppenarbeit etc., sämtlich strikt gerichtet auf das, was Marx die Methoden der Produktion des relativen Mehrwerts nannte, betriebswirtschaftlich an den Indikatoren Produktivität und Profit gemessen.
- Die Anwendung dieser Prinzipien bzw. Praktiken auf die Beschäftigten, die Subjekte der „lebendigen Arbeit“, artikuliert sich vor allem in den Forderungen und der Durchsetzung von Flexibilisierung der Arbeits- und Leistungsbeurteilung der Lohnabhängigen, Deregulierung der Arbeitsnormen und -bedingungen, in Reallohnseinbußen und der permanenten Tendenz der „Freisetzung“ von Arbeitskräften. Diese Aggressionen der Kapitaleseite erzeugen soziale Verunsicherung der (noch) Beschäftigten und schwächen ihre Bereitschaft, Forderungen zu stellen und in betrieblichen oder gewerkschaftlichen Konflikten durchzusetzen.
- Auf der sozialen Makroebene wird von Wirtschaft und Politik permanent die Einschränkung sozialer Leistungen verlangt und sukzessiv durchgesetzt; faktisch die Erosion der überkommenen Systeme sozialer Sicherung, wobei ihre „Unbezahlbarkeit“ vorgeschoben wird zur Realisierung der Absicht, jene öffentlich-rechtlichen, solidarisch ausgerichteten Finanzierungs- und Leistungsregeln durch Individualisierung der sozialen Risiken in Form privat-individueller, profitabler Versicherungsverträge zu ersetzen.
- Diese vorangetriebene Expansion der Sphäre der Kapitalverwertung erfolgt in ähnlicher Weise in die kommunalen und regionalen Bereiche von Bildung, Kultur und anderen bislang unentgeltlichen oder subventionierten öffentlichen Angeboten und Diensten. Immer geht es dabei sowohl um Leistungsabbau, Kommerzialisierung der Dienste sowie Einführung privatwirtschaftlicher Lohn- und Arbeitsbedingungen in potenziierter Form, in der die Beschäftigten ihre Gehälter selbst „erwirtschaften“ sollen.
- Diese von der Kapitaleseite propagierten und von der Politik zum erheblichen Teil akzeptierten und mitgetragenen Flexibilisierungs-, Privatisierungs-, Deregulierungs- und Einsparmaßnahmen lösen, partiell oder umfassend durchgesetzt, einen Selbstlauf zu weiteren „Sparrunden“ aus, weil sie in der Regel kompensatorische Kosten verursachen. Das Ausmaß der Realisierung dieser neoliberal-monetaristischen Imperative gilt „der Wirtschaft“ als Indikator der örtlichen oder regionalen „Standortqualität“, um die Kommunen und Bezirke zu Lasten der BürgerInnen konkurrieren.
- Verwiesen sei weiterhin auf das wachsende Gewicht des Geld- und Finanzkapitals als Folge des Überflusses von Unternehmerprofiten, die nicht in Real-

kapital verwandelt werden und der immer ungleichen Einkommensverteilung zur Lasten der Bezieher geringer und mittlerer Löhne und Gehälter überhaupt. In der Folge bläht sich die Sphäre spekulativer Profiterzielung *ohne* zwischengeschaltete Phase stofflicher Gebrauchswerterzeugung nach der Formel $G-G'$ in Gestalt langanhaltender Hausse der Aktienkurse auf, die von der realen ökonomischen Basis abheben. Diese bildet zusammen mit der wuchernden Spekulation ständig neu kreierter „Finanzprodukte“ einen hochrisikanten finanzökonomischen Gefahrenherd.

- Ein breit diskutiertes Thema ist schließlich die Erosion der Steuerungs-, Gestaltungs- und Kontrollfähigkeit der nationalstaatlichen Parlamente und Regierungen hinsichtlich der wirtschaftlichen und sozialen Prozesse infolge gleichzeitiger Einschränkung und Übertragung der entsprechenden Kompetenzen auf transnationale Institutionen und Organe.

Alle diese – wie betont unvollständig – aufgelisteten Diskurs- und Kritik-Aspekte der Tendenzen der jüngeren kapitalistischen Entwicklung sind ohne Zweifel real, aktuell, sie bedürfen der Kritik und mehr noch des praktisch-politischen Widerstands. Allerdings ist die heute überwiegende Kritik eine graduelle, die sich meist auf je einzelne der genannten Ausdrucksformen neoliberal-monetaristischer Praxis richtet. Da, wo das neoliberale Verständnis von Wirtschaft und Gesellschaft von Regierungen und Majoritäten der politischen Klassen *mitgetragen* wird, und das ist in den meisten der heute kapitalstarken Gesellschaften der Fall, hat jene Kritik, obgleich in Wissenschaft und in Bereichen der Öffentlichkeit durchaus präsent, wenig bewirkt. Ich halte sie im ganzen auch nicht für zureichend, weder im Hinblick auf ihre sachliche Breite, noch, was ihre Forderungskonsequenz und angezielte Veränderungsreichweite anbelangt.

Ausdruck dieser Unzulänglichkeit ist für mich, daß ein erheblicher Teil der bedrohlichen, irrationalen und inhumanen Phänomene und Tendenzen des Kapitalismus der Gegenwart von dieser Kritik entweder nicht wahrgenommen, verdrängt und jedenfalls nicht ausgesprochen werden. Es handelt sich um Sachverhalte und Entwicklungen, die sämtlich exakter und zuverlässiger Ermittlung, Untersuchung und Bewußtmachung bedürfen. Im Grunde sind allerdings nur wenige unbekannt, jedoch weithin verdrängt, verkannt und verharmlöst. Die Begrenztheit der verfügbaren Zeit erlaubt lediglich, daß ich jene Aspekte, auf die es mir vor allem ankommt, ohne Anspruch auf Vollständigkeit nennen und sehr knapp erläutern kann; immerhin geht es um etwa 12 solche Fehlentwicklungen und Gefährdungspotentiale. Eine provokante These als letzte Vorbemerkung:

Sie alle kennen das Diktum, dessen Ursprung ich leider ebenso wie eine früher zitierte Sentenz nicht ermitteln konnte (ich denke an Rosa Luxemburg, vielleicht ist es aber älter); C. Castoriades nannte die von ihm gegründete französische Zeitschrift so: „Sozialismus oder Barbarei“. Diese Alternative ist für mich weniger aktuell, als vielmehr entschieden; uns droht nicht die Barbarei, wir leben bereits in ihr. Daß dieser Zustand verdrängt werden kann, lehren

nicht wenige historische Beispiele. Die menschliche Sensibilität der Wahrnehmung war und ist häufig eine getrübe.

Die kapitalistische Produktionsweise heute

Antagonistische Kernstruktur, aktuelle Widersprüche, ökonomische, soziale, ökologische und humane Gefährdungspotentiale

So gut wie alle aktuellen Widersprüche, Fehlentwicklungen und Gefährdungspotentiale des entfesselten, global agierenden Kapitalismus von heute sind rückführbar auf formspezifische gesellschaftliche Determinanten dieser Produktionsweise. Deshalb bezeichne ich zunächst vier dieser strukturellen sozioökonomischen Grundsachverhalte:

(I) Generell gesehen, aber durchaus mit jeweils aktuellen empirischen Wirkungen, ist der kapitalistischen Produktionsweise ein struktureller Antagonismus immanent, nämlich der zwischen unbegrenzter Wachstumsfixierung und der Begrenztheit der Mehrzahl ökonomisch relevanter Ressourcen. Daß dieser Widerspruch kein abstrakter ist, wird häufig anerkannt und an Beispielen, am überzeugendsten akut wohl an ökologischen, belegt. Die Protagonisten der kapitalverwertenden Ökonomie und mit ihnen der ideologisch dominante Neoliberalismus können diese elementare Tatsache nicht anerkennen; da sie un-leugbar ist, wird sie verschwiegen.

(II) Die auf Kapitalverwertung gerichteten Entscheidungen und Handlungsstrategien ihrer Protagonisten sind generell kurzfristig orientiert. Das permanente Bestreben, die Verwertungsbedingungen zu verbessern, soll rasche Erfolge zeitigen. Bleiben diese zeitweilig aus, was unvermeidbar ist, sollen sie so rasch wie möglich wieder erlangt werden. Die systemische Bestands- und Funktionsfähigkeit der kapitalistischen Ökonomien als nationaler bedarf aber längerfristiger Dispositionen.

(III) Dieser Widerspruch ist Ausdruck eines allgemeineren: dem zwischen den Bedingungen der Verwertung der gegeneinander konkurrierenden *Einzelkapitale* und den Erfordernissen der Gewährleistung der Reproduktion der (nationalen²¹) *Gesamtkapitale*. Der Begriff ‚Gesamtkapital‘ ist als Realabstraktion zu verstehen, weil sein Begriff keine empirisch faßbare Realität hat²², ebenso wenig, wie handelnde Subjekte (Regierungen, die sich gern als ein solche gerieren, sind es nicht wirklich). *Real* sind Gesamtkapitale aber insofern, als ihre Reproduktion und Verwertung von Bedingungen abhängt (z.B. im Hinblick auf einzelwirtschaftliche Proportionen), deren Vorhandensein oder Feh-

²¹ Ungeachtet der deutlichen Globalisierungstendenz und des starken Gewichts international operierender Großkonzerne gelten in den ja durchaus noch existenten Nationalstaaten das in dieser Dimension realisierte durchschnittliche jährliche Wirtschaftswachstum, die so gemessene Zunahme der Produktivität und die Verwertungsrate als maßgebliche Erfolgsindikatoren.

²² Das Gesamtkapital ist aus einem Grund *nicht* identisch mit der Summe der Einzelkapitale, der im nächsten Satz genannt wird.

len *reale Konsequenzen* für die Verwertungschancen und damit die Reproduktion der Einzelkapitale hat. Dieser Widerspruch ist latent stets gegenwärtig und manifestiert sich für jeweilige Einzelkapitale oder Branchen immer wieder in Form von z.B. Absatz-, Verwertungs- und Konkurrenzproblemen.

(IV) Ein eminent folgenreicher struktureller Widerspruch der kapitalistischen Ökonomie basiert auf einem Sachverhalt, den Marx als „Doppelcharakter der Ware“ kennzeichnete, d.h. ihrer gleichzeitigen (abstrakten) Wert- und Gebrauchswerteigenschaft. Verkürzt gesagt, interessiert die Kapitalverwerter in erster Linie, daß aus den von ihnen dirigierten Produktionsprozessen Waren in einem Wertumfang hervorgehen, der den der Produktionskosten übertrifft. Die erzeugte Ware enthält i.d.R. einen Mehrwertanteil, der nach Verkauf dem Unternehmer in Geldform zufließt. Den Käufern geht es dagegen vor allem um den erhofften *Gebrauchswert* der erstandenen Ware, sei sie nun verbrauchsbestimmt, privat gebrauchsbestimmt oder als Produktionsmittel verwertungsbestimmt. Diesem zunächst abstrakt scheinenden Widerspruch wird häufig empirische Relevanz abgesprochen. Allerdings zu Unrecht, wie im weiteren exemplarisch konkretisiert werden soll. Der als ‚theoretisch‘ relativierte Widerspruch zwischen unbegrenztem Verwertungszwang der agierenden Kapitale und den (wenn auch weitgesteckten und erweiterbaren) Grenzen der menschlichen Bedürfnisse macht sich empirisch durchaus in unterschiedlichen Ausdrucksformen geltend.²³

Nummehr zu den aktuellen Widersprüchen und Fehlentwicklungen:

(1) Die totalitäre Tendenz des Kapitalverhältnisses. Der immanente Wachstumsfixierung der kapitalistischen Produktionsweise war von Beginn an inner- und transgesellschaftlich wirksam, d.h. Expansion der kapitalverwertenden Ökonomie in wirtschaftliche Bereiche, die bisher noch überwiegend subsistenzbezogen strukturiert waren und nun rasch verdrängt wurden. Zugleich wurden die Landesgrenzen überschritten mit Waren- und auch schon Kapital- exporten sowie Annektionen in der Form von Kolonialisierung. Eine der heute aktuellen Ausdrucksformen dieser Tendenz ist die Einbeziehung des sozialstaatlichen Bereichs in die Sphäre der Kapitalverwertung. Z.B. wird damit die Leistungsgarantie prekär und Leistungskürzungen und -verteuerungen werden gleichsam entpolitisiert, somit noch leichter durchsetzbar. Auf die Spitze getrieben wird der Fundamentalismus der profitökonomischen Imperative und Kalküle, wenn sie, wie aktuell der Fall, auf Bereiche wie Hochschule, Justiz, Kultur, kommunale Verwaltung u.ä.m. angewandt werden.

(2) Die funktionslogische Gleichgültigkeit der Kapitalagenten gegenüber der natürlichen Umwelt ist eine Konsequenz des oben unter III genannten Widerspruchs der kapitalistischen Ökonomie. Beispiele, die gegen diese Feststellung häufig geltend gemacht werden, sind oft zutreffend, jedoch Ausnahmen. Dagegen ist die empirische Evidenz der generellen Berechtigung dieser Feststel-

²³ In der keynesianischen Wirtschaftslehre wird er z.B. anerkannt im Lehrsatz des (mit steigendem Einkommen) „abnehmenden Hanges zum Verbrauch“.

lung überwältigend. Ich verweise hier der Kürze halber nur auf das Scheitern der an Kyoto anknüpfenden Klimakonferenz in Den Haag im November 2000.

(3) Die wachsende Ungleichheit der Verteilung von Wohlstand, produktiven Ressourcen und Zukunftschancen im Weltmaßstab. Dieser immer wieder dokumentierte Tatbestand ist nicht monokausal erklärbar. Hier sei nur auf drei der beteiligten Faktoren verwiesen: Den Weltmarktprozessen ist ein Selektionsmechanismus eigen, der Ungleichheit der Potentiale, Vorteile und Chancen notwendig verstärkt. Der vor allem von den ökonomisch mächtigen Staaten und den von ihnen geschaffenen Agenturen auf andere Länder ausgeübte Druck, sich dem Weltmarkt zu öffnen, verschlechtert deren Lage häufig; eine naheliegende Folge, da ihnen als armen Gesellschaften weit weniger real nutzbare Vorteile entstehen. Oft wird westlicherseits das Fehlen ‚zivilisierter‘ und entwicklungsförderlicher Strukturen und Institutionen, Korruption und parasitäre Verhaltens- und Aneignungsweisen etc. in Staaten der Dritten Welt konstatiert. Diese Erscheinungen existieren, zu fragen ist aber, woraus sie letztlich resultieren? In nicht geringem Maße handelt es sich um Nachwirkungen früherer Kolonialisierung oder auch um Folgen westlicher „Entwicklungshilfen“ in der Form von Projekten, die ehr auf Eigeninteressen der Geber ausgerichtet sind und jedenfalls die realen Bedingungen und Bedürfnisse dieser Gesellschaften völlig verfehlen.

(4) Die Konzentration und Zentralisation von Kapital im internationalen Maßstab hat nach Umfang und Beschleunigung ein ungeheures Ausmaß erreicht und setzt sich fort.²⁴ Ursachen sind der Druck der Konkurrenz um Weltmarktanteile, um wissenschaftlich-technologische Spitzenpositionen, die exklusive Produktentwicklungen ermöglichen, sowie um Profitraten. Ermöglicht werden die konsensualen oder ‚feindlichen‘ Fusionen in immer gewaltigeren Kostendimensionen durch hohe Eigenmittel, aufgeblähte Geld- und Finanzmärkte und Abwicklung in Form wechselseitigen Aktientauschs. Im gegebenen Zusammenhang ist dieses Phänomen vor allem relevant im Hinblick auf die Strukturen ökonomischer Macht und gesellschaftlicher Herrschaft, sowohl in nationaler wie in internationaler Dimension, ein Aspekt, der selbst im kritischen Globalisierungsdiskurs ignoriert wird.

(5) Tendenz zu totaler Funktionalisierung des Menschen. Wir erleben zunehmende Verabsolutierung und Totalisierung der profitwirtschaftlichen Sphäre der Gesellschaft, ihrer Imperative, Normen, Indikatoren, Funktionserfordernisse etc. Diese reale Tendenz drückt sich aus und wird durchgesetzt als Deregulierung arbeits- und sozialrechtlicher Kodifikationen, Flexibilisierung und Verdichtung der Leistungsanforderungen, neue Unternehmens- und Verwertungskonzepte, Konsequenzen der elektronischen Arbeitsmittel u.a.m. Fokus dieser Entwicklung ist die hypertrophe Rationalisierungs- und Verwertungsfixierung mit der Konsequenz der Überstrapazierung des physischen, mentalen,

²⁴ Z.B.: J. Bischoff, P. Boccara, K. G. Zinn u.a. (Hg.), *Die Fusionswelle*, Hamburg 2000; W. Wolf, *Fusionsfieber, oder: Das große Fressen*, Köln 2000.

teils des kognitiven sowie des soziokulturell geprägten Leistungsvermögen wachsender Gruppen der abhängig Beschäftigten.²⁵ Ein bezeichnender Indikator dafür ist, daß in nicht wenigen Berufs- und Arbeitsbereichen die Mehrheit der Frauen und Männer vor Erreichung des regulären Rentenalters berufs- oder arbeitsunfähig wird. Eine der Ausdrucksformen der Absurdität des entfesselten Kapitalismus ist die *Gleichzeitigkeit* von Massenarbeitslosigkeit als Konsequenz permanenter Rationalisierungsrekorde und jener Überstrapazierung des Leistungsvermögens der (noch) Beschäftigten.

(6) Steigender Anteil der ausschließlich verwertungsgerichteten Wirtschaftsaktivitäten. Lehrbücher der Ökonomie beginnen noch heute mit Versionen der Sentenz, die Wirtschaft sei dazu da, die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ich hatte bereits korrigiert, daß das nur im Sinne eines nicht (oder allenfalls nachrangig) intendierten *Nebeneffekts* zutrifft. Wenn allerdings z.B. Marx den Produktionsprozeß von Mehrwert in der Kurzformel $G-W-W'-G$ ²⁶ ausdrückt, symbolisiert W' eine Ware mit Wert- und Gebrauchswerteigenschaft, deren Verkauf sowohl dem Verkäufer Mehrwert in Geldform einbringt wie dem Käufer die Nutzung des Gebrauchswerts der Ware, also Bedürfnisbefriedigung.²⁷

Erhellend, mir aber noch nicht bekannt geworden, wäre die Ermittlung des absoluten und relativen Anteils von sachlichem Aufwand, Einkommen und Profit am gesellschaftlichen Bruttoprodukt von jenen *Wirtschaftsaktivitäten*, deren Resultate *nicht* in die allgemeine („private“) Wohlstandsmehrung eingehen, die vielmehr innerhalb der Verwertungssphäre verbleiben.²⁸ Die Tätigkeiten, die hier gemeint sind, resultieren weniger in materiellen Gebrauchswerten als in Dienstleistungen. M.E. kann begründet unterstellt werden, daß der Anteil dieser Aktivitäten, die z.T. schon lange üblich, zum wachsenden Teil neu kreiert werden, zunimmt. Ein Musterbeispiel für die länger bekannten Formen ist die Wirtschaftswerbung, auch die Unternehmensberatung, jüngeren Datums sind Anlageberatung, die Lieferung von Technologie- und Organisations- und

²⁵ Z.B.: K. Pickshaus, Der Zugriff auf den ganzen Menschen. Neue Kapitalstrategien und das Arbeiten ohne Ende, in: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung Nr. 41, März 2000, 8-19; J. Rifkin, Access, Frankfurt/New York 2000, 132-146 u. Kapitel 8; L. Baier, Keine Zeit. 18 Versuche über die Beschleunigung, München 2000, Kapitel 12.

²⁶ Diese Formel wird zumeist als $G-W-G'$ zitiert; erhellender ist jedoch die Einfügung von W' als Symbol der *erzeugten* Ware, während W die vom Unternehmer zwecks Verwertung gekauften Waren Rohstoffe, Arbeitsmittel und Arbeit meint.

²⁷ Im gegebenen Kontext gilt das allerdings nur für die Waren des ‚privaten‘ Bedarfs, die durch Verkauf die Sphäre der Kapitalverwertung verlassen, ihre Kapitaleigenschaft verlieren und nur noch Gebrauchswerte sind. Sie sind es aber, die das eigentlich konstituieren, was noch Adam Smith unter dem „Wohlstand der Nationen“ verstand.

²⁸ Im Sinne der Marx'schen Werttheorie wäre zu klären, ob diese Aktivitäten Teile der Kapitalkosten bilden oder, was m.E. eher zutrifft, zu den von Marx als *faux frais* bezeichneten ‚toten Kosten‘ zählen, die den gesellschaftlichen Mehrwert mindern.

anderen –expertisen u.a.m., neue Schlager sind „Wissensmanagement“ und zahlreiche weitere über das Internet vermittelte Dienste in den Bereichen Industrie, Handel, Geld- und Kredit usw.

(7) Steigende Allgemerkosten der kapitalistischen Produktionsweise. Die Aufrechterhaltung und Erhöhung der Funktions- und Bestandsfähigkeit der kapitalistischen Produktionsweise verlangt Vorkehrungen, deren Kosten überwiegend nicht in der Wirtschaftsrechnung der Einzelkapitale berücksichtigt und folglich auch nicht von diesen getragen werden. Vieles spricht dafür, daß diese „Allgemerkosten“ in den hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaften überproportional steigen. Sie haben z.T. kompensatorischen Charakter: z.B. finanzielle Hilfen für vom Konkurs bedrohte Großunternehmen oder temporär notleidende Branchen, deren Zusammenbruch vermieden werden soll, oder die Kosten der bereits erwähnten vorzeitigen Arbeitsunfähigkeit u.ä.m. In den Blick der Öffentlichkeit geraten dagegen viel weniger politische Kosten, die insbesondere in Staaten anfallen, die weltweit die Interessen „ihrer“ Kapitale durchsetzen und sichern wollen. Dem sind in der heute ‚unipolaren‘ Welt, in der es politisch-militärische Bedrohung dieser Staaten faktisch nicht gibt, die enormen Ausgaben der Aufrechterhaltung hypertropher Militärpotentiale sowie überhaupt die einer kostenaufwendigen Außenpolitik zuzurechnen.

(8) Tendenzielle Stagnation des Breitenwohlstands. Obleich in national divergierendem Maße und Ausdrucksformen, ist auch in den fortgeschrittensten kapitalistischen Gesellschaften die Tendenz der Stagnation realer Wohlstandsentwicklung für breite soziale Schichten und Gruppen feststellbar. Dafür lassen sich zumindest drei Ursachen ausmachen, von denen zwei bereits benannt wurden: (a) „Privat“ zu tragende Mehrkosten für kommunale, medizinische, erzieherische u.a. Dienste sowie der Altersvorsorge, denen keine Wohlstandsgewinne entsprechen. Partiiell sind diese Kostensteigerungen Folge von Privatisierung und Deregulierung. (b) Konsequenz der Steigerung der zuvor genannten „Allgemerkosten“. (c) Ferner begegnen uns hier die Folgen der in den vergangenen zwei Jahrzehnten durchgesetzten Verschiebung der Verteilungsverhältnisse zugunsten der Bezieher hoher und höchster Einkommen.

(9) Problematisierung des verwertungsökonomisch-funktional geprägten Wohlstandsbegriffs. Der beim zuletzt bezeichneten Sachverhalt benutzte Wohlstandsbegriff ist kein anderer als der in den Gesellschaften mit kapitalistischer Produktionsweise soziokulturell verallgemeinerte und sich in seiner Grundtendenz verfestigende. Seine Hauptmomente sind: ausgeprägter Besitzindividualismus, gerichtet vor allem auf Erwerb der laufend erneuerten Kreationen der Unterhaltungs-, Kommunikations- und Freizeitindustrien in Gestalt technisch und/oder mikroelektronisch hoch entwickelter Geräte, umfassende Nutzung der in diesen Bereichen angebotenen Dienstleistungen und Einrichtungen; Orientierung an den ‚trendsettern‘ ständig wechselnder Moden und Fixierung auf alles „Neue“ und Scheinspektakuläre; hedonistische Disposition zu permanentem „Feiern“ und Teilnahme an Vergnügungen aller Art, vor-

nehmlich in variierenden Cliquen. Komplementär dazu – und diesem Verhältnis adäquat – ist die instrumentalistische Einstellung zur Lohnarbeit.

Das hier angedeutete Problem ist vielschichtig und kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Soviel sei aber behauptet: Theoretisch, analytisch und empirisch ist die *Leugnung* direkter und indirekter, intendierter und eigenwirksamer *Prägung* der Ausbildung individueller Sozialcharaktere, gesellschaftlicher Normen, Einstellungsmuster und Verhaltensdispositionen durch die Imperative, Leitbilder und Funktionserfordernisse der kapitalistischen Konkurrenz- und Verwertungsökonomie *unhaltbar*. Daß *diese* Ausprägung sozialer Subjektivitätsform im *Kontrast* steht zu Erkenntnis- und Verhaltensanforderungen, die die *wirklichen* sozialen, wirtschaftlichen, ökologischen, politischen und humanitären Gefährdungspotentiale unserer Zeit stellen, ist wohl unbestreitbar.

(10) High-tech-Euphorie und Total-Vernetzung. Es geht hier um einen Aspekt der Problematisierung der kapitalistisch erzeugten Gebrauchswerte. Die „New economy“ verklärt die Artefakte weltweit umfassender Informatisierung und Kommunikation zu einer Art Schlaraffenland. Wir treten demnach in eine allen offenstehende „Wissensgesellschaft“ ein, lernen lebenslang, werden total aufgeklärt und demokratisch beteiligt, nutzen die aktuellsten wissenschaftlichen Erkenntnisse, eröffnen uns alle Chancen etc. Ohne den Produkten und Möglichkeiten der IuK-Industrie einen (je berufs-, status-, interessen- etc. spezifischen) Gebrauchswert abzusprechen, muß jedoch – hier der Kürze halber nur zwei von vielen notwendigen Relativierungen – beachtet werden: Zum einen sind Informationen an sich von begrenztem Nutzen, weil ihre Verwertung überwiegend gebunden ist an die Verfügung über Ressourcen wie Geld, Kapital, Besitz, Macht u.ä.m. Zum anderen sind Informationen nur in besonderen Fällen lebenswichtig und man muß ihren Gebrauchswert abwägen im Verhältnis zu „Gütern“ existentiellen Bedarfs, die in der Gesellschaft exzessiver Profitfixierung diskriminiert und verknappt werden, wie Gesundheitsvorsorge, Kinderbetreuung, gesichertes Alter u.ä.m.

(11) Reale negative Utopie: Der Mensch als Ware nach Maß. Eröffnet die digitale und mikroelektronische Revolution mit ihren anwendungsbezogenen Kreationen die Aussicht auf gefeierte, schier grenzenlose Märkte, so rückt bereits ein neuer Markt in den Blickpunkt, vor dem die einen in heißer Erwartung, die anderen in tiefer Bestürzung erzittern: Der Markt für nach Maß gentechnisch gestylte Kinder. Gegen diese Horrorperspektive gibt es zwei Haupt Einwände: (a) Das gezielte Klonen von Erbgut durch DNS-Manipulation sei noch nicht möglich und (b) werde es nie sanktioniert, also erlaubt werden. Hinsichtlich des ersten Arguments vertreten Experten gegensätzliche Positionen; im dtv-Lexikon 1997 (Bd.6, S. 275) heißt es lapidar: „Für den Menschen wünschenswerte Genkombinationen können hergestellt werden.“ Das zweite Argument überzeugt nicht im geringsten. Ich kenne kein Beispiel verwertbarer (im Sinne der Kapitalverwertung) Erkenntnisse und Entwicklungen, die nicht früher oder später kommerzialisiert wurden. In den USA gibt es das Kind nach

Maß bereits (Anteil an der Geburtenrate: 2%). Allerdings nicht als geklontes Wesen, sondern aus Samenbanken für Frauen, die nur durch Implantation von Fremdspermen befruchtet werden können. Immerhin haben diese bereits freie Wahl bestimmter Eigenschaften des erwünschten Nachwuchses. Die ethischen Bedenken sind mithin in der Praxis schon vom Tisch. Also wird auch dieser ungeahnt kommerzialisierbare Gebrauchswert die Phase der Massenherstellung erleben. Die Perspektive ist nichts weniger als ein Hyperfaschismus.

(12) Die „Neue Weltordnung“. Kritik der politischen Ökonomie muß Kritik der Politik einschließen. In der Phase kapitalistischer Globalisierung gilt das vor allem für die internationale Politik. Der Asymmetrie der Verteilung ökonomischer Macht entspricht die der politisch-militärischen in den internationalen Beziehungen. Konstituieren in der Weltwirtschaft die OECD-Staaten gleichsam die Oberklasse, die breitere Spitze von Reichtum und ökonomischer Macht, so in der Weltpolitik die NATO und ihre Mitgliedsstaaten. Die engen Spitzen beider Hierarchien vereinigen sich zu einer in Gestalt der G-7.²⁹ In der Weltpolitik stehen heute zwei (ungleich starke) Tendenzen im Widerstreit. Die eine artikuliert sich vor allem durch die Generalversammlung der UNO. Sie intendiert eine stärkere Gewichtung der Staaten der Dritten Welt und komplementär striktere Verpflichtung der Großmächte, ihrer Allianzen und Agenturen zur Respektierung der egalitäreren und partizipatorischeren UN-Charta sowie anderer völkerrechtlicher Normen und Verträge. Die zweite Tendenz findet aktuellen Ausdruck in der Neuformulierung der NATO-Strategie 1999: Die Welt ist unsere Interessen- und Aktionssphäre. Dieser imperialistische Anspruch versteckt sich hinter ständiger Deklaration demokratischer, zivilgesellschaftlicher, menschenrechtlicher und moralischer Prinzipien, die in dieser Weise für die eigenen Interessen instrumentalisiert werden. Diese werden jedoch kompromißlos verfolgt unter willkürlicher Feindbestimmung, völkerrechtswidrigen Gewaltandrohungen sowie realer und bewiesener Gewaltbereitschaft.

²⁹ Die Hinzuziehung Rußlands bei politischen Fragen („G-8“) ist nicht Ausdruck der Bedeutung und Macht dieses Staates, sondern des westlichen Interesses an seiner politisch-militärischen Bindung an eine kurze Leine.

Zivilisierung und Unterdrückung

Über die Zukunftsfähigkeit einer kapitalistischen „Moderne“

„Alle Errungenschaften der Moderne tragen so lange einen ambivalenten Charakter, wie sie Bestandteile einer Gesellschaft der Klassenherrschaft sind.“
(Heinz Jung)

I.

Im Entwurf zu einem neuen Parteiprogramm der PDS¹ haben sich Sichtweisen durchsetzen können, die in entscheidenden Punkten vom 1993 verabschiedeten Parteiprogramm abweichen: Der Kapitalismus soll neu bewertet, ein prinzipiell positiver Charakter der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt und vom „Klassenkampfdenk“ Abschied genommen werden. An entscheidender Stelle konstatiert der „Programm-Entwurf“, daß die gegenwärtige Gesellschaft „allein mit dem Begriff Kapitalismus nicht wirklichkeitsgerecht erfaßt werden kann.“ Sie wäre stattdessen in einem umfassenderen Sinne als eine „Moderne“ zu klassifizieren, die zwar noch kapitalistische Grundzüge besäße und von vielen Widersprüchen geprägt sei, jedoch auch die Mechanismen ihrer Überwindung hervorgebracht habe. Den Initiatoren einer Programm-Revision ist es damit gelungen, Positionen festzuschreiben, die von ihnen und ihren konzeptionellen Vordenkern schon seit mehr als einem Jahrzehnt vertreten werden: „Die bürgerliche Gesellschaft, in den Betrachtungen des kanonisierten Marxismus-Leninismus in einer allgemeinen Krise gewährt, präsentiert zum Ende des 20. Jahrhunderts strukturelle Ansätze für die Evolution des 21. Jahrhunderts [...] Sie verfügt über Modernequalitäten, die auch für zukünftige Entwicklungen offen sind.“ (Klein 1991a, 16) Immer wieder haben die „Modernisierer“ ihre Sichtweise von einer geläuterten und auch in ihrem gegenwärtigen Zustand zukunftsweisenden „Moderne“ apodiktisch präsentiert. Gleichzeitig haben sie die Anerkennung eines „erfolgreichen, überlegenen Kapitalismus“, in dem sich „die grundlegenden Errungenschaften der Moderne“ bündeln würden (M. Brie, zit. nach Junge Welt vom 28. 2. 2000), zu einem Prüfstein für die „Politikfähigkeit“ (A. Brie) der PDS erklärt.

¹ Auf Initiative des Parteivorstandes hat eine Programm-Kommission im Frühjahr 2000 den Entwurf für ein neues PDS-Programm vorgelegt. Diesem Entwurf einer Mehrheit in der Programm-Kommission wurde von drei Mitgliedern (Michael Benjamin, Uwe-Jens Heuer und Winfried Wolf) eine kritische Stellungnahme entgegengesetzt, in der sie jene Punkte thematisierten, in denen kein Konsens erreicht werden konnte. Den Text der Kommissionsmehrheit habe ich im folgenden als „Programm-Entwurf“ zitiert.

Referenzstatus hat ein „Moderne-Begriff“, der in der kritischen Gesellschaftstheorie als „Sozialmythos“ (Wehling 1992) beschrieben worden ist, weil mit seiner Hilfe die sozialen Organisationsprinzipien des Kapitalismus als überhistorischer Vergesellschaftungsmodus und das kapitalismuskonforme Denken als von globaler und „zivilisationsgeschichtlicher“ Allgemeingültigkeit festgeschrieben werden: „Die Durchsetzung der Moderne erscheint damit an die Entwicklung und Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise und Gesellschaft gebunden und der Sozialismus kann als illegitimer Ableger der Moderne oder gar als Rückfall in die Prämoderne denunziert werden.“ (Jung 1992, 201)²

Mit Formulierungshilfen dieser „sozialwissenschaftlichen Diskussion“ (Programm-Entwurf) werden als „Zivilisationsgewinne moderner bürgerlicher Gesellschaften“ (Klein 2000) solche politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen „Basisinstitutionen“ wie Markt, Konkurrenz, Internationalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft, Individualisierung, sozialstaatlicher Kompromiß, geistige und kulturelle Vielfalt indiziert (vgl. Reissig 1992, 26). Mit der flankierenden Unterstützung eines systemtheoretischen Begriffsschemas³ werden wesentliche Zusammenhänge des sozialen Geschehens gedanklich so präpariert, daß es möglich wird, die sozio-kulturellen Krisenentwicklungen als „Abweichungen“ von den eigentlichen, zivilisationsgeschichtlich vorwärtsweisenden Potentialen einer „marktwirtschaftlichen Moderne“ (Klein) zu klassifizieren.⁴ Diese „Modernequalitäten“ (Klein) – die tatsächlich existieren, jedoch höchst widersprüchlich ausgeprägt sind – sollen sauber von der Tatsache ihrer systematischen Verformung getrennt werden (vgl. Seppmann 2000).

Zwar sollen „an die Stelle der Dominanz der Kapitalverwertung über Richtung, Gestalt und Tempo des Wandels der menschlichen Zivilisation die Dominanz sozialer, kultureller und ökologischer Zielsetzungen“ (Gysi-Thesen) treten. Jedoch folgt daraus keine Infragestellung der Strukturprinzipien der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Im Gegenteil: „Der moderne Sozialismus ... ist nicht ‚anti-kapitalistisch‘ im Sinne der Ablehnung seiner Kapitalverwertungsökonomie, er will Kapitalverwertung durch gesellschaftliche Institutionen gestalten.“ (Land 1999, 811) Das Profitprinzip soll durch soziale Kontrolle „domestiziert“, aber grundsätzlich nicht in Frage gestellt werden (vgl. Heininger 2000). Dann stellt sich jedoch die entscheidende Frage, in welcher Weise und mit welchen Mitteln die „Evolutionspotentiale“ durchgesetzt werden können. In diese geistigen Kosten stürzt sich der Moderne-

² Ich habe mich an anderer Stelle ausführlich mit der widersprüchlichen Begründung dieses Moderne-Konzeptes und ihren weltanschaulichen Verstrickungen auseinandergesetzt, vgl. Seppmann 2000.

³ „Zur Dynamik der Entwicklung der kapitalistischen Moderne trägt erheblich deren Ausdifferenzierung in relativ autonome gesellschaftliche Teilsysteme - etwa Wirtschaft, Politik, Kultur und Recht - bei, die sich jeweils nach eigenen inneren Maßstäben entwickeln.“ (Klein 2000)

⁴ Zur Begründung dieses Konzeptes vergl.: M. Brie/D. Klein 1991a und 1991b.

Diskurs jedoch nicht. Nicht nur durch Formulierungen wie jene, die unterstellt, daß „aus der kapitalistischen Dynamik selbst ... unverzichtbare Zivilisationsgewinne erwachsen“ (Klein 2000), resultiert der Eindruck, daß ganz im Sinne einer tradierten Geschichtsphilosophie (wenn auch mit umgekehrten Vorzeichen) die historische Entwicklung als geradlinige Progression begriffen wird.

II.

Daß die bürgerliche Entwicklung die Möglichkeiten zur zivilisatorischen Weiterentwicklung geschaffen hat, ist keine „Entdeckung“, auf die der „Modernisierungs“-Flügel in der PDS einen Originalitätsanspruch erheben kann. Im Prinzip haben es Marx und Engels nicht anders gesehen. Mehr als einmal haben sie die zivilisatorischen Leistungen der bürgerlichen Gesellschaft gerühmt und ihre fortschrittliche Rolle hervorgehoben (erinnert sei nur an die emphatischen Formulierungen im „Kommunistischen Manifest“). Jedoch gibt es einen entscheidenden Unterschied. Sie vermeiden den Eindruck, als ob sich aus diesen Möglichkeiten selbsttätig der historische Fortschritt entwickeln könnte. Sie haben die Entwicklungspotentiale nur als Chance begriffen, die gegen bornierte Klasseninteressen und eine regressive Eigendynamik der „Moderne“ durchgesetzt werden müssen; ihnen war bewußt, daß die bürgerlichen Fortschrittsbedingungen eine sehr zweischneidige Sache sind: Auch die realen Entwicklungsmöglichkeiten bleiben durch ihre repressiven Entstehungsbedingungen, eine „Logik“ der Klassengesellschaft geprägt.

Entfalten könnten sich die Fortschrittspotentiale erst nach Überwindung ihrer antagonistischen Überformung. Im „Elend der Philosophie“ schreibt Marx dazu: „Da es vor allen Dingen darauf ankommt, nicht von den Früchten der Zivilisation, den erworbenen Produktivkräften ausgeschlossen zu sein, so wird es notwendig, die überkommenen Formen, in welchen sie geschaffen worden, zu zerbrechen.“ (MEW, Bd. 4, 140f.) Die Frage der Überwindung der Verhältnisse, die einer Entfaltung der zivilisatorischen Errungenschaften im Wege stehen, hat für ihn Notwendigkeitscharakter. Nicht im Sinne eines sozialen oder technologischen Determinismus, sondern einer realen Dialektik von Fortschritt und Regression: „Neben den modernen Notständen drückt uns eine ganze Reihe vererbter Notstände, entspringend aus der Fortvegetation altertümlicher, überlebter Produktionsweisen, mit ihrem Gefolg von zeitwidrigen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen. Wir leiden nicht nur von den Lebenden, sondern auch von den Toten. Le mort saisit le vif!“⁵ (MEW, Bd. 23, 12f.) Marx war sich bewußt, daß durch die Verzögerung möglicher Entwicklungsschübe die Widersprüche zunehmen und immer größere Anstrengungen unternommen werden müssen, um den überholten sozio-kulturellen Reproduktionsmechanismus am Leben zu erhalten. Beides kann gravierende antizivilisatorische Konsequenzen haben. Es ist bestenfalls naiv, im Windschatten systemtheoretischer Prämissen sich so zu verhalten, „als ob es nur weiterer

⁵ „Der Tote packt den Lebenden!“

„Modernisierung“ bedürfte, und alles wäre wachstumsökonomisch und wachstumspolitisch in Ordnung.“ (Narr 1996, 254) In entscheidenden Bereichen muß stattdessen von der Dominanz regressiver Tendenzen, der Erosion zivilisatorischer Standards ausgegangen werden, weil die herrschenden Vergesellschaftungsmuster, die den aktuellen Problemen immer weniger angemessen sind, durch Inkaufnahme einer zunehmenden Widerspruchsentwicklung künstlich am Leben gehalten werden. Nur um den Preis intellektueller Selbstblockaden kann ignoriert werden, daß der Kapitalismus in Umbruch- und elementaren Krisensituationen zur Sicherung seiner Reproduktionsfähigkeit auch zivilisatorische Katastrophen in Kauf nimmt: Die bürgerliche Gesellschaft der Gegenwart ist immer noch die gleiche sozio-ökonomische Formation, die Auschwitz hervorgebracht hat! Auch deshalb steht „die Vorstellung einer gegenüber der sozialistischen Alternative sich hinziehenden Periode der Barbarei – einer auf den technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften der Zivilisation beruhenden Barbarei – ... im Mittelpunkt der Marxschen Theorie.“ (Marcuse 1973, 39) Die im Modernisierungs-Diskurs bewunderte „Flexibilität“ und „Selbststabilisierungsfähigkeit“ der kapitalistischen Gesellschaft umfaßt auch das Instrumentarium der Selbstzerstörung. Die beiden globalen Kriege des 20. Jahrhunderts stehen in einem ebenso engen Verhältnis zu dieser Widerspruchsstruktur, wie aktuelle Tendenzen neofaschistischer Barbarei und sozio-kultureller Entzivilisierung.

Der Hinweis von Marx, daß die polaren Klassen in einer nicht gemeisterten historischen Umbruchsituation auch gemeinsam untergehen können und Rosa Luxemburgs Verständnis der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen im entwickelten Kapitalismus als Kampf um die Alternative „Sozialismus oder Barbarei“ weisen in diese Richtung. Von einem solchen kritischen Gegenwartsbewußtsein scheint der Modernisierungs-Flügel in der PDS jedoch unberührt zu sein. Auch die humane und natürliche Ressourcen verschleißenden Zirkelbewegungen des konkurrenzgeprägten Innovationsstrebens und einer ausbeutungsgeprägten Produktivkraftentwicklung werden von ihm noch als „zwanghafter Vorgang einer nicht endenden Kette von Modernisierungen“ mit Fortschrittsstatus interpretiert: „In moderne Gesellschaften sind ‚Evolutionenmaschinen‘ eingebaut.“ (Land 1999, 813) Spätestens mit diesen Vorstellungen bleibt der Moderne-Diskurs hinter den Erfordernissen eines zeitgemäßen Sozialismusverständnisses zurück, das – wenn es mehr als ein funktionales Element bürgerlich-parlamentarischer Politikvermittlung sein will – unverwechselbare Emanzipationsperspektiven artikulieren und die virulenten Formen der Selbstunterdrückung und geistig-emotionaler Fremdbestimmung thematisieren muß.

Weil die Menschen durch die Lebenspraxis im Risikokapitalismus bis in die Tiefendimensionen ihrer Psychostruktur geprägt sind, müssen aktuelle Perspektiven der Gesellschaftsveränderung eine „kulturrevolutionäre“ Radikalität aufweisen. Denn aufgrund „der tendenziell totalen Vermarktung aller Lebens-tätigkeiten“ und der kapitalkonformen Instrumentalisierung der Menschen ist

es evident, daß „eine Veränderung allein der ‚Produktionsverhältnisse‘ und der ‚Produktionsweise‘“ (Braun 1999, 118), genauso wenig ausreicht, wie eine Teilnahme an zivilgesellschaftlichen „Interaktionen“ (Land). Nicht nur die Produktionsverhältnisse müssen transformiert werden, sondern auch die von diesen geprägten Formen der Technik und der Naturaneignung, der Lebensgestaltung und der psychischen Reaktionen. Der Sozialismus muß eine Kulturrevolution intendieren, die das selbstunterdrückende Erbe und die tiefsitzenden Deformationen der Menschen thematisiert. Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um „die Wiedereinbeziehung der durch die Tradition der ausbeuterischen Zivilisation verkürzten, verstümmelten und verzerrten menschlichen Fähigkeiten, Bedürfnisse und Befriedigungen in die Zivilisation selbst ... [um] die unterdrückte Einbildungskraft und Sensibilität des Menschen zu aktivieren und sie als Fähigkeiten für den radikalen Neuaufbau der Realität zu nutzen“ (Marcuse 1999, 74).

Eine zukunftsfähige Sozialismus-Theorie kann nicht unvermittelt an die tradierten sozio-ökonomischen Reproduktionsformen und kulturellen Zivilisationsmuster anschließen, denn die antagonistische Form der „Zivilisierung“ ist permanent von einem Rückfall in die Barbarei bedroht: „Zivilisierung“ ist nicht mit der unumkehrbaren Pazifizierung des menschlichen Sozialverhaltens gleichzusetzen; zu offensichtlich ist das Selbstzerstörungspotential der entwickelten „Industriegesellschaft“, so daß die Konzepte „der Zivilisierung durch die längst überfällige Theorie der Entzivilisierung zu ergänzen“ (Breuer 1993, 39) wären.

Die Entwicklung pazifizierter Verhaltensformen geht in der Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft mit gesteigerten Formen der Selbstdisziplinierung und einer Tendenz zur Selbstunterdrückung (an die wiederum die autoritätszentrierte Instrumentalisierung anschließen kann) einher. Der „Zivilisationsprozeß“ ist jedenfalls nicht jenes herrschafts- und interessenfreie Kontinuum, als das er in einer evolutionstheoretischen Interpretationsperspektive (an der sich auch die PDS-„Modernisierer“ orientieren) erscheint. Aus der repressiven Konstitution des Selbstzwangapparats resultiert eine latente Bedrohung der sozio-kulturellen Errungenschaften; die „sogenannte Zivilisierung“ (MEW, Bd. 4, 466) ist mit einer Vielzahl direkter und vermittelter Destruktionsformen verknüpft.

III.

Ein historisch neues Element im System der sozialen Kontrolle ist die aktive Beteiligung der Menschen an ihrer eigenen Unterdrückung. Die konsumgesellschaftlich definierten Freiheits- und Selbstverwirklichungsvorstellungen realisieren sich durch die „freiwillige“ Unterwerfung der gesellschaftlichen Subjekte unter die bestehenden Leistungsnormen. Dem Genuß ist die repressive Arbeit vorgelagert. Weil er einen integralen Bestandteil der individuellen Lebensgeschichte darstellt, wird der soziale Formierungszwang von den Subjekten aber nicht wahrgenommen. Denn von der „gespeicherten Gewalt in den

Kulissen des Alltags geht ein beständiger, gleichmäßiger Druck auf das Leben des Einzelnen aus, den er oft kaum noch spürt, weil er sich völlig an ihn gewöhnt hat, weil sein Verhalten und seine Triebgestaltung von der frühesten Jugend an auf diesen Aufbau der Gesellschaft abgestimmt worden sind.“ (Elias, Bd. II, 325f.)

In seiner verinnerlichten Form besitzt das gesellschaftliche Normengefüge auch einen unterdrückenden Charakter; im Selbstzwang manifestiert sich gesellschaftliche Herrschaft. Die Normierung der Triebe und die Formierung der Verhaltensstandards sind das Produkt einer konkreten Machtkonstellation; sie sind Ausdruck der Anpassung der Menschen an die kapitalistischen Formen der Rationalität und Arbeitsdisziplin: Die Individuen werden durch die konkurrenzgeprägte Lebenspraxis bis in die Tiefendimensionen ihrer Psychostruktur geprägt.

Gesteigerter Triebverzicht sowie die erzwungene Erweiterung individueller Leidens- und Leistungsfähigkeit sind Bestandteile des „ambitionierten“ Programms, das den Prozeß der Konstituierung und Etablierung der kapitalistischen Produktionsweise begleitet hat. Die Übernahme dieser Ebene der „zivilisatorischen“ Standards (die in jeder individuellen Sozialisation immer wieder nachvollzogen wird) ist als Prozeß der Selbstunterdrückung organisiert und innerhalb bestimmter Konstellationen der Resonanzboden von Selbst- und Fremdhaß, wie auch von Aggressionsneigungen gegen andere. Einseitig auf Selbstkontrolle und Techniken der Objektbehandlung konzentriert, bleiben im Rahmen der kapitalistisch orientierten Zivilisation die sozialen Fähigkeiten unterentwickelt. Deshalb können in ökonomischen und sozio-kulturellen Krisenzeiten „die zivilisatorischen Hüllen des ‚Kulturmenschen‘ den Belastungen nicht standhalten. Die schon in Normalzeiten eingeübte Haltung der Konkurrenz – an Prinzipien einer individualistischen Leistungsethik orientiert – gerät zum gruppenegoistischen Kampf zur Behauptung der eigenen Privilegien.“ (Wacker 1979, 118)

Durchsetzungs- und Gewaltbereitschaft lassen sich jedoch nicht auf psychosoziale „Ausnahmesituationen“ reduzieren. Den Entwicklungsformen der bürgerlichen Gesellschaft selbst sind antizivilisatorische Momente inhärent: Durch den Marktmechanismus als gesellschaftliches „Basisprinzip“ erzeugt sie mit den sozialen Vernetzungen gleichzeitig die Bedingungen für Atomisierung und Ausgrenzung. Sozial bestehen kann nur, wer sich gegen andere durchsetzt. Deshalb sind aggressive Verhaltensmuster eine zwangsläufige Begleiterscheinung der alles beherrschenden Dynamik des kapitalistischen Konkurrenzprinzips, dessen „Wesen, wie sehr es sich zu Zeiten [auch] versteckte, ist die Gewalt, die sich heute offenbart.“ (Horkheimer/Adorno 1969, 178)

Die alltägliche Gewalt in den Formen einer bedingungslosen Durchsetzungsbereitschaft ist die unvermeidliche Konsequenz der Universalität des Imperativs der Kapitalverwertung und der damit gesetzten Tendenz zur „Leistungssteigerung“ und sozialen Positionsbehauptung. Durch die kapitalistische Lebenspraxis entwickelt sich ein Denken in den Kategorien von Über- und Un-

terordnung, Akzeptanz und Ausgrenzung, denn immer größere Anstrengungen müssen unternommen werden, um sozial „mithalten“ zu können und um den erreichten Status zu sichern. Das Leistungsprinzip (als Kehrseite der Konkurrenzdynamik) bringt sich auch in den Lebensverhältnissen jenseits der Erwerbswelt immer stärker zur Geltung; es strahlt auch auf das „postmaterielle“ Leben, den sozialen Habitus ebenso wie die Mentalitätsformen aus. Mit der Beschleunigung der ökonomischen Reproduktionsgeschwindigkeit verändern sich alle Lebensbedingungen; tendenziell gleichen sich auch die alltäglichen Verhaltensweisen dem Zeitverständnis im Wirtschaftsleben an.⁶ Weil „die fieberhafte Betriebsamkeit in diesem Sektor der Gesellschaft ... sich auf alle übrigen ausgedehnt hat ... ist Krise und Anomie zum Dauerzustand und sozusagen normal geworden.“ (Durkheim 1973, 292)

Noch grundlegender für den zivilisationsgeschichtlichen Doppelcharakter der bürgerlichen Gesellschaft ist ihr ökonomisch vermittelter Selektionsmodus. Sozial integrierbar ist nur das ökonomisch verwertbare. Was keinen Marktwert besitzt wird tendenziell ausgegrenzt, seien es künstlerische Produkte oder nicht benötigte Arbeitskraft-Verkäuferinnen und -Verkäufer. Die ökonomische Ausgrenzung verdichtet sich durch die vorherrschenden Formen der Widerspruchsverarbeitung zu einer sozio-kulturellen: Wer arbeitslos und „desintegriert“ ist, erlebt sich als „Versager“ und zieht sich schuldbewußt vom sozialen Geschehen zurück. Damit zerstört die arbeitsplatzvernichtende Produktivkraftentwicklung das normative Fundament der „Leistungsgesellschaft“. Weil der Ausschluß großer Bevölkerungsgruppen aus der Arbeitswelt auf der individuellen Ebene psychische Instabilitäten erzeugt und normativen Orientierungsverlust bewirkt, wird die Entstehung von Gefühlen der Bedrohung und Ratlosigkeit gefördert, die einen fruchtbaren Nährboden für Ressentiments und Haßsyndrome bilden. „Das heißt nach den europäischen Standards dieses Jahrhunderts, daß die politischen Formen dieser Zivilisation zerschlagen werden.“ (Koch 1995, 10)

IV.

Die zivilisatorische Entwicklung beschränkt sich zwar nicht auf die menschliche Selbstunterdrückung, jedoch zählt es zu den Defiziten der Zivilisationstheorie von Norbert Elias, diese Seite nicht ausreichend reflektiert zu haben (Elias 1976; vgl. ders. 1979, 1987). Die Vernachlässigung der repressiven

⁶ Entgegen den Annahmen jener Theoriekonstruktionen, die die Gesellschaft in disparate (bestenfalls lose zueinander vermittelte) Wirkungsbereiche auflösen, beeinflussen die sozio-ökonomischen Basis-Prozesse alle anderen sozialen Bereiche in elementarer Weise. Für eine realistische Gesellschaftstheorie bedeutet „Beeinflussung“ natürlich nicht Determination: Jede soziale Subtotalität reproduziert ein eigengesetzliches Bedeutungsspektrum, besitzt eine Reihe unterschiedlicher Möglichkeiten, auf die objektiven Einflußfaktoren zu reagieren, gerade weil sie Momente eines „übergreifenden Ganzen“ (Marx) und „Unterschiede innerhalb einer Einheit“ (Marx 1953, 20) sind.

Dimension des Zivilisationsprozesses, die Verdrängung der bürgerlich-kapitalistischen Instrumentalisierung der Selbstzwangsformen und Disziplinierungsmuster ist Ausdruck seiner theoretischen Grundorientierung: Im Kontext eines evolutionären Geschichtsverständnisses wird „gesellschaftliche Höherentwicklung“ als Ergebnis sozialer Funktionsdifferenzierung und der Herausbildung eines staatlichen Machtmonopols verstanden; die Abhängigkeit von den klassischen Evolutionstheorien des 19. Jahrhunderts (Comte und Spencer) ist offensichtlich.

Während Elias der Illusion einer weitgehend automatischen Entwicklung der zivilisatorischen Standards verpflichtet ist, bleibt die Freudsche Psychoanalyse von einer tiefen Skepsis gegenüber den Widersprüchen der (bürgerlichen) Kulturentwicklung geprägt. Die psychische Selbstdeformation wird zur Kenntnis genommen und als selbstverständlicher Preis des sozio-kulturellen Fortschritts angesehen. „Im Vergleich zu Elias, haben für Freud die Errungenschaften der Zivilisation einen viel ambivalenteren Charakter. Das betrifft nicht nur die Tatsache, daß Triebversagen individuelles Leiden hervorbringt und zu der Frage nötigen, ob eine Kultur, in der die größere Stabilität mit der Vergrößerung des individuellen Unglücks erkaufte ist, sich wirklich lohnt. Es betrifft darüber hinaus in einem ganz fundamentalen Sinn die Paradoxie einer Kultur, die auf dem gleichen Wege, auf dem sie begründet wird, ihre eigene Negation hervortreibt“ (König 1993, 211). Der Zwangscharakter der zivilisatorischen Entwicklung mindere sich nicht durch die Verwandlung von äußeren in inneren Zwang. Die institutionell verankerte Repression bleibe Grundlage der Kultur und kann nicht überwunden werden: Deshalb muß „die Erziehung ... hemmen, verbieten, unterdrücken“ (Freud 1952ff., Bd. XV. 160), um die Disziplinierung zu gewährleisten. Bei der Entwicklung jeder individuellen Psyche seien deshalb die Unterdrückungserfahrungen der gesamten Zivilisationsgeschichte präsent: „Kultur ist durch Verzicht auf Triebbefriedigung gewonnen worden und fordert von jedem neu Ankommenden, daß er denselben Triebverzicht leiste.“ (Freud 1980, 42) Dadurch sei die Möglichkeit individueller und kollektiver Regressionen, d.h. zur Rückbildung der Selbststeuerungsfähigkeiten, mitgesetzt (vgl. ebd. 45f.).

Doch trotz seines entwickelten Problembewußtseins dringt auch der Begründer der Psychoanalyse nicht zu einer sozio-historischen Erklärung dieses Widerspruchsprozesses vor. Beide Denker repräsentieren die entgegengesetzten Pole bürgerlichen Selbstbewußtseins. Elias' Vermutung, daß die in der Marktgemeinschaft zwangsläufig zunehmende Affektkontrolle eine Garantie für die prinzipielle Pazifizierung der sozialen Verkehrsformen sei, bleibt ebenso einseitig, wie Freuds Auffassung der zivilisationsgeschichtlichen Notwendigkeit der Unterdrückung und sein Hinweis auf die „primäre Feindseligkeit der Menschen gegeneinander“ als Ursache für den drohenden Zerfall der „Kulturgesellschaft“. Der unbedingte Optimismus auf der einen wie auch die kulturskeptische Sichtweise auf der anderen Seite entstehen durch die Abstraktion von der Tatsache der „Widersprüchlichkeit des Fortschritts ... [als] ein allge-

meines Problem der Entwicklung der Klassengesellschaft". (Lukács 1984, 113) Durch den Verzicht auf soziologische Konkretisierung verabsolutieren beide Denker reale, gleichwohl aber fragmentarische Erfahrungselemente. Denn genau so wenig, wie eine gradlinige Fortschrittslogik existiert, produziert die Zivilisation ihrerseits mit Notwendigkeit ihre eigene Zerstörung.

Viel stärker, als es von Elias berücksichtigt wird, drückt das ökonomische Verwertungsinteresse der bürgerlichen Klasse den historischen Modifikationen der Verhaltensformen und dem Mentalitätswandel seinen Stempel auf. Es entspricht jedoch dem gewöhnlichen Modus der bürgerlichen Legitimationsreden, das ökonomische Interesse hinter angeblichen Sachzwängen der „Natur“, der „Technik“ oder in diesem Falle den kulturellen „Notwendigkeiten“ verschwinden zu lassen. Durch diese ideologische Disposition gelingt es dem bürgerlichen Bewußtsein den sozialen Antagonismus als seine eigene Existenzvoraussetzung zu verschleiern: Durch ein dichtes Netz ideologischer Selbsttäuschungen entwickelt sich die „tiefe Heuchelei der bürgerlichen Zivilisation und die von ihr nicht zu trennende Barbarei“ (MEW Bd. 9, 225).

Jedoch auch Elias' Beschäftigung mit dem Zusammenhang von „Zivilisation und Gewalt“ und seiner Frage nach den Ursachen für den „Zusammenbruch der Zivilisation“ in der Zeit der faschistischen Herrschaft (vgl. Elias 1990, 223ff.) bleibt in den entscheidenden Punkten defizitär. Für die Verbindung des Grauens mit der „Normalität“ kann er keine schlüssige Erklärung anbieten, so daß letztlich - folgt man seinen Gedankengängen - das Auftreten von „Rohheit und Barbarei“ auf der Grundlage von „Standards, die man als Kennzeichen höher entwickelter Gesellschaften der Gegenwart aufzufassen gewohnt ist“ (ebd., 394), als unerklärliche „Regelverstöße“ erscheinen. Elias führt zwar eine Reihe der historischen Umstände und Entwicklungstendenzen an, die für das Verständnis der deutschen Katastrophe unverzichtbar sind, die alleine die barbarische Regression jedoch nicht erklären können. Schon Lukács hatte in seinen historisch-kritischen Analysen des deutschen Irrationalismus (vgl. u.a. Lukács 1982, 1984) deutlich gemacht, daß der faschistische Zivilisationsbruch nicht alleine aus den „Besonderheiten“ der deutschen Geschichte zu verstehen und die faschistische Ideologie nicht gradlinig aus der Geistesgeschichte abzuleiten sei, obwohl alle ihre Elemente dort vorzufinden sind. Begreifbar wird der Faschismus nur als Ausdruck spezifischer Klasseninteressen, als Herrschaftssystem in einer sozialen Konfrontationsphase in Kombination mit „industriegesellschaftlichen“ Selbstzerstörungspotentialen. Jedoch gerade diese ab einem gewissen Punkt selbstzerstörerische Dynamik der klassenförmigen Strukturierung der zivilisatorischen Entwicklung, der durch den kapitalistischen Vergesellschaftungsmodus verursachte Umschlag von Rationalität in Irrationalität und von Zivilisation in Barbarei, wird in der Elias'schen Beschäftigung mit der „deutschen Frage“ ausgeklammert.

Im Gegensatz zu Elias hat Freud sich intensiv mit den ambivalenten Tendenzen der modernen „Kultur“ auseinandergesetzt, jedoch nur, um ihren prinzipiell repressiven Charakter zu konstatieren und die damit verbundenen Gefahren

eines antizivilisatorischen Rückschlags zu beschreiben. Da nach Freud die gesellschaftliche Regulationsinstanz „Gewissen ... in seinem Ursprunge ‚soziale Angst‘ und nichts anderes“ sei (Freud 1980, 40), blieben kulturelle Verfallstendenzen und soziale Unterdrückungszustände ständige Begleiterscheinungen der „Zivilisation“. Weil Freud den Eindruck erweckt, daß die Selbstrepression unverzichtbar für die Kulturschöpfung sei, haftet auch den antizivilisatorischen Prozessen etwas Zwangsläufiges an. Damit webt Freud mit an einem weltanschaulichen Schleier, der die realen Grundlagen der bürgerlichen Existenz verdeckt. Denn diese „Erklärung“ der zivilisatorischen Widerspruchsentwicklung erfüllt objektiv die Funktion, die Ideologie einer Absurdität der menschlichen Existenz und der Vergeblichkeit allen Veränderungsbemühens zu bestätigen. Ihre Überzeugungskraft gewinnt diese Verallgemeinerung eines verdinglichten Gegenwartsbewußtseins durch die Ausblendung aller gegenläufigen Tendenzen; ideologische Hegemonie verfestigt sich durch die Tabuisierung perspektivischer Orientierungen, die das herrschende Vergesellschaftungsmodell in Frage stellen.

Es ist zwar nicht zu übersehen, daß die Gefahr eines zivilisatorischen Rückschlags in die sozio-kulturellen Reproduktionsmechanismen der westlichen Moderne eingebaut ist, jedoch tritt er nicht mit jener irreversiblen Konsequenz ein, die Freud oder eine geschichtsskeptisch konzipierte „Dialektik der Aufklärung“ unterstellen: „Die Herrschaft über die Natur reproduziert sich innerhalb der Menschheit.“ (Horkheimer/Adorno 1969, 99) Indem Horkheimer und Adorno jede Form menschlicher Auseinandersetzung mit der Natur unter generellen Repressionsverdacht stellen, konstruieren sie die abendländische Zivilisationsgeschichte als einen Prozeß irreversiblen Verfalls: „Der Fluch des unaufhaltsamen Fortschritts ist die unaufhaltsame Regression.“ (Ebd., 12f.)

Die Infragestellung (vgl. Kofler 1971) einer solch negativen Geschichtsmetaphysik hat nichts mit einer Verharmlosung antizivilisatorischer Tendenzen zu tun. Sie erinnert aber daran, daß nur unter ganz konkreten sozio-kulturellen Bedingungen der Umschlag in die Barbarei eine unumgängliche Begleiterscheinung des zivilisatorischen Prozesses ist. Denn zunächst repräsentiert die zivilisatorische Entwicklung – auch in ihrer kapitalistischen Form – sozialen und historischen Rationalitätsgewinn, sowie die Möglichkeit einer vernunftzentrierten Entwicklungsperspektive. Affektkontrolle und Selbstdisziplinierung verbessern die Ausgangsposition im kollektiven Prozeß der Naturbearbeitung, schaffen die Voraussetzung sozialer und individueller Entwicklung jenseits der unmittelbaren und drängenden Bedürfnisbefriedigung. Die zivilisationsgeschichtliche Rationalisierung ermöglicht das Herauswachsen der Gesellschaft aus archaischen Abhängigkeiten sowie blinden Zufällen und enthält das Versprechen auf sozio-kulturelle Selbstbestimmung. Die „auf Vermehrung und Entwicklung der Produktivkräfte gegründete Produktion von Surpluswert, erheischt Produktion neuer Konsumtion; ... ebenso die Entdeckung, Schöpfung und Befriedigung neuer aus der Gesellschaft selbst hervorgehenden Bedürfnisse; die Kultur aller Eigenschaften des gesellschaftlichen Menschen und Pro-

duktion desselben als möglichst bedürfnisreichen, weil Eigenschafts- und Beziehungsreichen – seine Produktion als möglichst totales und universelles Gesellschaftsprodukt – (denn um nach vielen Seiten hin zu genießen, muß er genüßfähig, also zu einem hohen Grad kultiviert sein) – ist ebenso eine Bedingung der auf das Kapital gegründeten Produktion.“ (Marx 1953, 312f.)

V.

Um die historisch produzierten Möglichkeiten einer allseitigen kulturellen Entwicklung und zivilisatorischen Pazifizierung zu entfalten, erweisen sich die herrschenden Vergesellschaftungsprinzipien jedoch immer deutlicher als Schranke. Sie repräsentieren nur noch ein negatives Sozialisationsprinzip, weil sie unterdrückende und zur Selbstunterdrückung führende Lebensverhältnisse künstlich am Leben erhalten. Hinter dem allgegenwärtigen Rationalismus und der Herrschaft des Kalküls verbirgt sich eine mächtige Tendenz zum Irrationalen. Denn die Rationalität ist nur auf das eigene Interesse, den augenblicklichen Erfolg und den unmittelbaren Verwertungszweck gerichtet. Doch erweist sich immer häufiger eine technisch sinnvolle Anordnung, ebenso wie so manche betriebswirtschaftlich sinnvolle Aktivität als schädlich für die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit: Praktizistische Rationalität schlägt um in soziale Unvernunft. Aufrechterhalten wird dieses selbstzerstörerische Organisationsprinzip durch die soziale Verallgemeinerung des ökonomischen Verwertungszwanges und seine Reproduktion durch das alles beherrschende Konkurrenzprinzip: „Konkurrenz wird zum zentralen Motor von Desintegration und damit der Auflösung des Sozialen.“ (Heitmeyer 1997, 11)

Die positiven Errungenschaften der fortgeschrittenen Naturbeherrschung drohen dann vom Grauenhaften verschüttet zu werden, wenn das komplizierte Beziehungsgeflecht von Triebmodulation, sozialen Kooperationsformen, Antriebskräften und Zielprojektionen zerstört wird, weil immer größere Kräfte zur Aufrechterhaltung eines überlebten Vergesellschaftungsmodells aktiviert werden müssen. Die entscheidenden Fragen der Zukunftsgestaltung und der zivilisatorischen Entwicklungsperspektiven sind auf dieser Problemebene angesiedelt: Wenn die den Menschen abgeforderte Triebunterdrückung das historisch notwendige Maß über einen längeren Zeitraum überschreitet, bricht der latente Widerspruch zwischen Lust- und Realitätsprinzip auf, Rationalität und Vernunft geraten in einen antagonistischen Gegensatz. Die künstliche Verlängerung überflüssiger Repressionsformen ergibt sich strukturell aus dem verwertungs- und konkurrenzgeprägten Innovationsstreben kapitalistischen Wirtschaftens. Rein quantitativ betrachtet steigt auch durch die konkurrenzbedingte Verschleißproduktion das Sozialprodukt – nicht aber der allgemeine „Wohlstand der Nationen“. Ein immer größerer Teil des Sozialprodukts – und das heißt konkret der menschlichen Lebensenergie – muß aufgewandt werden, um den sozio-ökonomischen Reproduktionsprozeß aufrecht zu erhalten. Auf der „lebensweltlichen“ Ebene ist dieser objektive Unterwerfungsprozeß über die manipulative Instrumentalisierung der Bedürfnisbefriedigung organisiert.

Denn „die wirksamste und zähste Form des Kampfes gegen die Befreiung besteht darin, den Menschen materielle und geistige Bedürfnisse einzupflanzen, welche die veralteten Formen des Kampfes ums Dasein verewigen.“ (Marcuse 1967, 24)

Das auf Selbstverwirklichung zielende Verlangen wird instrumentalisiert und in eine der Tauschwertperspektive adäquate Form gepreßt: Das um die „rationale“ Organisation seiner Lebensverhältnisse bemühte Individuum stößt auf die Irrationalität des Prozesses der kapitalistischen Vergesellschaftung in seiner Gesamtheit; die Rationalität des Verhaltens hebt sich in der Irrationalität der herrschenden Vergesellschaftungsprinzipien auf. Unter diesen Bedingungen schlägt der Selbstzwang in Selbstdestruktivität um und verstärkt die nach außen gerichteten Aggressionsneigungen. „Die Destruktion wird damit dem Kapitalismus inhärent, und zwar auf ganzer Linie ... Das Negative steht nicht mehr außerhalb des Prozesses, ... [sondern] ist in den Prozeß selbst eingetreten.“ (Lefebvre 1974, 109)

Wenn das Gleichgewicht zwischen den psychischen Zwangsformen und den realen historisch „produzierten“ Emanzipationspotentialen verloren geht, gewinnen archaische Reaktionsformen einen immer größeren Einfluß. „Erlebnis-, Denk- oder Verhaltensweisen, die entwicklungsmäßig ein bestimmtes Niveau erreicht haben, auf dem sie gewöhnlich operieren, sinken ... auf eine niedrigere, individual- oder stammesgeschichtlich frühere Stufe zurück, um dort das Leben gewissermaßen auf primitiverer Ebene fortzuführen ..., bei dem grundsätzlich alle Rückentwicklungen über das Primitive oder Infantile in Richtung auf das Instinkthaft-Animalische bis hin zur Selbstauflösung möglich sind.“ (Heuermann 1994, 15f.) Es herrscht dann nicht nur in der Gestalt der verdinglichten Herrschaftsstrukturen „die Vergangenheit über die Gegenwart“ (MEW Bd. 4, 476), sondern auch in den Formen irrationaler Mentalitäten und destruktiver Verhaltensweisen. (Vgl. Seppmann 2001)

Es gibt keine stereotypen Muster für den Regressionsprozeß: Sie differieren je nach Klassenlage und sozio-kultureller Konstellation; sie können die Gestalt selbsterstörerischer Aktivitäten annehmen, z.B. als Bedürfnis nach „Extrem-situationen“ (die heute schon von der „Erlebnisindustrie“ als standardisierte Produkte angeboten werden!) oder auch in den Formen einer kollektiven Todessehnsucht auftreten. Es wäre aufschlussreich, epochale Zivilisationsbrüche der kapitalistischen Gesellschaft, wie beispielsweise den Zusammenbruch der bürgerlichen Kultur am Vorabend des Ersten Weltkrieges, einmal marxistisch zu analysieren: Vorausgegangen war der Abschied der bürgerlichen Eliten von ihren illusorischen Fortschrittsvorstellungen; weil die Bewältigung der gesellschaftlichen Krisen systemimmanent nicht mehr gedacht werden konnte, wurde der Weltuntergang (zunächst intellektuell) billigend in Kauf genommen. Die „Alternative“ zur sozialen Perspektivlosigkeit und zum individuellen Lebensüberdruß, zu Pessimismus und Dekadenz war eine „Handlungsbereitschaft“, die anfänglich noch glaubte in den „Stahlgewittern“ eines imperialistischen Krieges ihre Erfüllung finden zu können.

Zusammenfassend können wir festhalten, daß der Übergang von fremdzwang-zu selbststeuerungsdominierten Zivilisationsmustern nicht schon „die Zivilisierung der zivilisatorischen Mechanismen und Instanzen selbst“ (Engler 1992, 34) bedeutet. Vielmehr werden durch die Selbstdisziplinierung erst die Voraussetzungen eines selbstbestimmten Verhältnisses des Menschen zu sich selbst und seinen Vergesellschaftungsformen geschaffen. Die Fortschrittspotentiale entfalten sich nicht selbsttätig. Zur Sicherung des erreichten Zivilisationsniveaus ist eine nicht-repressive Selbstreflexivität unverzichtbar. Eine Selbstreflexivität aber in einem anderen Sinne, als in der vom wissenschaftlichen Modebewußtsein unter dem Stichwort der „reflexiven Modernisierung“ von Beck bis Luhmann favorisierten zynischen Bekenntnishaltung zu den gesellschaftlichen Widersprüchen. Positive Selbstreflexivität kann nur ein bewußtes Verhalten zu den Grundlagen des Zivilisationsprozesses bedeuten. Und auch das nicht nur im Modus der aufgeklärten Reflexion, sondern als tätiges Verhalten und bewußte Intervention. Die Realität sieht anders aus: Große Anstrengungen werden unternommen, um einen klaren Begriff von den herrschenden Existenzbedingungen sowie den realen Ursachen von Krise und Barbarei zu verhindern. Doch „wenn wir große Kraftaufwendungen in der Abwehr, in der Verdrängung machen müssen, fehlt uns diese Energie für die differenzierteren Aufgaben, die sich bei bewußter Orientierung in der Welt stellen.“ (Mitscherlich/Mitscherlich 1987, 103)

Literatur

- A. Braun, Zwischen Produktion und Reproduktion des Lebens – marxistische und feministische Ideen vor gemeinsamen Herausforderungen?, in: UTOPIE kreativ, H. 109/110, 1999
- S. Breuer, Die Gesellschaft des Verschwindens. Von der Selbstzerstörung der technischen Zivilisation, Hamburg 1993
- M. Brie/D. Klein (Hg.), Umbruch zur Moderne? Kritische Beiträge, Hamburg 1991a
- M. Brie/D. Klein, Reflexive Modernisierung und neue Gewaltenteilungen, in: F. Deppe, S. Kebir u.a., Eckpunkte moderner Kapitalismuskritik, Hamburg 1991b
- E. Durkheim, Der Selbstmord, Darmstadt und Neuwied 1973
- N. Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, 2. Bd., Frankfurt/M. 1976
- N. Elias, Die höfische Gesellschaft, Neuwied 1979
- N. Elias, Die Gesellschaft der Individuen, Frankfurt/M. 1987
- N. Elias, Studie über die Deutschen, Frankfurt/M. 1989
- W. Engler, Die zivilisatorische Lücke, Frankfurt/M. 1992
- S. Freud, Gesammelte Werke, London und Frankfurt/M. 1952ff.
- S. Freud, Studienausgabe, Bd. IX, Frankfurt/M. 1980
- Gysi-Thesen: G. Gysi, Zwölf Thesen für eine Politik des modernen Sozialismus, Herausgegeben von der Rosa Luxemburg Stiftung, August 1999 (zitiert nach der im Internet präsentierten Textfassung der Pressestelle der PDS ohne Paginierung)
- W. Heitmeyer, Einleitung: Auf dem Weg in eine desintegrierte Gesellschaft, in: ders. (Hg.), Was treibt die Gesellschaft auseinander?, Frankfurt/M. 1997
- H. Heining, Ist die „Profitdominanz“ innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zu überwinden? In: Z, Nr. 43, September 2000

- H. Heuermann, Medienkultur und Mythen. Regressive Tendenzen im Fortschritt der Moderne, Reinbek 1994
- M. Horkheimer/Th. W. Adorno, Dialektik der Aufklärung, Frankfurt/M. 1969
- H. Jung, Die Moderne – eine durch die kapitalistische Realität überwältigte Verheißung, in: D. Boris, W. Gerns, H. Jung (Hg.), Keiner redet vom Sozialismus. Aber wir. Die Zukunft marxistisch denken, Köln 1992
- D. Klein, Doppelte Modernisierung im Osten. Illusion oder Option der Geschichte, in: M. Brie/D. Klein (Hg.) 1991a
- D. Klein, Moderne, Modernisierung und die PDS, zitiert nach der im Internet präsentierten Textfassung der Pressestelle der PDS ohne Paginierung, 2000
- C. Koch, Die Gier des Marktes. Die Ohnmacht des Staates im Kampf der Weltwirtschaft, München und Wien 1995
- H. König, Norbert Elias und Sigmund Freud: Der Prozeß der Zivilisation, in: Leviatan, H.2, 1993
- L. Kofler, Technologische Rationalität im Spätkapitalismus, Frankfurt/M. 1971
- R. Land, Moderner Sozialismus versus Neoliberalismus, in: Das Argument, Nr. 233, 1999
- H. Lefebvre, Die Zukunft des Kapitalismus, München 1974
- G. Lukács, Wie ist Deutschland zum Zentrum der reaktionären Ideologie geworden? Budapest 1982
- G. Lukács, Die Zerstörung der Vernunft, Berlin und Weimar 1984
- H. Marcuse, Der eindimensionale Mensch, Neuwied und Berlin 1967
- H. Marcuse, Konterrevolution und Revolte, Frankfurt/M. 1973
- H. Marcuse, Das Schicksal der bürgerlichen Demokratie, Nachgelassenen Schriften Bd. I, Lüneburg 1999
- K. Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin/DDR 1953
- MEW: Marx-Engel-Werkausgabe, Berlin DDR 1956ff.
- A. Mitscherlich/M. Mitscherlich, Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München 1973
- W.-D. Narr, Jenseits der Barbarei, in: M. Miller/H.-G. Soeffner (Hg.), Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1996
- Programm-Entwurf: Programm-Kommission der PDS, Thesen zur programmatischen Debatte, November 1999 (zitiert nach der im Internet präsentierten Textfassung der Pressestelle der PDS ohne Paginierung)
- R. Reissig, Transformationsprozeß in Ostdeutschland – empirische Befunde und theoretische Erklärungsansätze, in: UTOPIE kreativ, H. 17/18, 1992
- W. Seppmann, Dialektik der Entzivilisierung. Krise, Irrationalismus und Gewalt, Düsseldorf 2001
- W. Seppmann, Kapitalismus oder Moderne? Die PDS auf der Suche nach ihrem Sozialismusverständnis, in: Marxistische Blätter, H. 5, 2000
- A. Wacker, Zur Aktualität und Relevanz klassischer psychologischer Faschismustheorien, in: G. Paul/B. Schossig (Hg.), Jugend und Neofaschismus, Frankfurt/M. 1979
- P. Wehling, Die Moderne als Sozialmythos. Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Modernisierungstheorien, Frankfurt und New York 1992

Globalisierung und Imperialismus*

Es gibt wenige ideologische Erscheinungen, an denen sich die Tragweite der schweren Krise von Hegemonie und Autonomie des Marxismus ähnlich deutlich ablesen lässt wie an dem Triumph des Begriffs der „Globalisierung“ und der Unangefochtenheit, mit dem er heute die politische Debatte beherrscht. Gewiss verwundert weder das Wohlgefallen, mit dem im Lager des siegreichen Liberalismus das Bild von einer befriedeten internationalen Ordnung – fähig, die Individuen vom Joch staatlicher Fürsorge zu befreien und sogar den alten Traum von der Einheit des Menschengeschlechts zu verwirklichen – verbreitet wird, noch die Begeisterung, mit dem sich jener Teil der Linken dem anschließt, der die Brücken zur kommunistischen Bewegung abgebrochen hat. Doch ist es äußerst negativ, wenn auch jene, die sich auf den Marxismus und die Geschichte des Kampfs der subalternen Klassen beziehen, ständig diesen Begriff benutzen, ohne sich zu überlegen, was dies schon auf der terminologischen Ebene bedeutet und welche Konsequenzen dies für das Verständnis historischer Phänomene hat. Es handelt sich dabei um einen unbewussten theoretischen Irrtum, der jedoch auf die Gesamtheit der ideologischen Unterordnung unter heteronome Interessen verweist, von der wir uns zuerst selbst befreien müssen, wenn wir zum autonomen und einheitlichen politischen Subjekt werden wollen.

Das Märchen von der Globalisierung und sein Publikum

Die Entscheidung für bestimmte Begriffe zur Charakterisierung von Problemen ist offenkundig nie „unschuldig“, und die Sphäre von Sprache und Bedeutung ist zweifellos die erste und grundlegende Dimension der Hegemonie. Wer zum Beispiel von den großen geografischen *Entdeckungen* der Neuzeit durch den Okzident spricht, legitimiert damit faktisch, ob er will oder nicht, die tragische Wirklichkeit eines Prozesses der *Eroberung*, dessen unlösbarer Bestandteil der Völkermord war. Und Ähnliches gilt letzten Endes für den unkritischen Gebrauch des Begriffs „Globalisierung“: er zeugt von einem schwerwiegenden Maß an Unterordnung und Unbewusstheit, die schädlichste Folge des mangelnden Nachdenkens der kommunistischen Bewegung über die politische und Systemniederlage in der Auseinandersetzung mit dem Gegner im ausgehenden 20. Jahrhundert. Dieser Gebrauch trägt, wie wir sehen werden, dazu bei, die politische Dynamik, die solchen Erscheinungen zugrunde liegt, völlig auszublenden. Die Kategorie der Globalisierung braucht deshalb nicht aus dem Wörterbuch der marxistischen Theorie getilgt zu werden, wir

* Auszug aus: Stefano G. Azzarà, *Globalizzazione e imperialismo*, Napoli 1999 (Edizioni La Città di sole). Wir danken dem Verfasser für die Abdruckerlaubnis sowie Hermann Kopp für die Übersetzung. (Anm. d. Red.)

sollten sie jedoch ausschließlich in kritischem Sinn benutzen. Wo es um die Beschreibung der Realität geht, sollte sie dagegen systematisch ersetzt werden durch jenen heute vernachlässigten Begriff, der während des ganzen letzten Jahrhunderts die mächtigste theoretische und politische Waffe der subalternen Klassen in aller Welt war: das heißt, wir sollten bewusst und mit gutem Grund zum *Leninschen Imperialismusbegriff* zurückkehren.

Gerade aus der Fortdauer und aus der derzeitigen Verstärkung der imperialistischen Charakterzüge des globalisierten kapitalistischen Systems ergibt sich die Rolle der nationalen Frage als zentrale Frage dieser historischen Phase, in der, wenn eben auch in heutigen Formen, „sich die Unterdrückung der Nationalitäten und die Tendenz zu Annexionen, das heißt zur Unterdrückung der nationalen Unabhängigkeit zuspitzt“. Diese Konsequenz folgt unausweichlich schon aus Gründen der Logik, sie wird aber auch täglich auf dem Schachbrett der Weltpolitik bestätigt. Eine Politik, die sich als links versteht, die aber die nationale Frage und deren zentrale Bedeutung nicht im Auge behält, die nicht versucht, diese mit einem sozialistischen Programm zu verbinden, lässt sich deshalb den grundlegenden Widerspruch des 20. und des 21. Jahrhunderts entgehen, weil sie de facto auf die Kategorie des Imperialismus verzichtet und sich dadurch zu Rückständigkeit in der Theorie und zu dauerhafter politischer Unwirksamkeit verdammt.

Überwindung des nationalstaatlichen Horizonts?

Doch die Vorstellung von einem Paradigmenwechsel in der Produktionsweise, so radikal, dass er den Horizont des Nationalstaats völlig überrennt, die imperialistische Strategie überwindet und zur Entstehung einer autonomen, ultraimperialistischen Systemstrategie führt, in der die großen kapitalistischen Zentren sich transnationalisieren, sich von den Zentren der politischen Macht emanzipieren, den Erdball friedlich untereinander aufteilen und ihn in das vereinheitlichende Netz der Globalisierung hüllen – diese Vorstellung, wie realistisch ist sie denn letzten Endes?

Die Dinge sind bekanntlich viel problematischer. Wenden wir uns dem marxistischen Ökonomen Samir Amin zu. Dieser kritisiert den Ökonomismus bestimmter linker Analysen, der sich ebenso ökonomistischen Ideen der herrschenden Klassen unterwirft. Die Stagnation des internationalen Kapitalismus, seine zunehmende Mondialisierung und seine finanzkapitalistische Durchdringung, die sich in den letzten Jahrzehnten beschleunigt haben, sind laut Amin „tatsächlich keine neue Erscheinung“ (Amin 1995, 8); neu sei vielmehr der Kontext, in dem sich all dies heute vollzieht, nämlich die Niederlage des politischen Projekts einer weltweiten sozialistischen Alternative.

Eben diese Veränderung des politischen Kontexts – zu der außer dem Zusammenbruch des sozialistischen Blocks die Krise des westlichen Wohlfahrtsstaats und das Ende der national-bürgerlichen Projekte in der Dritten Welt gehören – ist nach Meinung Amins entscheidend dafür, dass sich die Bedeutung dieser Prozesse verändert hat und dass die „liberale Utopie“ der völligen Wa-

renwerdung von Arbeitskraft, Natur und Geld wiedererstanden ist. In Wirklichkeit jedoch handelt es sich nicht nur um eine Tendenz, die ganz und gar politisch bedingt ist, sondern die derzeitige „Globalisierung“ „ist auch nicht in der Lage, von sich aus eine neue Etappe der kapitalistischen Expansion zu definieren“, da sie im Gegenteil „nur das Management der Krise“ der vorangegangenen Etappe mittels eines Prozesses der finanzkapitalistischen Durchdringung darstellt (21). Im übrigen stellt auch Chossudovsky fest, dass die aktuellen Funktionsweisen des Finanzkapitals, „da sie die Konsumtionsfähigkeit der Gesellschaft vermindern ..., die Expansion des Kapitals letztlich behindern“ (Chossudovsky 1998, 9).

Die bekannte Braudelsche Dreiteilung der Ebenen sozialökonomischer Formationen aufgreifend bemerkt Amin gegenüber den linken Ökonomen, dass gerade die Ebene der „Macht“ „für die richtige Bestimmung des Kapitalismus entscheidend“ sei (Amin 1995, 23f). Die „kapitalistische Macht“ ist kein „spontanes Produkt des Marktes“, sondern bildet sich eher „außerhalb und oberhalb der von diesem aufgezwungenen Bindungen“. Eben diese Ebene „definiert“ die Verfassung der kapitalistischen Gesellschaften seit ihrer ersten Herausbildung im 16. Jahrhundert, zusammen mit der Entstehung der Nationalstaaten. Was lässt sich daraus schlussfolgern? Zuvörderst, dass die Tendenz zur Liberalisierung der Märkte und des allgemeinen Wirtschaftslebens samt ihren „globalisierenden“ Auswirkungen, die es den Unternehmen erlauben, die staatlichen Bindungen zu umgehen, tatsächlich nicht das Produkt einer systemimmanenten Entwicklungslogik der Produktionsweise ist, sondern ein politischer Vorgang; sodann dass, da eine diesen Tendenzen entsprechende Handlungsebene der Macht, ein globalisiertes kapitalistisches politisches Zentrum fehlt, „die freien Strategien des privaten Unternehmens kein zusammenhängendes Ganzes bilden, das die Stabilität einer neuen Ordnung garantiert“.

Gerade hier zeigt sich, wie problematisch die Vorstellung vom Ende des Nationalstaats ist. Wenn das Management der „Beziehung zwischen dem Bereich der ökonomischen Reproduktion und dem Bereich der politischen Leitung“ das Wesen des kapitalistischen Systems bestimmt, wenn sich Kapitalismus nur über „das Herauskristallisieren einer Verbindung zwischen politischer Macht und ökonomischem Raum“ ergibt, bleibt die „Frage der Territorialität“ dieses ökonomischen Systems unumgänglich (ebd., 31 und 33). Bei fehlender politischer Territorialität erzeugen die Globalisierungstendenzen daher „Chaos“ und „enthüllen [so] die Störanfälligkeit dieser Globalisierung, die deshalb wahrscheinlich wieder zur Diskussion gestellt wird“ (ebd., 26).

Von daher versteht man, dass die Etappe der finanzkapitalistischen Durchdringung, die wir derzeit durchlaufen, nur „eine Form des Managements der Krise, nicht der Vorbereitung ihrer Überwindung“ ist: Management einer Krise, die innerer Stagnation, aber auch territorialen und politischen Erschütterungen geschuldet ist, deren Lösung sich noch nicht absehen lässt. Auch in der aktuellen Etappe führt die Konkurrenz jedenfalls dazu, „dass sich entweder Staaten oder Unternehmen entgegen stehen“. Die Vorstellung einer endgülti-

gen Emanzipation der Unternehmen von der nationalstaatlichen Basis ist blanke Illusion. In Wirklichkeit ist das Verhältnis zwischen Unternehmen und Staaten nie „eindeutig“, sondern es „funktioniert immer in zweierlei Richtungen, wobei einmal die eine, in anderen Etappen die andere vorherrscht“. Keine berechtigt zu der Feststellung, die aktuelle Tendenz sei „ein strukturelles Merkmal der neuen Globalisierung und dazu fähig, sich als solches zu stabilisieren“: das ist eine offene Frage, die allerdings, angesichts des notwendigerweise transitorischen Charakters der derzeitigen Etappe der finanzkapitalistischen Ökonomisierung, wahrscheinlich durch eine Tendenzwende beantwortet werden wird. Auf jeden Fall, schlussfolgert Amin, „ist nicht gesagt, dass eine entfesselte ökonomische Globalisierung, wie sie die extreme neoliberale Ideologie vorschlägt, sich durchsetzen und die Widerstände des zur Unterwerfung (man spricht von ‚Anpassung‘) gezwungenen ‚Politischen‘ besiegen kann“. Ganz im Gegenteil ist dieser kapitalistische Anspruch wahrscheinlich „zum Scheitern verurteilt“ (ebd., 46-50). Auch für Bellofiore sind nicht nur „die Veränderungen, die wir derzeit erleben, alles andere als von der Politik emanzipiert“, sondern „ist auch nicht einzusehen, warum das, was die Politik dereguliert hat, die Politik nicht reregulieren sollte“ (Bellofiore 1999, 39).

Um Amins Auffassungen über die neue Beziehung zwischen Unternehmen und Nationalstaat besser zu verstehen, wenden wir uns jetzt einem nichtmarxistischen Autor zu. „Mit der Intensivierung der Globalisierung der Konkurrenz“, schreibt der US-Ökonom Porter, „haben einige zu behaupten begonnen, die Rolle der Nationen verringere sich“ (Porter 1991, 48). Tatsächlich aber „sind nicht nur „die beachtlichen Kapitalströme zwischen den Nationen keine neue Erscheinung“ (ebd., 639), sondern beruht auch „der Gedanke, die Globalisierung eliminiere die Bedeutung der nationalen Basen, ... auf falschen Voraussetzungen; er entbehrt ebenso der Grundlage wie die sympathische Strategie des Verzichts auf Konkurrenz“. Tatsächlich machen die Globalisierungsprozesse und die aus ihnen sich ergebende „Internationalisierung und Eliminierung von Protektionismen und anderen Verzerrungen der Konkurrenz“, so fährt Porter fort, „die Nationen vielleicht noch wichtiger“, weil „die nationalen Unterschiede des Charakters und der Kultur“ unter solchen Bedingungen „ein wesentlicher Faktor des Erfolgs“ im „globalen Wettbewerb“ werden.

Ungeachtet der Propheten des Endes der Nationen tragen „die Unterschiede in den nationalen ökonomischen Strukturen, in den Werten, den Kulturen, Institutionen und der Geschichte ... wesentlich zum Wettbewerbserfolg“ bei (Amin 1995, 36), und zwar in einem Maße, dass man sagen kann, dass „die Rolle der nationalen Basis heute ebenso stark oder sogar stärker ist denn je“. Aber ebenso entscheidend sind ökonomisch greifbarere Dinge wie „die Politik der Regierung (zum Beispiel die Fiskalpolitik und die Regulierungsmaßnahmen), das gesetzliche Regelwerk, die Bedingungen des Kapitalmarkts, die Faktorkosten“ – alles Dinge, welche die nationalen Grenzen geradezu „noch bedeutsamer“ als früher machen. Die Globalisierung der Märkte beseitigt deshalb ganz und

gar nicht die Rolle des Nationalstaats bei der Bestimmung, der Aufrechterhaltung und der Entwicklung des kompetitiven Vorteils der Unternehmen in den verschiedenen industriellen Sektoren, sie „verändert [vielmehr] deren Charakter“ (ebd., 93).

Von Anfang an ist „die Nation ... der Ort, an dem letztlich der Wettbewerbsvorteil seinen Ursprung hat“ und wo dieser „konserviert wird“. Auch Amin weist darauf hin, dass die „Konkurrenz zwischen Unternehmen“ in Wirklichkeit „eine Konkurrenz zwischen nationalen Systemen [ist], von denen aus die Unternehmen Schwung nehmen“ (Amin 1995, 47). Die Globalisierung „verringert [daher] nicht im geringsten die Bedeutung der Nation“ (Porter 1991, 669), sondern „vervollständigt und verstärkt [allenfalls] den Wettbewerbsvorteil, der in der heimischen Basis geschaffen“ wurde. Porter glaubt anhand seiner vergleichenden Berechnungen nachweisen zu können, dass die gegenteilige Behauptung „von der Wirklichkeit selten bestätigt wird“ (ebd., 713). Daraus geht schließlich klar hervor, dass es „genau die Unterschiede zwischen den Nationen sind, die den Erfolg im Wettbewerb befördern“ (ebd., 868), und dass diese keineswegs am Verschwinden, sondern weiterhin sehr lebendig und vital sind.

Zu diesem Ergebnis kommt auch Lafay: „obwohl im allgemein privat“, sind die großen Unternehmen, die auf dem Weltmarkt konkurrieren, „weiterhin von der eigenen Nationalität geprägt“ (Lafay 1998, 44f); sie bleiben an sie gebunden, „was das Kapital, die Kultur und die wichtigsten Führungskräfte angeht“. Im Außenhandel kann man allenfalls, wie schon seit je, die Verflechtung von „zwei sich ergänzenden Logiken, der der Unternehmen und der der Nationen“ feststellen, und das heißt eine „neuen Komplementarität“.

Auslöschung oder Neubestimmung des nationalen Interesses?

Jedoch wird, behaupten die Anhänger der These vom Ende des Nationalstaats, die Überholtheit dieser Institution durch die Tatsache belegt, dass auch in den potenziell imperialistischen Staaten kein „nationales Interesse“ mehr existiert, weil die transnationalen Unternehmen sich völlig vom Territorium emanzipiert haben, den Reichtum nicht umverteilen und in der Lage sind, die Produktion zuzulassen und anzusiedeln, wo immer es ihnen passt, ganz abgesehen davon, dass sie ihre Profite in den bestmöglichen Steuerparadiesen anlegen.

Doch handelt es sich dabei um die x-te optische Täuschung, die dadurch entsteht, dass man sich mit der Erscheinungsform zufrieden gibt, in der ein historischer Prozess sich manifestiert. In Wirklichkeit verschwindet das nationale Interesse keineswegs. Es erfährt ganz einfach *eine radikale Umdefinition nach oben*, auf jene Schichten hin, deren Gedeihen keines Staates bedarf, der sie schützt. Es sind die subalternen Klassen der verschiedenen Nationen, die staatlichen Schutz brauchen. Deren Interesse spielt für die transnationalen Unternehmen keinerlei Rolle, umso mehr dagegen das ihrer jeweiligen Aktionsnähe. Doch diese brauchen ganz und gar nicht einen Staat, der sie verteidigt

und deshalb die Unternehmen zwingen würde, die nationalen Verträge und die Verpflichtungen zur Bezahlung der Steuern einzuhalten. Und daher wird ihr sensibelstes Interesse – ein ganz „nationales“ Interesse, weil davon, was eine Regierung macht und nicht macht, verbietet und zulässt, die Dividenden jenes Unternehmens abhängen, das auf ihrem Territorium arbeitet – am wirksamsten durch die Emanzipation der Unternehmen von den nationalen Institutionen geschützt. Und diese Emanzipation ist genau ihr „nationales“ Interesse.

Das nationale Interesse verschwindet also keineswegs, sondern wird radikal nach oben umdefiniert, aus dem einfachen Grund, dass die subalternen Klassen wegen der im Klassenkampf erlittenen Niederlage in den letzten Jahren rasch viele der Rechte und Positionen verloren haben, die sie zu einer Zeit, da ihre Kraft stärker war, erobert hatten und die sie – mittels ihrer Parteien – in den staatlichen Gesetzen hatten verankern und von Politik, Gerichten und Polizei hatten schützen lassen können. Diese Klassen, lange ausgeschlossen und als fremd betrachtet, haben erst im 20. Jahrhundert nach einem jahrhundertlangen Kampf das volle Bürgerrecht im bürgerlichen Staat erobert und konnten sich „nationalisieren“, indem sie dem Gegner die Anerkennung ihrer bürgerlichen, politischen und sozialökonomischen Rechte abrang (vgl. Losurdo 1993). In dem Augenblick, in dem sie auf der internationalen Ebene unterlagen und die staatliche Macht, die von außen ihre Kräfte verstärkt hatte, sich verminderte (vgl. Hobsbawm 1998, 20, 105, 321), unterlagen sie auch im Innern und müssen daher jetzt gegen einen neuen Versuch der De-Emanzipation kämpfen. Wenn der Wohlfahrtsstaat integraler Teil der politischen Demokratie und der Staatsbürgerschaft im bürgerlichen Staat ist, so ist seine Zerschlagung der schwerwiegendste Versuch, die subalternen Klassen zu „entnationalisieren“, sie erneut außerhalb der geschützten Rechte und Garantien zu stellen.

Mit dem Blick auf das unerwartete Revival des häuslichen Dienstbotenwesens in den Vereinigten Staaten spricht Luttwak ausdrücklich von der „Wiederkehr viktorianischer Modelle bei der Einkommensverteilung“ (Luttwak 1999, 108). Und auf die Rückkehr zu Verhältnissen wie im 19. Jahrhundert wird auch von Bauman hingewiesen, der die massenhafte Wiederaufnahme der Ideologie des Nachtwächterstaats feststellt, die den liberalen Theoretikern jenes Jahrhunderts so teuer war (Bauman 1999, 129ff). Offenkundig werden in diesem Prozess selbst die Begriffe von Staat, Nationalität und nationalen Interessen radikal umdefiniert. Und offenkundig muss all dies verhindert und muss den Versuchen widerstanden werden, die Verteidigung des Sozialstaats und der vollen „nationalen Zugehörigkeit“, des vollen Staatsbürgerschaftsrechts der subalternen Klassen als Ausdruck von Reformismus oder Rückwärtsgewandtheit zu denunzieren.

Die Formierung neuer geoökonomischer Blöcke

Wir haben bisher zumindest einige ungerechtfertigte Gewissheiten problematisiert und einige Missverständnisse und Gemeinplätze herausgestellt. Gehen

wir jetzt einen Schritt weiter und versuchen zu verstehen, welche wirklichen Prozesse sich hinter dem Bild der „Globalisierung“ verbergen.

Dem deutschen Wirtschaftswissenschaftler Henzler zufolge spielt sich die ökonomische Konkurrenz in dieser Phase nicht einfach „zwischen Unternehmen“ ab, sondern „zwischen kapitalistischen Systemen, die sich in Hinblick auf Werte, Prioritäten, institutionelle Struktur und Ziele grundlegend unterscheiden“ (Henzler 1998, 4). „Ungeachtet der Ausbreitung von Modellen der Produktion und des Konsums“, erklärt auch Lafay, „ist die Weltwirtschaft alles andere als homogen“ (Lafay 1998, 9). In Wirklichkeit hat die „Globalisierung“ nicht zur Bildung eines verschwommenen Weltmarkts, nicht zur „Einsetzung eines einzigen, die Nationen überschreitenden Kapitalismus“ (J. Luzi in Tripodi 1998, 123) geführt, sondern bewirkt weiterhin die Formierung von „Nachbarschaftsbeziehungen um die drei von den USA, der EU und Japan gebildeten ökonomischen Pole herum“ (Lafay 1998, 9) und von drei Makro-Regionen: Amerika, Eurafrika und Asien-Ozeanien.

Nach dem amerikanischen Wirtschaftswissenschaftler Thurow hat das Ende des kalten Krieges den Übergang möglich gemacht von einer Phase des internationalen Austausches über Marktlücken zu einer Phase des, wie er es nennt, „Kopf an Kopf“-Wettbewerbs (Thurow 1992, 22) zwischen Nationen, die in denselben Industriezweigen miteinander konkurrieren ausgehend von der Produktion der im großen und ganzen gleichen Art von Gütern. Diese Veränderung hat also kein ultraimperialistisches Szenario, sondern ein ökonomisches Spielfeld hervorgebracht, auf dem „drei ökonomische Supermächte, die Vereinigten Staaten, Japan und Europa“ (dessen „Dreh- und Angelpunkt“ nach Thurows Meinung Deutschland bildet, während England in Vertretung der US-Interessen als destabilisierender Pol fungiert) damit beschäftigt sind, „um die ökonomische Vorherrschaft zu streiten“ (ebd., 7).

Das gegenwärtige Szenario, erklärt Thurow, ist das Ergebnis des großen Erfolgs der internationalen ökonomischen Institutionen, die das System von Bretton Woods ausgemacht haben. Während sie den antisowjetischen Zusammenhalt der „demokratischen“ Nationen festigten, beförderten diese Institutionen das Wachstum der kapitalistischen Mächte derart, dass diese in wenigen Jahrzehnten ein Niveau des Reichtums und der Produktivität erreichten, das mit dem der Vereinigten Staaten vergleichbar ist (vgl. auch Lafay 1998, 17-21). Das Szenario, das diese Transformation uns bietet, trägt das Antlitz eines regelrechten „Wirtschaftskrieges“, bei dem es darum geht „festzustellen, wer das 21. Jahrhundert beherrschen wird“ (Thurow 1992, 18f).

Es geht dabei nicht nur um eine „intrasystemische“ Konkurrenz zwischen zwei unterschiedlichen Formen des Kapitalismus – dem individualistischen angelsächsischen und dem kommunitarischen japanisch-deutschen –, sondern auch um die Konfrontation zwischen drei geopolitischen, um drei äußerst starke Nationalstaaten gruppierten Großräumen, die ganz und gar nicht in der Krise, sondern eher dabei sind, sich zu drei großen „Fast-Wirtschaftsblöcken“ zu entwickeln (ebd., 69). Diese Quasi-Blöcke entziehen sich den allgemeinen

GATT-Regeln und sind dabei, mittels einer Reihe wechselseitiger Abkommen ein internationales System des „gelenkten Handels“ zu schaffen. Jeder dieser Blöcke bildet eine besonders geschützte Freihandelszone, welche die Unternehmen der Nationen des jeweiligen Blocks privilegiert und das Eindringen von Unternehmen der konkurrierenden Blöcke äußerst schwierig, das von Waren aus Drittländern wie jenen der Dritten Welt nahezu unmöglich macht (ebd., 244f). Und zwischen den Nationalstaaten dieser großen Regionalzonen zeigt sich ein Wachstum des internationalen Handels (der jedoch immer nur bis zu 12 % des BSP der verschiedenen Länder ausmacht), während der Handel mit den anderen Staaten sich verringert (vgl. Bellofiore 1999, 38).

Und was ist mit den Nationalstaaten in diesen Blöcken? Nach dem von Thurow gezeichneten Bild scheinen sie ganz und gar nicht zu verschwinden. Bestimmt verschwinden die USA nicht, es sei denn jemand glaubt, sie würden, nach der Gründung der NAFTA, ihre Souveränität mit Mexiko teilen. Bestimmt verschwindet der japanische Nationalstaat nicht, der, im Gegenteil, hervorstrahlt durch eine ökonomische Aggressivität, die sich mit der fast vollständigen „Nipponizität“ seiner Unternehmen regelrecht brüstet. Was schließlich Europa angeht, lässt auch die Europa-Rhetorik der letzten Jahre nicht an eine Auflösung der einzelnen EU-Nationen denken, es sei denn, man hielte Dinge wie die Sprache oder die unterschiedlichen nationalen Kulturen für vernachlässigbare Größen.

Die Nationalstaaten verschwinden so wenig, dass Thurow die Auseinandersetzung zwischen den drei Blöcken geradezu gleichsetzt mit einer Auseinandersetzung zwischen den USA, Japan und Deutschland. Im Zusammenhang mit dieser Auseinandersetzung erklärt er die Notwendigkeit für den amerikanischen Nationalstaat, sich an die neuen Spielregeln der Weltwirtschaft anzupassen und, um in dieser neuen ökonomischen Partie Sieger zu bleiben, sich mit „nationalen ökonomischen Strategien“ (Thurow 1992, 343; vgl. auch Porter 1998) und einer deutlicheren „Industriepolitik“ zu versehen (Thurow 1992, 346); d. h. er muss eine protektionistische Etappe einleiten, seine Antitrust-Gesetzgebung abschwächen und die Herausbildung von strategischen Allianzen zwischen amerikanischen Unternehmen fördern, um diese zu befähigen, „mit den deutschen und japanischen Unternehmensgruppen“ zu konkurrieren (was übrigens pünktlich eingetreten ist: vgl. Reich 1998, 129). Andernfalls würden die USA das Schicksal Kanadas erleiden, eines Landes, in dem, da der größere Teil der wichtigen Unternehmen in fremde Hände gefallen ist, sogar die wohlhabenden Bürger nicht mehr den welthöchsten Lebensstandard erreichen können (Thurow 1992, 236).

Das 20. Jahrhundert: Aufstieg und Niedergang des imperialistischen Konflikts zwischen den Großräumen

Allen, welche die Kategorien des Leninismus noch für gültig halten, erscheint die von Thurow beschriebene Lage glasklar: hier ist die Rede von der Herausbildung einer neuen Etappe des zwischenimperialistischen Konflikts am Ende

des kalten Krieges. Um die Bedeutung dieser Tatsache im Zusammenhang einer allgemeineren historisch-politischen Dynamik zu verstehen, ist es aber erforderlich, sie in Beziehung zu setzen zu den Leitlinien, denen die Geschichte des 20. Jahrhunderts folgte, einer Periode, die mit der Niederlage des sozialistischen Lagers, das darf man wohl sagen, grundsätzlich beendet ist.

Am Vorabend des Ersten Weltkrieges hatte sich deutlich die strategische Dynamik eines zwischenimperialistischen Konflikts herauskristallisiert, der sich nicht einfach zwischen Nationalstaaten entwickelte, sondern zwischen Großräumen, zwischen riesigen imperialistischen Blöcken, die sich auf diese stützten. Die räumliche Dimension war, so lehrte es jene „geopolitische“ Schule, die sich sowohl im angelsächsischen Raum wie auf dem Kontinent verbreitet hatte, entscheidend geworden: Konkurrenten um die Neuverteilung der Weltmacht sind dabei vor allem die Vereinigten Staaten und Russland; stark dank der ungeheuren inneren Räume, die ihnen zur Verfügung stehen, sind sie in der Lage, die absolute Vorherrschaft des britischen Imperiums in Frage zu stellen, das in jenen Jahren den Gipfel seiner Ausdehnung erreicht hatte und die Erde in einer soliden eurozentrischen Balance hielt. Deutschland erhebt den Anspruch, bei der bevorstehenden Neuaufteilung der Welt ein Wort mitzureden und will Zugang zu den Vorteilen bekommen, die es von der rassistischen Herrenvolk-Ordnung, die das Schicksal des ganzen Planeten bestimmt, zu erwarten hat; es muss sich zu diesem Zweck allerdings zuerst eine ausreichend breite territoriale Basis verschaffen und ersetzt deshalb die alte großdeutsche durch die „Mitteleuropa“-Idee.

Diese Dynamik führt zu einem Konflikt, der dann das gesamte Gefüge der internationalen Politik radikal verändern wird. Nicht nur wird Deutschland besiegt, sondern das entscheidende Eingreifen der USA, die jetzt Großbritannien in seiner Rolle als Führungsmacht ablösen, lässt die bisherige eurozentrische Welt- und Kolonialordnung endgültig zusammenbrechen. Der Ausgang dieses „Secessionskriegs der Weißen“ (Losurdo 1996, 135ff u. 171) macht zunächst der imperialistischen Konfrontation zwischen den kontinentalen Großräumen ein Ende, weil er sie alle außer einem aus dem Spiel wirft: das amerikanische Jahrhundert, eingeleitet durch den Spanisch-amerikanischen Krieg von 1898, beginnt jetzt in die ganze Welt exportiert, „globalisiert“ zu werden. Doch dieser Typus des zwischenimperialistischen Konflikts gerät auch durch ein anderes Ereignis ins Stocken, das durch den Krieg ausgelöst wird: die Oktoberrevolution besiegelt den Zusammenbruch des Zarenreiches und führt zur Geburt einer neuen Macht, die im Kampf gegen den Imperialismus als Unterdrücker der Freiheit der Völker – und zwar der reichen wie der armen Länder – ihre wohl wichtigste Bestimmung finden wird. Schon allein durch ihre geopolitische Präsenz gibt die UdSSR, ungeachtet enormer Schwierigkeiten, den nationalen Unabhängigkeitsbewegungen in den Kolonien Kraft und trägt aktiv zu einer großen Welle der Entkolonisierung bei, die sich wie eine riesige Weltrevolution ausnimmt.

Doch die Dynamik des kontinentalen Imperialismus ist keineswegs erschöpft. Nach den Jahren der Großen Depression stellt sich das Dritte Reich Hitlers, der eigentliche Erbe der blutigsten Kolonialtraditionen, die Aufgabe, die Welle der weltweiten Emanzipation vom imperialistischen Joch aufzuhalten und umzukehren; es schlägt zuerst den USA und Großbritannien eine einvernehmliche Aufteilung der Welt im Namen der gleichen Würde als „Herrenvölker“ vor, um dann die imperialistischen Ansprüche des neuen Deutschland ins Spiel zu bringen und zu versuchen, sein Kolonialreich im europäischen Osten und auf dem ganzen Kontinent zu errichten. Ein weiteres Mal schlägt der Versuch fehl, und ein weiteres Mal gerät die kontinental-imperialistische Dynamik ins Stocken. Zum Eingreifen der USA, die interessiert sind, ihre Rolle als neue Stütze des internationalen Kräftegleichgewichts zu festigen, gesellt sich aber diesmal die aktive Teilnahme der UdSSR Stalins. Der Opfergang der sowjetischen Bevölkerung – des ersten Opfers des Krieges, mit über 20 Millionen Toten – im „Großen Vaterländischen Krieg“ gibt ihrem Staat den Rang einer Weltmacht.

Dies ist eine neue Wende im 20. Jahrhundert. Die Entstehung des Konflikts USA-UdSSR wird von nun an weltweit die zwischenstaatlichen Beziehungen polarisieren und gibt ihnen die Form eines Krieges, der, obgleich „kalt“, von vielen Historikern als Dritter Weltkrieg verstanden wird (vgl. Hobsbawm 1998, 268). Doch „kalt“ ist dieser Krieg keineswegs an den Peripherien der beiden großen Blöcke, die aus dem Treffen von Jalta hervorgehen. Und „kalt“ kann man ihn auch nicht nennen auf den Ebenen der politisch-ideologischen, der technologischen oder gar der ökonomischen Konfrontation.

Eine einzige imperialistisch-kontinentale Macht ist übrig geblieben: die Vereinigten Staaten. Ein einziges Hindernis steht ihrem Bemühen im Weg, den ganzen Planeten ihrer imperialistischen Kontrolle zu unterwerfen: der sozialistische Block und das Band der Solidarität, das dieser um des Überlebens willen auf jegliche Weise erhalten muss. Die außenpolitische Strategie der Vereinigten Staaten richtet von nun an alle Kraft darauf aus, diesen Feind zu schlagen. Hier sind wir am entscheidenden Punkt angelangt. Genau hier, in der ökonomischen Dimension dieses Krieges, enthüllt sich das Geheimnis jener kapitalistischen „Globalisierung“, die heute auf dem ganzen Planeten grassiert: diese ist in Wirklichkeit die historische Folge der imperialistischen US-Strategie in der Periode der Konfrontation mit dem sozialistischen Lager.

Lesen wir wieder Thurow: „Ein Großteil des letzten Jahrhunderts“, schreibt er, einen Lieblingsausdruck Reagans zitierend, „war charakterisiert durch die Furcht vor Begegnungen mit dem russischen Bären im Wald“ (Thurow 1992, 3). Sofort nach Kriegsende hatte es tatsächlich den Anschein, mit dem Sieg der chinesischen Revolution 1949, „als wolle der russische Bär mit Hilfe des neuen siegreichen roten chinesischen Drachens die Welt erobern“. An diesem Punkt wurden die ökonomische und die politische Strategie der USA gänzlich eins: „die Hilfen für Griechenland und die Türkei, die Wiederbewaffnung Japans und Westdeutschlands und der Koreakrieg waren alle darauf ausgerichtet,

die Bären und Drachen des Waldes zurückzuhalten". Ein erstes brisantes Problem stellten Japan und Deutschland dar, die bis dahin Gegenstand einer derart massiv feindlichen politisch-ideologischen Kampagne gewesen waren, dass es äußerst schwierig wurde, mit ihnen reguläre Beziehungen herzustellen. Und doch war deren geopolitische Lage äußerst delikat. Deshalb war es jetzt nicht angesagt, weiter zu wüten; vielmehr war die Überlegung der weitblickenden herrschenden Klasse Amerikas, „wenn man die Länder reich macht, würden sie demokratisch werden“ (ebd., 16). Und das heißt, „wenn ihr Reichtum vom Verkauf auf den amerikanischen Märkten abhängig wäre, wären sie verpflichtet, Verbündete der Vereinigten Staaten zu sein.“

Diese Überlegung galt nicht nur für Japan und Deutschland, sondern für ganz Europa und die ganze Welt. Für die Vereinigten Staaten, meint Hobsbawm, „war es politisch wichtig, Ländern, die künftig ihre Konkurrenten werden konnten, in höchstmöglicher Eile beim Wachstum zu helfen“ (Hobsbawm 1998, 324). Wie die italienischen Kommunisten nur zu gut wissen, war der Marshallplan ein Kernbestandteil der imperialistischen antisowjetischen Strategie der Amerikaner. Und doch, als sich die Volkswirtschaften der verbündeten Staaten allmählich wieder erholten, begannen sie unvermeidlicherweise mit ihrem Freund und Patron in Wettbewerb zutreten, versuchten seinen Unternehmen Konkurrenz zu machen und größere Anteile am Weltmarkt zu erobern. Es wird nämlich die klassische Dynamik des innerimperialistischen Konflikts ausgelöst, die früher oder später auch auf das politische Gebiet übergreifen muss. Die politischen Erfordernisse haben in der Zeit des Kalten Krieges allerdings regelmäßig die Oberhand über die ökonomischen gewonnen, da damals der innerimperialistische Konflikt weniger grundlegend war als der Systemkonflikt zwischen kapitalistischer und sozialistischer Welt. Es handelt sich dabei um ein Prinzip des Geschichtsverständnisses, das die „kritische“ und ökonomistische Linke begreifen wird: unter den Bedingungen des Ausnahmezustands „siegt die politische Seite des Grundwiderspruchs immer über seine ökonomische. Deshalb sind „die unzähligen Handelsstreitigkeiten“ zwischen den USA, Europa und Japan „während der Jahre des Kalten Krieges so mühelos unter Kontrolle gehalten“ worden (Luttwak 1999, 165). Tatsächlich rührte die damals „so mühelos entstandene Interdependenz“ von dem Umstand her, dass „die wirtschaftliche Zusammenarbeit innerhalb beider Blöcke die logische Ergänzung des bestehenden strategischen Konflikts war“ (ebd., 176).

Somit sahen sich die Großmächte im kapitalistischen Lager gezwungen, „ihre ökonomischen Differenzen zu mildern, um die Militärbündnisse zur Niederhaltung der UdSSR aufrechtzuerhalten“ (Thurrow 1992, 25). Seit Kriegsende bis heute, da hat Thurrow keinen Zweifel, haben nur „die militärischen Erfordernisse verhindert, dass die ökonomischen Konflikte zum Ausbruch kamen“. Und das war die Kernfrage: Wie vermeiden, dass diese Konflikte Fuß fassen und zur Restauration von kontinentalimperialistischen Tendenzen und zu neuen Versuchen führen, einen europäischen Großwirtschaftsraum-Block zu bil-

den, möglicherweise zur französischen Hegemonie, welche sich auf die Konfrontation mit den Vereinigten Staaten konzentriert und damit die antisowjetische Solidarität der kapitalistischen Nationen geschwächt hätten? So kam es mittels des internationalen Handelssystems GATT zur Bildung einer großen Freihandelszone zwischen diesen Ländern und zu den verschiedenen Bretton-Woods-Institutionen, die den Rückgriff auf den Protektionismus durch die Verallgemeinerung des „Meistbegünstigungs“-Prinzips eindämmten. Es entstand damit nach Thurrow ein System des „globalen unilateralen Keynesianismus“ (ebd., 56).

Die einzigen, die mächtig genug sind, um dieses System durchzusetzen, sind offenkundig die Vereinigten Staaten, und sie sind auch sein alleiniger Betreiber und Hauptnutznießer. Unbestreitbar haben sich die USA seit Kriegsende unermüdlich stark gemacht „für die Vereinheitlichung der Weltwirtschaft und die Beseitigung aller Handelsschranken, Investitionshemmnisse und Konzessionsbeschränkungen“ (Luttwak 1999, 99). Und doch, stellt Luttwak verblüfft fest, gibt es Leute, denen „der halboffene Weltmarkt von heute als naturgegeben erscheint“ (ebd., 171f.). In Wirklichkeit ist dieser nicht das Resultat einer der Produktionsweise innewohnenden systemischen Dynamik, wie die „erneuerte“ italienische Linke meint, sondern „weitgehend ... eine Schöpfung der Vereinigten Staaten, das Ergebnis von über 50 Jahren amerikanischer Diplomatie, Pressionen und Bestrebungen der USA“. Seit 1948, dem Geburtsjahr des GATT, wurden von „Runde“ zu „Runde“ die protektionistischen Schranken der kapitalistischen Staaten „zuweilen Artikel für Artikel in einer aufreibenden Serie von Verhandlungen“ niedergerissen. Besonders entscheidend waren die Jahre der Kennedyrunde von 1964 bis 1967: „... die heutige liberalisierte Weltwirtschaft verdankt viel den beispiellosen damals durchgesetzten Tarifsenkungen“. Dem offensichtlichen ökonomischen Vorteil haben die Vereinigten Staaten jedoch von Anfang an ihre vorrangige politische Sorge beigegeben: „es war kein Zufall, dass der ursprüngliche GATT-Vertrag von den Vereinigten Staaten grade in der Frühzeit des Kalten Krieges mit solchem Nachdruck vorangetrieben wurde“, und ebenso wenig Zufall war es, dass „die Kennedyrunde zum Abschluss kam, als der Kalte Krieg auf den Zenit seiner Intensität zutrieb“.

Selbst die Wortführer der Sieger im Kalten Krieg erklären heute offen: „das entscheidende Motiv für die Liberalisierung des Handels ... war immer politischer und strategischer Natur“. Und das heißt im Klartext: „Das GATT war eindeutig als die kommerzielle Entsprechung zum engen strategischen Bündnis des gesamten Westens gegen die Sowjetunion konzipiert worden.“ Vor dieser Wahrheit freilich verschließt eine gewisse unpolitische Linke, welche die in dieser Phase des Klassenkampfes erlittene Niederlage nur in der Form der Verdrängung und der Negation verarbeiten kann – „ich war's nicht und wasche meine Hände in Unschuld“, „das war nicht der wahre Kommunismus“ – beharrlich die Augen.

Das 21. Jahrhundert: Globalisierungs- und Blockstrategie in der Zeit des wieder erwachenden Großraumimperialismus

Wie immer jedoch erlaubt uns ein dialektischer Blick zu erkennen, dass der Widerspruch von gestern den Widerspruch von heute bereits in sich barg. Als mit dem totalen Sieg des Westens und dem Fall des sozialistischen Lagers die geschichtliche Periode der Systemauseinandersetzung zu Ende ging, war plötzlich auch die politische Notwendigkeit dahin, um jeden Preis den Zusammenhalt des kapitalistischen Weltsystems zu garantieren. Von nun an konnte die Logik des zwischenimperialistischen Konflikts ihre Wirkungen von neuem entfalten. Damit sind wir beim Heute angekommen. Nicht länger von der Zwangsjacke höherer politischer Prioritäten des Systems in Schach gehalten, brechen die innersystemischen ökonomisch-politischen Rivalitäten durch, die auf dem immensen Feld des von der Pax americana garantierten Freihandels herangereift sind. Die „globalisierende“ amerikanische Wirtschaftsstrategie dauert zwar an, gleichzeitig aber beginnen neue imperialistische Polaritäten sich zu konsolidieren und tendenziell zu emanzipieren. Die Dynamik des kontinentalen Imperialismus, im Verlauf des 20. Jahrhunderts dreimal unterbrochen, doch nie wirklich besiegt, nimmt jetzt ihren Lauf wieder auf, und neue geopolitische und geoökonomische Großräume verdichten sich. Auf Grund der ideologischen Konfusion, der anhaltenden kulturellen und medialen Hegemonie der USA und der objektiven Ungewissheit möglicher künftiger Blockallianzen für die Masse der Konsumenten unsichtbar, treten neue und der US-„Globalisierung“ entgegengesetzte Strategien auf den Plan.

„Die Geschichte ist alles andere als zu Ende“, mahnt Thurow: „wir erleben derzeit eine neue Periode der Konkurrenz“ (Thurow 1992, 6). Und Luttwak stimmt bei: gleich nach dem Ende des Kalten Krieges sind zwischen den kapitalistischen Großmächten „die wirtschaftlichen Rivalitäten wieder aufgeflammt“ (Luttwak 1999, 152). Es ist die soeben beschriebene Logik: „Nicht länger in den Käfig einer von der gemeinsamen Furcht vor der Sowjetunion erzwungenen Solidarität gesperrt, haben Amerikaner, Europäer und Japaner eine Reihe neuer Handelsstreitigkeiten eröffnet und machen sich auf verschiedenen, strategisch bedeutsamen Gebieten der Wirtschaftstätigkeit das Primat streitig.“ Ein Wirtschaftskrieg mit seinen Härten findet statt, und die Leichtigkeit, mit der in der vorangegangenen Periode die Abkommen über Handelsliberalisierung zustande kamen, ist schon heute bloße Erinnerung. Die Uruguayrunde des GATT hat sich über zehn Jahre hingezogen und konnte erst unter tausend Schwierigkeiten abgeschlossen werden, während die Nachrichten dieser Tage – mit einem Seattle, in dem sich die unterschiedlichsten Protestkräfte konzentriert zu haben scheinen – ankündigen, dass die Millenniumsrunde der neuen Weltwirtschaftsinstitution, des WTO, im wesentlichen gescheitert ist. Zahllos sind die Handelsstreitigkeiten zwischen den USA und Europa, wenngleich sie zumeist mit dem Sieg ersterer enden, deren Macht noch immer weitgehend überwiegt. Sie erstrecken sich auf alle Gebiete, von der „kulturellen Ausnahme“ bis zu den genetisch manipulierten Lebensmitteln. Kurz, „eher als

in absoluter Ruhe erreichte Fortschritte sind heute offene Dispute und ungewisse Ausgänge die Norm“, während „unilaterale Handelsmaßnahmen“ ausgeweitet und neue, nichttarifäre Schranken errichtet werden (ebd., 172-74).

Wer wird das 21. Jahrhundert beherrschen, fragt sich Thurow. Wenn die Militärmacht der USA seines Erachtens auch nicht ausreicht, um das ökonomische Primat auf lange Sicht zu gewährleisten, so spielt sie doch eine nicht zu unterschätzende Rolle. Thurow räumt die geoökonomische strategische Bedeutung des Golfkriegs ein, und dasselbe ließe sich heute für die des Kriegs gegen Jugoslawien sagen (vgl. Arrighi 1999). Die historische Periode, die wir durchlaufen, entscheidet über die Richtungen, die das neue Jahrhundert nimmt. In diesen Jahren müssen die Großmächte und neuen Blöcke untereinander ausmachen, wer von ihnen das neue politisch-ökonomische Weltsystems „managen“ wird. Es ist klar, dass dieses jemand braucht, der sich die führende Rolle zuweist, und ebenso klar ist, dass die Vereinigten Staaten fest entschlossen sind, ihr eigener Nachfolger zu werden. „Kein System“, meint Thurow, „kann auf diese Weise lange überleben“ (Thurow 1992, 285), nämlich unter Verhältnissen einer scharfen Blockrivalität: die Herausbildung einer stabilisierenden Führungsmacht ist für das Funktionieren des globalisierten Kapitalismus lebensnotwendig. Und, „ob es gefällt oder nicht, die internationale leadership ist das einzige Feld, auf dem die Militärmacht bedeutsam wird“. Was folgt aus dieser Überlegung? Es ist sehr wahrscheinlich, dass, „da die USA im 21. Jahrhundert die einzige militärische Supermacht sein werden, gar nichts anderes übrigbleibt, als sie zum Manager des Systems zu ernennen“.

Viele Faktoren beeinflussen diese Entscheidung, und nicht der unwichtigste ist, bei aller wachsenden Rivalität, eine objektive Konvergenz der Interessen zwischen den USA und dem europäischen Block. Doch auch Japan, das sich schwer damit tut, einen asiatisch-pazifischen Wirtschaftsblock zu schmieden und das derzeit die Niederlage seines kapitalistischen Modells erlebt, könnte an einem Bündnis interessiert sein (vgl. Polato 1999; Nukazawa 1998). Doch nicht das ist es, was die Wahl schließlich auf die USA fallen lassen wird, sondern ein viel elementarerer Kalkül hinsichtlich der Möglichkeiten von Leben oder Tod der Staaten und Blöcke. Was geschähe denn, würde die amerikanische Führerschaft von einem konkurrierenden Block ernsthaft in Frage gestellt, verbunden mit dem nötigen Niveau an Kohärenz und ökonomisch-politischer Macht? „Quasi per definitionem“, meint Thurow, „sind die militärischen Supermächte Staaten, die nicht von anderen geleitet werden können.“ Daraus ergibt sich, dass „die Vereinigten Staaten, wollte ein anderer versuchen, die Kontrolle über das System zu übernehmen, einfach zu ihrer Militärmacht greifen könnten, um dies zu vereiteln“ (Thurow 1992, 287). Auch für Arrighi ist die „unumstrittene Suprematie“ in militärischer Hinsicht „derzeit der einzige entscheidende Vorteil der amerikanischen Industrie auf den Weltmärkten“, wobei das Gewicht des militärisch-industriellen Komplexes im Gesamt der US-Wirtschaft weiter wächst (Arrighi 1999, 36).

Gewiss, in der Welt der Träume kann man eine Situation imaginieren, in der die USA ultraimperialistisch und in Freundschaft die wirtschaftlichen Güter einer globalisierten Ökonomie verteilen, in der sie zulassen, dass andere Staaten und Blöcke immer größere Teile des Markts für ihre Unternehmen in den strategischen Sektoren herausbrechen, und verhindern, dass der Lebensstandard ihrer besitzenden Stimmbürger weiter wächst. Jedoch „in Wirklichkeit ist es unwahrscheinlich, dass all dies geschieht“, kommentiert Thurow (Thurow 1992, 287). „Wenn die Amerikaner es mit einer Reihe von Niederlagen zu tun hätten“, „würden sie sich früher oder später einigeln, die anderen draußen halten oder gegen jene vorgehen, die sie, ob zu Recht oder Unrecht, für verantwortlich für ihr Misslingen hielten“. Solange sie als Staat Nutzen aus dem Freihandel ziehen, wird alles wie geschmiert laufen. Aber wenn sich diese Bedingungen einmal ändern, „sind die USA imstande, das Weltwirtschaftssystem des 21. Jahrhunderts in die Luft zu jagen“, und nicht nur das Wirtschaftssystem.

An diesem Punkt lässt sich die Bedeutung von Samir Amins Überlegungen zur Beziehung zwischen dem Niveau des Markts und dem des „Anti-Markts“, der Macht, sowie der Frage der Territorialität verstehen. „Wie könnten man übersehen“, fragt Amin, „dass der Erfolg der amerikanischen Gegenoffensive zur Wiederherstellung ihrer Hegemonie sich zu einem Großteil auf ihre militärische Überlegenheit stützt?“ (Amin 1995, 48) Wie ließe sich übersehen, dass die Europäer angesichts der überlegenen Kriegsmacht der USA „Tag für Tag beweisen, dass sie nichts machen können, weder in Jugoslawien oder der ehemaligen UdSSR noch in Somalia, ohne die Vereinigten Staaten“? Die „Globalisierung“ als spezifische Form des antisowjetischen Imperialismus der USA stellt sich derzeit neu ein auf die Eindämmung der neuen zwischenimperialistischen Widersprüche. Die USA drängen beharrlich auf die Beibehaltung des Freihandelssystems, das sie begünstigt, und greifen im Namen der „Handelsfreiheit“ – wie England zur Zeit des Opiumkriegs – und im Bewusstsein ihrer militärischen Übermacht die nationale Souveränität anderer an.

Stellen wir uns eine vollständige Emanzipation der Unternehmen von der Kontrolle durch die Zentralgewalten vor. Das Chaos, das sich daraus ergeben würde, würde neben internationalen Spannungen heftigste Wellen von sozialer Unzufriedenheit hervorbringen. Die Folge wäre „der Rückzug auf die Triade ... und eine generelle Apartheid, verbunden mit Völkermorden zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Beruhigung der Wohlhabenden und zum Schutz ihrer Reichtümer“ (ebd., 58) Aber auch dann würden die konkurrierenden Blöcke sich schließlich „wechselseitig zerfleischen“ und müssten sich entweder einigen und einen Systemführer wählen oder das Gewicht ihrer Feuerkraft, ihrer militärischen Arsenalen in die Waagschale werfen. So oder so, bliebe einer und nur einer der Sieger der Partie. Nun, sagt Amin, „das hier skizzierte Szenario war der Traum Reagans“.

Literatur

- Samir Amin, 1995: *Le defi de la mondialisation*. Trad. it., *La sfida della mondializzazione*, Ed. Punto Rosso, Milano
- Giovanni Arrighi, 1999: USA, la forza del decline, in „la rivista del manifesto“, n° 1, novembre
- Zygmunt Bauman, 1999: *Globalization. The Human Consequences*, Polity Press-Blackwell Publishers, Cambridge-Oxford 1998. Trad. it., di O. Pesce, *Dentro la globalizzazione. Le conseguenze sulle persone*, Laterza, Roma-Bari
- Riccardo Bellofiore, 1999: *Pensiero unico e il suo doppio*, in „la rivista del manifesto“, n° 1, novembre
- Ennio Caretto, 1999: Clinton: Un commercio mondiale dal volto umano, in „Corriere della sera“, 2 dicembre
- Michel Chossudovsky, 1998: *The Globalisation of Poverty: Impacts of IMF and World Bank Reforms*, 1997. Trad. it., di P. Persio, *La globalizzazione della povertà*, Edizioni Gruppo Abele, Torino
- Herbert A. Hensler, 1998: *La nuova era dell'eurocapitalismo*, in Ohmae, 1998
- Eric J. Hobsbawm, 1998: *Age of Extremes – The Short Twentieth Century 1914-1991*, Pantheon Books 1994. Trad. it., di B. Lotti, *Il secolo breve*, Rizzoli, Milano 1995...
- Gérard Lafay, 1998: *Comprendre la Mondialisation*, Economica, Paris 1996. Trad. it., di G. Sarti, *Capire la globalizzazione*, il Mulino, Bologna
- Lenin (Vladimir Il'ic Ulianov), 1994: *L'imperialismo fase suprema del capitalismo*. Saggio popolare, trad. it. conforme a quella delle Edizioni in lingue estere di Mosca, Laboratorio Politico, Napoli
- Domenico Losurdo, 1993: *Democrazia o bonapartismo. Trionfo e decadenza del suffragio universale*, Bollati Boringhieri, Torino
- Domenico Losurdo, 1996: *Il revisionismo storico. Problemi e miti*, Laterza, Roma-Bari
- Edward Luttwak, 1999: *Turbo-Capitalism*, 1998. Trad. it., di A. Mazza, *La dittatura del capitalismo. Dove ci porteranno il liberalismo selvaggio e gli eccessi della globalizzazione*, Mondadori, Milano
- Marcos, 1997: *La quarta guerra mondiale e cominciata*, il manifesto, Roma
- Kazuo Nukazawa, 1998: *Giappone e Stati Uniti: un faticoso cammino verso la reciprocità*, in Ohmae, 1998
- Kenichi Ohmae (ed.), 1998: *The Evolving Global Economy*, Harvard Business School Press, 1988.. 1995. Trad. it., di M. Formaggio, *Il senso della globalizzazione. Prospettive di un nuovo ordine mondiale*, ETAS Libri, Milano
- Raffaella Polato, 1999: *Il nostro sole sorge a Ovest*, „Corriere Economia“, III, n° 39, 8 novembre
- Michael E. Porter, 1991: *The Competitive Advantage of Nations*, 1989. Trad. it., di M. Pacifico, M.T. Cattaneo e M. Zardoni, *Il vantaggio competitivo delle nazioni*, Mondadori, Milano
- Michael E. Porter, 1998: *Svantaggio di capitale: carenze del sistema di allocazione dei capitali negli Usa*, in Ohmae, 1998
- Robert B. Reich, 1998: *Noi chi?*, in Ohmae, 1998
- Lester C. Thurow, 1992: *Head to Head*, 1992. Trad. it., di R. Merlini, *Testa a testa. USA, Europa, Giappone: la battaglia per la supremazia economica nel mondo*, Mondadori, Milano
- Pino Tripodi, 1998: *Dalla biopolitica alla bioeconomia*, in: M. Revelli e P. Tripodi, *Lo stato della mondializzazione*, Leoncavallo, Milano

Andreas Wehr

Probleme der Globalisierung

Über das sich allmählich wandelnde Verhältnis zwischen der Europäischen Union und ihren Mitgliedsländern

Europa kann man bekanntlich von ganz verschiedenen Seiten aus betrachten. Manche sehen in seiner Einigung bereits den Ansatz für die Herausbildung eines Gegengewichts zu den USA und damit eines Konkurrenten auf der Ebene der Supermächte. Andere betonen hingegen die ordnende und stabilisierende Funktion, die der ursprünglich auf Westeuropa beschränkten Integration heute in Osteuropa zukommt. Vor allem aber wird die Herausbildung eines einigen Europas als Garant für eine friedliche Entwicklung unseres Kontinents gesehen. Die Integration der Union wird danach als Prozess des Lernens aus der Geschichte gedeutet, die im letzten Jahrhundert gezeichnet war von imperialistischer Konkurrenz und mörderischen Kriegen unter den Nationalstaaten, insbesondere von Deutschland ausgehend. Ein Verhängnis, das Brecht einmal mit dem Bild beschrieb: „Wenn nicht mehr die Fahrräder über die Grenze rollen können, rollen bald die Panzer darüber hinweg.“ Und natürlich ist Europa auch das: Ergebnis eines täglichen Ringens um den Ausgleich unterschiedlicher, ja nicht selten gegensätzlicher kapitalistischer Interessen. Als Sozialisten und damit als Internationalisten sollten wir dies stets im Auge behalten und uns damit des erreichten historischen Fortschritts bewußt bleiben.¹

Aber dies ist schon lange nicht mehr die ganze Wahrheit. Die Europäische Union ist natürlich nicht unberührt geblieben von der Durchsetzung der neoliberalen Wirtschafts-, Sozial- und Gesellschaftspolitik in den Jahren nach 1980. Ihre gegenwärtige Politik ist geprägt von den Bestimmungen der Einheitlichen Europäischen Akte aus dem Jahr 1986, der Geburtsurkunde des Binnenmarktes, von dem 1992 geschlossenen Vertrag von Maastricht mit seinen Bestimmungen über eine Wirtschafts- und Währungsunion und schließlich von dem Vertrag von Amsterdam, in dem vor allem die Stärkung der Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik und der Justiz- und Innenpolitik festgeschrieben wurde.

Die Europäische Integration als Form der Globalisierung

Wenn wir uns mit der Europäischen Union beschäftigen, so dürfen wir uns daher nicht bei der Beschwörung historischer Mythen oder Wunschvorstellungen aufhalten. Wir haben vielmehr davon auszugehen, daß die gegenwärtig

¹ Inzwischen wird auch die deutsche Einheit zu den europäischen Errungenschaften gerechnet, wenn Klaus Stüwe schreibt: „Vierzig Jahre Frieden und Stabilität in Westeuropa, der Wiederaufstieg der europäischen Volkswirtschaften sowie die Herstellung der deutschen Einheit wären ohne die europäische Partnerschaft nicht möglich gewesen“, Klaus Stüwe, Der Staatenbund als europäische Option, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B1-2/99, S. 22.

sich vollziehende europäische Einigung die spezifische europäische Form der Globalisierung ist. Hier stellt sich natürlich sofort die unvermeidbare Frage: Was ist Globalisierung? Ich will hier keine neue Begriffsdiskussion darüber eröffnen, sondern lediglich auf die Definition der OECD verweisen, der Organisation, die immerhin der wichtigste Zusammenschluß der größten kapitalistischen Industrieländer ist, einer Organisation zudem, die mit Sicherheit nicht im Verdacht steht, antikapitalistische Theorien bzw. Ideologien zu befördern. Dort heißt es: Globalisierung ist „die jetzt erreichte Stufe und die heutige Form der internationalen Produktion ..., in der ein zunehmender Teil der Wertschöpfung und die Vermögen weltweit durch ein System eng vernetzter privater Netzwerke produziert und verteilt wird. Große multinationale Unternehmen, die innerhalb konzentrierter Angebotsstrukturen operieren und die Vorteile finanzieller Globalisierung voll ausschöpfen können, stehen im Zentrum dieses Prozesses“. Die treibenden Kräfte sind demnach - und das immerhin nach der Definition der OECD - die großen transnationalen bzw. multinationalen Konzerne.²

Wie setzt sich nun diese ökonomische Macht in politische Interessen und in einen ganze Gesellschaften beherrschenden Einfluß um? In erster Linie natürlich und damit in ganz traditioneller Weise über die Vormachtstellung des jeweiligen Nationalstaats, in dem der transnationale Konzern seine jeweilige Heimatbasis hat. Dies gilt vor allem für das weltweite Agieren der USA, deren internationale Politik immer die jeweiligen eigenen Monopolinteressen reflektiert und berücksichtigt. Das gilt aber auch für solche Länder wie Japan, Deutschland, Großbritannien und Frankreich, die massiv ihre staatlichen Machtmittel zur Förderung der in ihnen beheimateten transnationalen Konzerne einsetzen.

Doch im Unterschied zu früheren Epochen des Kapitalismus, etwa zu den Zeiten des Hochimperialismus, führt diese Konkurrenz der Nationalstaaten bei der Vertretung und Durchsetzung der Interessen „ihrer“ Konzerne nicht zu gefährlichen Spannungen und kriegesischen Zuspitzungen, jedenfalls gegenwärtig nicht. Dies ist zumindest eine - nicht zu unterschätzende - Errungenschaft der sich vertiefenden internationalen Arbeitsteilung. Die oft gegensätzlichen Interessen der Nationalstaaten gehen vielmehr ein in die Politik verschiedenster internationaler Organisationen, die sie ausgleichen, bündeln und gegenüber Dritten nicht selten rücksichtslos durchsetzen. Diese Aufgaben leisten solche Organisationen wie die Welthandelsorganisation (WTO), der Internationale Weltwährungsfonds (IWF), die Weltbank oder die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit der entwickelten Länder (OECD). In all diesen Vereinigungen verfügen selbstredend die großen Industriestaaten mittels ihres Stimmengewichts und ihres Finanzierungsanteils über den beherrschenden Einfluß.

² Zum Verständnis der ökonomischen Einheiten, um die es sich dabei handelt, vgl. Gretchen Binus, Internationale Kapitalkonzentration; in: Z 33 (März 1998) S. 149ff.

Der Prozeß der Globalisierung bringt aber auch regionale Zusammenschlüsse hervor bzw. bedient sich bestehender, in denen die Internationalisierung jeweils noch schneller als in den übrigen Weltregionen voranschreitet, in deren Handeln sich aber auch unterschiedliche Mentalitäten und Traditionen der regionalen Räume widerspiegeln. Eine der größten, aber auch in sich losesten Zusammenschlüsse ist die APEC-Gemeinschaft der am Pazifik gelegenen Staaten Amerikas und Asiens.³ In Südostasien existiert seit Jahrzehnten die ASEAN (die Südostasiatische Wirtschaftsgemeinschaft). Kanada, die USA und Mexiko schufen die NAFTA (Nordamerikanische Freihandelszone), die möglicherweise auf weitere lateinamerikanische Staaten, etwa Argentinien, ausgedehnt werden soll. Überlegt wird aber auch, die lateinamerikanischen Staaten mit Hilfe der FTAA (Freihandelszone für Nord- und Süd-Amerika) fester an die Wirtschaft der USA anzubinden. Schließlich gibt es die Europäische Union, die allerdings, im Unterschied zu allen anderen regionalen Zusammenschlüssen, bereits über gewisse Regelungskompetenzen verfügt, die über die reinen Wirtschaftsbeziehungen hinausgehen, etwa im Umweltschutz und durch die Gewährleistung eines weitgehend freien Personenverkehrs unter ihren Mitgliedsländern. Auch verfügt sie über ernst zu nehmende Ansätze für eine demokratische Kontrolle und Gestaltung dieser multinationalen Politik, etwa in Gestalt des Europäischen Parlaments, der Europäischen Kommission und des Europäischen Gerichtshofs.

So wie sich die Globalisierung in den verschiedenen Weltregionen in unterschiedlichen Organisationsformen entwickelt, stehen auch jeweils unterschiedliche Zielsetzungen im Mittelpunkt. Absicht der von den USA beherrschten NAFTA bzw. FTAA ist es etwa, die verbliebenen Reste der national geschützten Märkte Lateinamerikas im Interesse der US-amerikanischen transnationalen Konzerne zu öffnen und zu beherrschen. Der traditionell starke öffentliche Sektor in den Volkswirtschaften dieser Länder soll zudem stark eingeschränkt werden. In Ost- und Südostasien hingegen wurden unter Ausnutzung der Asienkrise und unter Führung des IWF die Bankensysteme der jeweiligen Länder ausgehebelt, deren wichtigste Bestimmung bis dahin die Absicherung endogener Entwicklungswege war. So geschah es erfolgreich in Korea, Thailand und Indonesien, lediglich Malaysia leistet einen gewissen Widerstand.

Was ist nun das gegenwärtige Ziel der transnationalen Konzerne im europäischen Raum? Im politischen Zentrum steht ohne Zweifel der Angriff auf die von den europäischen Gewerkschaften angestrebte Egalisierung und Kollektivierung von Lohnverhältnissen, samt ihrer politischen Flankierungen im und durch den Sozial- und Wohlfahrtsstaat. Es wird ein Erosionsprozeß jener Bedingungen betrieben, unter denen die ökonomisch Herrschenden zu klassen-

³ Insbesondere in Asien ist aber der Prozeß der Bildung regionaler Zusammenschlüsse noch nicht abgeschlossen. Auf einem Gipfeltreffen von 13 Regierungschefs in Singapur Ende November 2000 wurde die mögliche Bildung einer Freihandelszone, bestehend u.a. aus China, Japan und Südkorea, aber unter Ausschluß der USA, geprüft. Vgl. FAZ vom 27.11.2000, S. 15.

übergreifenden, gesamtgesellschaftlichen Kompromissen gezwungen werden konnten. In Frage gestellt und attackiert wird damit ein regionales kapitalistisches Entwicklungsmodell, das sich - gelegentlich auch als „Rheinischer Kapitalismus“ bezeichnet - in Westeuropa ab Beginn der fünfziger Jahre, vor allem unter den Bedingungen günstiger konjunktureller Entwicklungen und im Schatten der Systemkonkurrenz, als Alternative zu amerikanischen sowie japanischen Verhältnissen entwickeln konnte.⁴

So verwandeln sich die von den Kräften der Arbeit erkämpften Wohlfahrtsstaaten Europas Schritt für Schritt in Standortkonkurrenten. Dieser Prozeß scheint sich wie eine unaufhaltsame Naturgewalt Bahn zu brechen. Traditionelle politische Differenzen werden angesichts dieser scheinbar unhinterfragbaren Logik eingeebnet bzw. reduzieren sich allein auf die Frage, wie weitreichend und wie schnell man sich diesen Erfordernissen zu unterwerfen hat.

Das Projekt der europäischen Integration folgt etwa ab Mitte der achtziger Jahre dieser Entwicklungsrichtung. Eine erste wichtige Weichenstellung war das mittlerweile weitgehend umgesetzte Projekt eines liberalisierten und deregulierten Binnenmarktes für Waren, Dienstleistungen, Arbeit und Kapital, dessen Grundsätze 1986 in der Einheitlichen Europäischen Akte verankert wurden. Mit dem 1992 in Maastricht auf den Weg gebrachten Projekt einer Wirtschafts- und Währungsunion wurde dieser Kurs beschleunigt und zugleich vertieft. In dem 1997 beschlossenen, die Wirtschafts- und Währungsunion begleitenden sogenannten Stabilitätspakt werden die Länder der Eurozone einer rigiden Haushaltskontrolle unterworfen, die eine auf Krisen flexibel reagierende Haushaltspolitik von vornherein unmöglich macht.

Inzwischen gibt es kaum noch einen gesellschaftlichen Bereich, in dem sich die Organe der Europäischen Union nicht als die entscheidendste und am massivsten vorwärtstreibende Kraft präsentieren, wenn es um die Liberalisierung von Märkten, den Abbau staatlicher Beihilfen, von regionalen Schutzbestimmungen und die Beschneidung staatlicher Aufgaben der sogenannten Daseinsfürsorge geht. Ganz gleich, ob es sich dabei um die Öffnung der nationalen Strommärkte handelt, die Rückforderung von Investitionsbeihilfen in strukturschwachen Regionen geregelt wird, ob verlangt wird, daß sich der öffentliche Personenverkehr der innereuropäischen Konkurrenz aussetzt⁵, oder

⁴ Pierre Bourdieu beschreibt diese Situation wie folgt: „Die Europäer vergessen ihre Geschichte: Das französische Modell des Bürgers, das soziale Modell der Schweden, und die gesamte solidarische Tradition der sozialen Bewegungen. Die Durchsetzung des amerikanischen Modells führt zur Vergeudung und Zerstörung des europäischen Erbes: mit dem Angriff gegen die sozialen Rechte und die Arbeitsplatzsicherheiten, und grundlegender vielleicht noch durch die Europäische Union, die zumindest in ihrem gegenwärtigen Zustand beiträgt zur Schwächung und Zerstörung der Nationalstaaten (...). Sie trägt bei zur Schwächung des solidarischen Modells, das in den sozialen Strukturen verkörpert ist: den Gewerkschaften, den Genossenschaften, der Sozialversicherung“; Pierre Bourdieu, Die Durchsetzung des amerikanischen Modells und die Folgen; in: Europa des Kapitals oder Europa der Arbeit, Hannover 2000, S. 183f.

⁵ Vgl. etwa für diesen Bereich den Vorschlag der Kommission der Europäischen Gemeinschaften für eine „Verordnung des Europäischen Parlaments und des Rates über Maßnahmen der

Ausschreibungen der öffentlichen Hand – auch die der Kommunen – zukünftig europaweit zu erfolgen haben bzw. es um die Einschränkung des Handlungsspielraums kommunaler Sparkassen geht, überall stößt man auf bereits erlassene europäische Richtlinien und Verordnungen, kurz gesagt: Überall stößt man auf „Brüssel“ als Synonym für eine anonym, unberechenbar und undurchsichtig arbeitende Maschinerie, die unbarmherzig den Wettbewerb zwischen Ländern, Regionen, Kommunen, Unternehmen und damit zwischen den einzelnen Menschen vorantreibt und für eine immer tiefere ökonomische Durchdringung der Gesellschaften sorgt.

EU-Politik ohne Demokratie?

Doch was ist dieses ominöse „Brüssel“? Tatsächlich ist es doch so, daß die europäischen Institutionen nicht eigenständig agieren. Die Richtlinien und Verordnungen entstehen nicht aus dem Blauen. Sie werden am Ende vielmehr in der Regel vom Europäischen Rat beschlossen, einem Gremium, in dem die Minister der Mitgliedsländer regelmäßig zusammenkommen und entweder einstimmig oder mit Mehrheit die Richtung der Politik bestimmen. Auch werden die einzelnen Kommissare bekanntlich von den Mitgliedsländern benannt und die Europaparlamentarier in den EU-Ländern gewählt. Schließlich entscheiden die Regierungen der Mitgliedsländer auch über die wesentlichen Haushaltsfragen. Deshalb und insofern spiegeln sich in der europäischen Politik am Ende doch nur die politischen Kräfteverhältnisse der Mitgliedsländer, und hier vor allem die Interessen der größten und einflußreichsten Nationalstaaten. Und da die europäische Sozialdemokratie gegenwärtig die mit Abstand stärkste Kraft in den Ländern der EU ist, trägt sie selbstverständlich auch die Hauptverantwortung für diese durch und durch neoliberale Ausrichtung der europäischen Politik.⁶

Doch trotz dieser weiterhin gegebenen Abhängigkeit der europäischen Politik von den nationalen Politiken besitzt Europa einen eigenen Raum, in dem politische Entscheidungen vorbereitet, durchgesetzt und ideologisch abgesichert werden – und dies offenkundig sehr geräuscharm. Wo liegen nun genau die spezifischen Unterschiede zwischen dieser Politikform und den uns sehr viel

Mitgliedstaaten im Zusammenhang mit Anforderungen des öffentlichen Dienstes und der Vergabe öffentlicher Dienstleistungsaufträge für den Personenverkehr auf der Schiene, der Straße und auf Binnenschiffahrtswegen“ vom 26.7.2000, in dem es in der Begründung gleich am Anfang heißt: „Die derzeitigen Rechtsvorschriften der Gemeinschaft wurden für einen öffentlichen Verkehr mit ausschließlich nationalen, regionalen oder lokalen Betreibern erarbeitet. Jetzt erlebt dieser Sektor das Entstehen eines europäischen Binnenmarktes für öffentliche Verkehrsdienste.“

⁶ So wird etwa in dem erwähnten Verordnungsvorschlag der Kommission zur Vergabe öffentlicher Dienstleistungsaufträge für den Personennahverkehr durchaus zu Recht in der Begründung des Vorschlags auf die Schlußfolgerungen des Europäischen Rates von Lissabon vom 28. März 2000 verwiesen, in denen die Kommission, der Rat und die Mitgliedstaaten aufgefordert werden, jeweils im Rahmen ihrer Befugnisse die Liberalisierung in Bereichen wie dem Verkehr zu beschleunigen.

vertrauteren Mechanismen in den Nationalstaaten? Oder anders gefragt: Weshalb fällt uns der Kampf auf der europäischen Ebene gegen den Neoliberalismus so schwer?

Ich will darauf in drei Thesen eine Antwort versuchen:

Erstens: Ideologisch gilt Europa gemeinhin als Ort zivilgesellschaftlichen Ausgleichs und der Vernunft, da hier völkischer Dünkel und nationaler Eigennutz gebrochen werden. Die aus den Erfahrungen der Geschichte, insbesondere der deutschen, berechnete Kritik am Nationalstaat findet hier ihren politischen Fluchtpunkt. Diese Sichtweise gilt insbesondere für die rot-grüne Politikergeneration, die die gegenwärtige bürgerliche kapitalistische Gesellschaft nur noch als Zivilgesellschaft definieren will. In diesem Denken kommt Europa heute die „zivilisierende Funktion“ zu, den in den osteuropäischen Ländern latent vorhandenen Hang zu nationalistischen und autoritären Lösungen im Zaum zu halten, in dem diesen Ländern mit der zukünftigen Mitgliedschaft Perspektiven geboten werden. Und in der Tat trägt alleine der gegenwärtig sich vollziehende Prozeß des Beitritts der mittelost- und osteuropäischen Länder zur EU dazu bei, daß dort ethnische Konflikte nicht gewalttätig zur Austragung kommen und zumindest gewisse rechtsstaatliche und demokratische Mindestnormen eingehalten werden.⁷

Der zivile Charakter dieses Europas hat allerdings durch seine Verwicklung in den NATO-Krieg gegen Jugoslawien erheblichen Schaden genommen. Mit der beschlossenen Aufstellung einer europäischen Interventionsarmee wird die Desillusionierung zunehmen, denn nun erscheint die Gefahr einer auch militärisch agierenden Supermacht Europa am Horizont. Und doch ist selbst unter den Kritikern der bestehenden Verhältnisse immer noch der Eindruck vorherrschend, mit Europa entwickle sich eine politische Einheit scheinbar unberührt von den dem Kapitalismus innewohnenden aggressiven und ausbeuterischen Eigenschaften, gerichtet sowohl nach innen als auch nach außen.

Zweitens: Europa ist ein Ort der Unverbindlichkeit, denn Entscheidungen auf europäischer Ebene funktionieren selten nach den uns aus den nationalen politischen Rahmen bekannten Schemata von Regierung und Opposition, von sozialen Akteuren, die ihre Interessen im politischen Raum ausfechten, orientiert an Rechts und Links und strukturiert nach Klassen. Neben die politischen Richtungsentscheidungen treten nationale Interessen einzelner Staaten oder von Gruppen von Staaten. So bleibt oft im Dunkeln, wer wie mit wem welche Entscheidungen etwa im Mehrheitsverfahren innerhalb des Europäischen Rates durchgesetzt hat. Der Europäische Rat tagt im übrigen unter Ausschluß jeglicher Öffentlichkeit. Da er legislative Funktionen wahrnimmt, muß er sich

⁷ Hinter dieser „zivilisatorischen Leistung“ der EU verschwindet allerdings regelmäßig die Tatsache, daß es nicht zuletzt die Union und ihre Mitgliedsländer waren, die mit der in diesem Raum durchgesetzten marktwirtschaftlichen Transformationspolitik zuvor entscheidendes dazu beigetragen haben, daß sich solche autoritären und chauvinistischen Vorstellungen überhaupt ausbreiten konnten.

den Vergleich mit gesetzgeberischen Verfahren in China, Nordkorea und Kuba gefallen lassen, dies sind nämlich die einzigen Länder auf der Erde, die noch heute eine geheime Gesetzgebung kennen.

Drittens: Die europäische Politik agiert ohne eine wirkliche politische Zivilgesellschaft, in der die zu treffenden Entscheidungen vorbereitet, diskutiert und überprüft werden können. Es existiert weder eine einheitliche und verbindliche Verhandlungssprache, die nicht alleine nur von den Eliten ausreichend beherrscht wird, noch gibt es kulturelle und politische Einrichtungen, die einen hinreichenden demokratischen Austausch ermöglichen könnten. Wir kennen weder echte europäische Parteien oder Gewerkschaften noch wirkungsvolle Medien wie Zeitungen, Rundfunk oder Fernsehen, die nicht an einen nationalen Standort gebunden wären. Aus dieser Situation folgt, daß es auch keine gesamteuropäischen politischen Debatten gibt, die die verschiedenen Öffentlichkeiten von Portugal bis Finnland und von Schweden bis Griechenland tatsächlich bewegen, und die den politischen Entscheidungsprozeß entscheidend beeinflussen könnten. Eine Auseinandersetzung wie etwa in Deutschland über die Rentenreform ist deshalb auf europäischer Ebene schlicht nicht zu organisieren.⁸

Doch insbesondere die Lohnabhängigen benötigen einen öffentlichen Raum, um ihre Interessen durch eine gegenseitige Verständigung über ihre Ziele überhaupt erst einmal zu artikulieren. Dies ist die Voraussetzung dafür, daß sie überhaupt die Chance erhalten, eine wirkungsvolle Gegenmacht aufzubauen und damit ihre Interessen am Ende wenigstens zum Teil durchsetzen zu können. Daher führt die Schwäche bzw. das gänzliche Fehlen einer solchen Öffentlichkeit auf europäischer Ebene zu dem Ergebnis, daß gerade der Faktor Arbeit strukturell benachteiligt ist. Gut organisierte, die Öffentlichkeit scheuende Lobbygruppen, etwa die der transnationalen Konzerne, profitieren hingegen von diesem Mangel. Sie benötigen keine Öffentlichkeit, sondern scheuen sie eher. Ihnen reichen die informellen Kanäle zu den Politikern und in die Bürokratie hinein voll und ganz.

Für die große Mehrheit der Bevölkerung sind die auf europäischer Ebene getroffenen Entscheidungen kaum vorhersehbar, nur in einem geringen Maße zu beeinflussen und schon gar nicht zu revidieren. Sie können sie nur hinnehmen. Da aufgrund des Fehlens einer europäischen Öffentlichkeit oft im Nebel bleibt, wer welche Verantwortung für welche Entscheidung trägt, erscheint Opposition dagegen als weitgehend sinnlos oder gleicht dem Kampf gegen Windmühlenflügel. Aus diesem Grund eignen sich die auf europäischer Ebene getroffenen Entscheidungen auch so ausgezeichnet zur Durchsetzung unpo-

⁸ Auf den unzureichenden Zustand der Öffentlichkeit in globalisierten Gesellschaften weist Hauke Brunkhorst hin: „Die bestehende globale Öffentlichkeit ist viel zu schwach, um mit den täglich wachsenden Problemen einer nicht nur funktional differenzierten, sondern eben auch sozial in Zentrum und Peripherie stratifizierten Weltgesellschaft fertig zu werden.“ Hauke Brunkhorst, *Globalisierungsparadoxien - das doppelte Inklusionsproblem moderner Gesellschaften*; in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 8/2000, S.1102.

pulärer, die politischen und sozialen Rechte der großen Mehrheit der Bevölkerung verletzender Entscheidungen. So gab und gibt es in den letzten Jahren in den Mitgliedstaaten kaum eine grundlegende neoliberale Maßnahme, die nicht im Gewand Europas daher kam. Der dagegen sich erhebende Widerstand bleibt aber regelmäßig zersplittert, da auf einzelne Nationalstaaten beschränkt, und kommt meist zu spät, da die in den europäischen Institutionen getroffenen Entscheidungen nicht mehr rückholbar sind.

Vor diesem Hintergrund kann es nicht verwundern, daß immer mehr Menschen Unbehagen gegenüber einem politischen Prozeß empfinden, den sie immer weniger beeinflussen können, der aber gleichfalls immer tiefer und umfassender in ihre Lebensumstände eingreift, sie immer mehr zu bloßen Objekten einer an einem anonymen Ort formulierten Politik degradiert.

Ausdruck dieses Unbehagens war ohne Zweifel die äußerst geringe Beteiligung an den Wahlen zum Europäischen Parlament am 13. Juni 1999. Nahezu allen politischen Lagern gelang es nicht, den Bürgerinnen und Bürgern ausreichend deutlich zu machen, daß es sich lohne, an diesem Tag überhaupt zum Wahllokal zu gehen.⁹

Ausdruck einer beginnenden Legitimationskrise ist aber auch eine anwachsende europakritische Haltung von politischen Kräften sowohl auf der Linken als auch auf der Rechten. In Ländern wie Frankreich, Großbritannien, Schweden, Österreich oder Dänemark bestimmte sie bereits die Wahlen zum Europäischen Parlament. In Großbritannien etwa errangen die traditionell einer weiteren Integration ablehnend gegenüberstehenden Konservativen eine deutliche Mehrheit über die erst zwei Jahre zuvor noch so erfolgreiche Labour Party. Neben ihr brachte sogar die offen europafeindliche UK-Independence Party einige Kandidaten durch. In Frankreich spaltete sich die Rechte über die Europafrage. Das gegen eine weitere Integration eingestellte Parteienbündnis trug dabei den Sieg davon. In Dänemark und Schweden profitierten hingegen die Linksparteien - die Sozialistische Volkspartei Dänemarks und die schwedische Linkspartei - von der wachsenden Kritik an der europäischen Entwicklung.

Nun wird diese krisenhafte Stimmung von der Politik durchaus wahrgenommen, und Versuche, auf das nicht mehr zu leugnende demokratische Defizit der Europäischen Union mit einer Bewahrung und Stärkung der nationalstaat-

⁹ Am niedrigsten war die Wahlbeteiligung in Großbritannien. In „Lektionen aus dem katastrophalen Wahlausgang für New Labour“ schreibt Maureen Anderson in PDS-International 3/1999: „Im Landesdurchschnitt erzielte Labour 28 Prozent der Stimmen. Aber der Labour-Anteil wurde massiv beeinträchtigt durch die geringe Wahlbeteiligung: am geringsten war sie in den traditionellen Labour-Hochburgen. Die Zahlen sind beeindruckend. Sie vermitteln eine enorme Entfremdung der Kernwählerschaft der Labour Party und ein Desinteresse am Europäischen Parlament. Die 23% Wahlbeteiligung im Land stellen ein Absinken von 13% seit den Europawahlen von 1994 dar. Wenn man sich die von Westminster festgelegten Wahlbezirke vornimmt, so lag sie in Liverpool Riverside mit 10,3 Prozent am niedrigsten. Quer über Großbritannien verteilt waren die 20 Stimmbezirke mit der geringsten Beteiligung überwiegend diejenigen in den Innenstadtbzirken, wo Labour traditionell stark ist.“

lichen Ebenen zu reagieren, sind bereits seit einiger Zeit zu beobachten. Dazu gehörte in Deutschland bereits Anfang der neunziger Jahre ein auffällig langes und zähes Ringen um die Neufassung des Artikels 23, der die Rolle des Bundes und die Rechte der Länder im europäischen Einigungsprozeß bestimmt. Doch die Auseinandersetzung um die zukünftigen Kompetenzen der deutschen Bundesländer in einem integrierten Europa ist seitdem nicht mehr zur Ruhe gekommen. Unter Führung von Bayern und Nordrhein-Westfalen wurden in einem „Konsens des Unbehagens“¹⁰ immer wieder Fragen nach dem verbleibenden Handlungsspielraum der Länder aufgeworfen. Neben die Kritik der Länder trat die der Kommunen. Den dort Verantwortlichen ist mittlerweile ebenfalls bewußt geworden, daß ihnen im Zuge der Europäisierung wichtige Gestaltungsmöglichkeiten verloren gehen.¹¹ Mit der in Nizza auf deutsches Drängen hin eingegangenen Verpflichtung der Mitgliedstaaten, 2004 eine Regierungskonferenz zum Thema der Abgrenzung der Kompetenzen der EU gegenüber den Nationalstaaten und den regionalen Gliederungen abzuhalten, sind diese Kritiker einen großen Schritt vorangekommen.¹²

Doch ein Umdenken hat nicht nur auf den regionalen Ebenen begonnen. Selbst die von Europaenthusiasten überschwenglich als Entwurf einer neuen Architektur des Kontinents gefeierte Rede des Bundesaußenministers Fischer im Mai 2000 an der Berliner Humboldt-Universität enthält überraschende Kehrtwendungen. So wurde von ihm u.a. die Umwandlung des Europäischen Parlaments in zwei Kammern vorgeschlagen, wobei die Mitglieder der einen Kammer zugleich auch Abgeordnete der Nationalparlamente sein sollen. Bei der vorgesehenen zweiten Kammer soll „man sich zwischen einem Senatsmodell mit direkt gewählten Senatoren der Mitgliedstaaten oder einer Staatenkammer analog unseres Bundesrates zu entscheiden haben.“¹³ Das als Keimzelle einer europäischen Demokratie gedachte, seit 1979 von den Bürgerinnen und Bürgern direkt gewählte Europäische Parlament würde demnach zu einer bloßen Versammlung von Abordnungen nationaler Parlamente bzw. zu einer Länderkammer degradiert.

All dies sind unübersehbare Zeichen für eine in die Kritik kommende europäische Entwicklung der vergangenen anderthalb Jahrzehnte.¹⁴ Die Vorschläge

¹⁰ So die Überschrift eines Artikels in der FAZ vom 1.11.2000 über einen europolitischen Dialog, der vom Bundeskanzleramt und der Bertelsmann-Stiftung in Berlin veranstaltet wurde.

¹¹ Vgl. über die Debatte im Deutschen Städtetag die FAZ vom 9.11.2000 unter der Überschrift „Neubestimmung statt Palaver. Unter dem Druck der EU-Kommission wollen die Kommunen ihre Aufgaben überdenken“.

¹² Dies ist auch der Grund für die überaus positive Aufnahme der Vereinbarung von Nizza durch den bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber, vgl. FAZ vom 12.01.2001: „Stoiber wirbt für das Ergebnis von Nizza“.

¹³ Rede des Bundesaußenministers Fischer am 12.05.2000 in der Humboldt-Universität zu Berlin „Vom Staatenbund zur Föderation – Gedanken über die Finalität der europäischen Integration“, S. 12.

¹⁴ Ein weiteres wichtiges Indiz für diese Stagnation ist die Tatsache, daß es auf der Regierungskonferenz in Nizza keine nennenswerte Ausweitung des Bereichs der qualifizierten Mehr-

zur Bewältigung dieser herausziehenden Krise sind gegenwärtig noch ungeordnet und gehen in die unterschiedlichsten, sich zum Teil widersprechende Richtungen.¹⁵ Anerkannter Ausgangspunkt dürfte aber folgende Krisendiagnose sein: „Eine realistische Betrachtung der angesprochenen Integrationsstrategien legt die Forderung nahe, daß eine Staatswerdung Europas derzeit keine politische Priorität darstellen kann. Das Mindestmaß an sozioökonomischer und kultureller Homogenität, von dem Bundesstaaten leben, ist in Europa heute noch nicht auszumachen, und die Heterogenität wird um so größer werden, je mehr Mitglieder in die EU drängen.“¹⁶

Verteidigung und Stärkung kommunaler, regionaler und nationaler Handlungsspielräume

Das allenthalben beklagte Demokratiedefizit der europäischen Integration kann aber auch als Kritik an einem sich verflüchtigenden Staat interpretiert werden, wobei die Übertragung von zentralen Elementen seiner Kompetenzen auf die europäische Ebene nichts anderes als dessen Rückzug darstellt, da an seine Stelle meist nicht etwa andere, europäische Regelungen treten, sondern vielmehr die willkürlichen und blinden Kräfte des Marktes. Ein Phänomen mithin, das die allgemeine Politikstruktur der Globalisierung kennzeichnet. Und was liegt da näher, als daß sich die Betroffenen an die ihnen vertrauten und überschaubaren Ebenen der Kommunen, Regionen und Nationalstaaten halten und an sie appellieren, nicht weitere Zuständigkeiten wegzugeben, sondern sie Einzelfällen sogar zurückzufordern.

Damit ist ein Terrain betreten, auf dem sich die Linke eigentlich auskennen sollte und das ihr gelegen kommen müßte. Eigentlich, wohl gemerkt, denn ihre europapolitische Ausrichtung zeigt gegenwärtig in eine andere Richtung. Konfrontiert mit den Herausforderungen und Zumutungen der Globalisierung argumentiert sie eher wie folgt: Was hindert uns daran, die im nationalen Maßstab abhanden kommenden Regelungs- und Steuerungsmechanismen des Staates auf einer höheren Ebene - etwa auf der der Europäischen Union - neu zu etablieren?¹⁷ Und so finden sich in den Programmen der Gewerkschaften

heitsentscheidungen im Europäischen Rat gegeben hat. Vgl. zur Kritik der Vereinbarung aus konservativer Sicht Elmar Brok, „Der Vertrag von Nizza: Wird die EU handlungsunfähig?“ in FAZ vom 13.01.2001.

¹⁵ Hierzu gehört etwa der Vorschlag, den Präsidenten der Europäischen Kommission direkt von allen europäischen Bürgern wählen zu lassen. Davon verspricht man sich u.a. die Herausbildung eines europäischen Parteiensystems. Vgl. dazu Holzinger und Knill, „Eine Verfassung für die Europäische Föderation“, in FAZ vom 29.11.2000.

¹⁶ Klaus Stüwe a.a.O., S. 30.

¹⁷ Der ehemalige Labour-Europaabgeordnete Ken Coates hat diesen Gedanken in folgende anschauliche Worte gefasst: „Da feindseliger Druck der Unternehmen die Handlungsfreiheit von Regierungen einschränkt, waren nachdenkliche Sozialisten zu dem Schluß gekommen, gemeinsame und kombinierte Aktionen mehrerer Regierungen könnten erreichen, was nationaler Politik unmöglich sei. Das war seitens der Sozialisten die vorherrschende Sicht auf die Europäische Union. Wenn man dies nicht so sieht, verliert die Europäische Union für die gesamte

und der europäischen Linksparteien nunmehr schon seit Jahren die sich wiederholenden Forderungen nach beschäftigungs- und sozialpolitischen Rahmensetzungen auf europäischer Ebene. Auch im Europawahlprogramm der PDS von 1999 steht die Forderung nach einer Beschäftigungs- und Sozialunion im Mittelpunkt: „Wir streben nach Vollbeschäftigung und wollen die Bewahrung und Weiterentwicklung sozialer Sicherungssysteme in Europa. Die europäische Wirtschafts- und Währungsunion muß durch eine Sozial-, Beschäftigungs- und Umweltunion sowie eine Harmonisierung von Steuern und Abgaben ergänzt und korrigiert werden.“¹⁸

Doch die postulierten politischen Notwendigkeiten sind das eine, die Realitäten das andere. Man kann nicht länger die Augen davor verschließen, daß es mit der angestrebten Beschäftigungs- und Sozialunion in den letzten zehn Jahren kaum vorangegangen ist. Natürlich gab es einige wenige Fortschritte: So unterzeichnete die britische Labour-Regierung gleich nach ihrem Amtsantritt 1995 die Sozialcharta. Von großer Bedeutung für die Regelung der Arbeitsbeziehungen auf europäischer Ebene ist auch die 1994 nach einem jahrzehntelangen Ringen verabschiedete Richtlinie über Europäische Betriebsräte. Auch in die Grundrechtecharta sind soziale Rechte eingegangen.¹⁹ Doch zeigten sich die europäischen Regierungschefs auf der Konferenz in Nizza nicht einmal dazu bereit, diese Charta in Artikel 6 des EU-Vertrages selbst ohne jede rechtliche Verbindlichkeit zu erwähnen. Punktuelle Fortschritte können daher nicht verdecken, daß der Prozeß der Deregulierung und Auflösung sozialer Standards gerade mit Hilfe der Gremien der EU in all diesen Jahren große Schritte vorangekommen ist.

Will die deutsche Linke in dem jetzt beginnenden Diskussionsprozeß über das Demokratiedefizit innerhalb der EU und über die notwendige Verteidigung und Stärkung der kommunalen, regionalen und nationalen Entscheidungsgremien nicht auf dem falschen Bein stehend kalt erwischt werden, so ist es höchste Zeit, sich darum zu kümmern, daß die so mühsam erkämpften demokratischen Rechte auf der Ebene des Bundes, der Länder und der Gemeinden nicht ausgehöhlt und schließlich gegenstandslos werden. Man muß ja Deutschland nicht gleich lieben,²⁰ um dennoch die hier erreichten, der Souveränität des Volkes entsprungenen sozial- und rechtsstaatlichen Errungenschaften für schützens- und verteidigungswert zu erachten. Wenn der Ein-

Unterklasse, für die überwiegende Mehrheit der arbeitenden Menschen ihren Sinn.“ Ken Coates, „Der Dritte Weg“, in: PDS international 3/99, Berlin 1999, S.20.

¹⁸ Alternativen 99 : Europawahlprogramm der PDS, Berlin 1999, S.2

¹⁹ Wolfgang Däubler kommt in seiner Einschätzung der Grundrechtecharta zu folgendem Urteil: „Der Gesamteindruck ist positiv: Das Europäische Sozialmodell präsentiert sich mit überzeugenden Worten“, in: „In bester Verfassung. Zur Verabschiedung der europäischen Grundrechte-Charta“, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 11/00, S. 1320.

²⁰ Die PDS-Parteivorsitzende Gabi Zimmer hatte auf dem Parteitag im Oktober 2000 in ihrer Antrittsrede gesagt: „Ich liebe Deutschland und hasse zugleich die Dinge, die es häßlich und arrogant machen.“

druck richtig ist, daß die mit Hilfe des Hebels der Europäisierung durchgesetzte Globalisierung eher aufgrund des Widerstands aus den bestehenden demokratischen Ebenen der Mitgliedstaaten heraus verlangsamt und womöglich zum Stehen gebracht werden kann, als dies etwa durch Aktivitäten im europäischen Rahmen²¹ möglich ist, so muß auch den regionalen und nationalen Ebenen sehr viel mehr Aufmerksamkeit als bisher zukommen.

Worum geht es dabei? Die Mitgestaltungsrechte des Deutschen Bundestages in der Europapolitik sind deutlich zu erweitern. Dies betrifft vor allem die Zuständigkeiten seines „Ausschusses für die Angelegenheiten für die Europäische Union“. Er wurde 1992 aus Anlaß des Vertrages von Maastricht eingerichtet, da bereits damals die mangelnde Transparenz der europapolitischen Entscheidungen der Bundesregierung von den Abgeordneten heftig kritisiert wurde. Gegenwärtig hat der Ausschuß aber nur das Recht zu einer „beratenden Kontrolle“, und nicht selten ist es so, daß er erst im nachhinein über das Abstimmungsverhalten der Regierung informiert wird. Eine Orientierung für eine Reform des Verfahrens bietet hier die Praxis des dänischen Folketings. Danach bedarf die dänische Regierung für jede legislative Stimmabgabe im Europäischen Rat eines Mandats, das ihr von einem besonderen Ausschuß des Folketings erteilt wird.²² Eine solche Praxis könnte auch in Deutschland die Europapolitik transparenter machen und sie politisieren.

Es ist zudem die Vorstellung zu überwinden, daß eine Ausweitung von Mehrheitsentscheidungen im Europäischen Rat quasi automatisch zu einem mehr an Demokratie führt. Solange Europa nicht als Bundesstaat organisiert ist, müssen vielmehr die Mitgliedsländer in grundlegenden Fragen der Integration das letzte Wort behalten, soll nicht das für die Demokratie konstitutive Prinzip der Volkssouveränität aufgegeben werden. Bei ihnen muß daher auch vorerst das Recht verbleiben, wichtige Entscheidungen notfalls mit einem Veto blockieren zu können. Spätestens seit dem Beginn des Aufbaus einer europäischen Interventionsarmee ist für die Linke klar, daß Fragen der Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik, da sie ja nun auch Entscheidungen über Krieg und Frieden beinhalten können, nicht in ein Mehrheitsverfahren gehören. Hier muß der Deutsche Bundestag das letzte Wort behalten. Doch es geht auch um andere wichtige Bereiche. Im Vorfeld des Gipfels von Nizza hat etwa die Organisation ATTAC darauf aufmerksam gemacht, daß die Erteilung eines Verhandlungsmandats für die Kommission in Fragen der Dienstleistungen, des

²¹ Zu nennen sind hier etwa die aus Anlaß der Europäischen Gipfel regelmäßig stattfindenden „Euromärsche“ und der „Europäische Aufruf für Vollbeschäftigung“. Solche Aktivitäten sind natürlich weiterhin sinnvoll und unterstützungswürdig, man darf sich nur nicht darüber täuschen, daß ihre Wirkungen sehr begrenzt bleiben.

²² Dieser regelmäßig einmal in der Woche tagende Ausschuß legt inzwischen auch die dänische Position in den Verhandlungen der WTO vor (!) Beginn fest und ist damit das wichtigste Instrument zur Kontrolle und Beeinflussung der dänischen Außenpolitik. In der sehr stark politisierten europapolitischen Debatte in Dänemark, in dem in den letzten zehn Jahren jede Änderung der EU-Verträge zu einem Referendum führte, spielt die Arbeit dieses Ausschusses eine zentrale Rolle.

Urheberrechts und Investitionen z.B. gegenüber der WTO nicht in ein Mehrheitsverfahren gehört, da damit die Position der französischen Linksregierung unterminiert werden würde, die sich dafür einsetzt, Kultur nicht zu einem beliebigen Handelsgut in der globalisierten Wirtschaft verkommen zu lassen. Diese Beispiele zeigen, daß es darauf ankommt, die Bereiche einzeln zu benennen, für die Mehrheitsentscheidungen auf europäischer Ebene gesucht werden sollen und zugleich diejenigen hervorzuheben, welche auf keinem Fall vergemeinschaftet werden dürfen.²³

Und schließlich: Es bedarf einer klaren Zuordnung der Kompetenzen der Europäischen Union, die verhindert, daß immer mehr Bereiche des öffentlichen Lebens mittels einer fragwürdigen Europäisierung unter die Dominanz der Profitwirtschaft gezwungen werden. Widerstand dagegen hat sich in den letzten Jahren in den Kommunen entwickelt. Dort wurde erkannt, daß etwa die Liberalisierung der Strombranche und die geplante Marktöffnung im öffentlichen Personennahverkehr den Kern des gemeindlichen Daseins und damit der kommunalen Selbstbehauptung aushöhlen. Ein erster Erfolg konnte bereits verbucht werden. Die Europäische Kommission gestand zu, daß zumindest nichtwirtschaftliche Dienstleistungen – also soziale, kulturelle und bildungspolitische Angebote – von der europäischen Beihilfenkontrolle ausgenommen sein sollen. Die Bundesländer wurden wiederum in Brüssel vorstellig, um die Erhaltung der öffentlich-rechtlichen Kreditwirtschaft, von den Sparkassen bis zu den Landesbanken, und die Unversehrtheit des öffentlich-rechtlichen Rundfunks zu erreichen. Obwohl nicht wenige sozialdemokratische Ministerpräsidenten und Oberbürgermeister zu den Kritikern dieser „Landnahmepolitik“ der EU gehören, werden sie hierbei von der Bundesregierung weitgehend allein gelassen.

Das notwendige Augenmerk auf diese genannten Aufgaben soll nicht bedeuten, daß die internationalistischen Aufgaben der Linken damit etwa zweitrangig oder gar überflüssig werden. Im Gegenteil: Hier bleibt erhebliches zu leisten, sollen erste, bescheidene Ansätze einer europäischen Zivilgesellschaft erhalten und ausgebaut werden. Im Mittelpunkt steht dabei vor allem die Gewährleistung eines regelmäßigen Austausches der Positionen der verschiedenen Linkskräfte. Dies verlangt sowohl die Etablierung regelmäßiger Konferenzen und Tagungen²⁴ als auch die Schaffung eines allgemein anerkannten Diskussionsorgans. Auf der Ebene des Europäischen Parlaments geht es mittelfristig um die Schaffung der europäischen Partei der Linken. Gegenwärtig arbeiten hier fünfzehn Parteien lediglich in einer konföderalen Fraktion zu-

²³ Die politische Rechte verfügt bereits über eine solche Agenda. So benannte Edmund Stoiber „als Domänen, in denen eine Vertiefung der EU begrüßenswert sei, (...) den Umweltschutz, die Kriminalitätsbekämpfung sowie die Außen- und die Verteidigungspolitik“, vgl. FAZ vom 12.01.01, S.5 „Stoiber sieht sich mit Frankreich einig“. Die der Linken dürfte demgegenüber ein wenig anders aussehen.

²⁴ Einen Ansatz bieten dazu u.a. die regelmäßig stattfindenden Tagungen des „Forums der Neuen Europäischen Linken“.

sammen. Ihre politischen Gegner, ob Konservative, Sozialdemokraten, Grüne oder Liberale verfügen hingegen bereits seit Jahren über solche Institutionen. Für den Ausbau eines wirklich demokratischen und sozialen Europas von unten bleibt daher noch genug zu tun.

Vorschau

Z - Nr. 46

erscheint Anfang Juni 2001
mit dem Schwerpunktthema

„Markt und Marktregulierung“

Beiträge u.a. von Meinhard Creydt, Jör Goldberg, Jörg Huffschmid, Jörg Roesler, Herbert Schui.

Weitere Beiträge u.a. von Hans-Joachim Höhme (Internationale Konjunkturübersicht), Alexandra Wagner (Normalarbeitsverhältnis), Gottfried Stiehler (Materialismus in der Gesellschaftstheorie)

Identität, Differenz und nationale Frage – Die Linke und die Ethnisierung der Politik

Das Wesen der Gegenwart enthüllt sich dem Betrachter am deutlichsten in Extremsituationen. Eine solche stellte der Kosovokrieg dar. Die Selbstverständlichkeit mit der die drei Säulen der Demokratie (Regierung, Parlament und Justiz) die bürgerliche Verfassung in einen Lumpenhaufen verwandelten¹, enthüllte deutlicher als alle restriktiven Aktionen auf ökonomischem und innenpolitischem Gebiet seit 1989 den Charakter der Staatsmacht. Die Linke hat sich, selbst in diesem spektakulären Fall, unfähig gezeigt, die in der Verfassung festgeschriebenen bürgerlich-demokratischen Positionen zu verteidigen. Die sogenannte „Regierungslinke“ (mit Ausnahme Spaniens waren in allen EU-Staaten Sozialdemokraten in der Regierung vertreten, in den meisten stellten sie sogar den Regierungschef) hat mit ihrer Unterstützung der Nato-Aggression deutlich gemacht, daß sie gewillt ist, eine aktive Rolle bei der Durchsetzung der „neoliberalen Konterrevolution“ (Altvater) zu spielen.² Das breite Spektrum der „alternativen Linken“ hingegen reagierte uneinheitlich und teilweise diffus. Die Ursache dafür liegt m.E. im nicht bewußt wahrgenommenen Ausmaß, in dem die Evidenz der Verhältnisse auch das radikale und gesellschaftskritische Denken durchdrungen hat.

Der neue Kolonialismus, seine Ideologie und die Linke

„Dieser Krieg wird um Werte und um die moralische Verfassung jenes Europa geführt, in dem wir im 21. Jahrhundert leben werden. ... Wir sollten stolz sein auf das, was wir tun“, sagte der sozialdemokratische Nato-Generalsekretär Solanas während der Bombenangriffe auf Jugoslawien (Der Spiegel

¹ Von der Bundesregierung war der Nato-Krieg gewollt und bewußt herbei geführt worden. Die Öffentlichkeit ist systematisch belogen worden, um die Zustimmung für Verfassungsbruch und Krieg per Akklamation durch die Medien zu erhalten. In einer internen Unterlage, die wenige Tage vor Beginn der Bombenangriffe sowohl Fischer wie Scharping vorlagen, heißt es, daß der Waffenstillstand „von beiden Seiten nicht mehr eingehalten wird“, aber eine Massenflucht nicht zu beobachten sei: „Von Flucht, Vertreibung und Zerstörung im Kosovo sind alle dort lebenden Bevölkerungsgruppen gleichermaßen betroffen. Etwa 90 vormals von Serben bewohnte Dörfer sind inzwischen verlassen.“ (Zit. nach Lutz)

² Der Begriff Neoliberalismus wird häufig nur in seiner ökonomischen Dimension gesehen. Doch seit den siebziger Jahren wurden seine Vorstellungen von Unternehmerverbänden, Intellektuellen und Medien erst immer stärker artikuliert, um dann gesellschaftlich relevant und schließlich Fundament staatlicher Politik zu werden. Der umfassende Charakter des Neoliberalismus zeigt sich heute darin, daß die bestehenden Verhältnisse als evident erscheinen, also zum „Alltagsverstand“ (Gramsci) geworden sind. Dieser Begriff ist insofern auch irreführend, als er eine Distanz zum klassischen Liberalismus ausdrückt. In Wirklichkeit handelt es sich nur um eine für politische Ideologien typische Anpassung und Modernisierung. Neu ist auch das Verhalten der Sozialdemokratie nicht. Sie war schon in der Zwischenkriegszeit bereit, zumindest mit dem ökonomischen Liberalismus ihr Auskommen zu finden (Polanyi, S. 303ff).

18/99, S. 175). Mit einer ähnlichen Formulierung – „Unser einziges Programm ist das der moralischen und materiellen Erneuerung des Landes“ – hat mehr als 100 Jahre zuvor schon der belgische König Leopold die Eroberung des Kongo begründet (Hobson, S.180). Die Übereinstimmung in Ideologie und Propaganda allein ist es jedoch nicht, die deutlich macht, daß es sich bei den „Luftschlägen“ um einen Kolonialkrieg gehandelt hat. Das wird vielmehr im Appendix B des Rambouillet-Vertrages offen zum Ausdruck gebracht, wo sich die Nato das Recht einräumte, in ganz Jugoslawien militärisch aktiv zu werden. Durch diese Beschränkung seiner Souveränität wäre das Land auf den Status einer Halbkolonie, vergleichbar dem Chinas nach dem Boxeraufstand, herabgesunken. Typisch kolonialistisch ist auch das von der Nato beanspruchte Recht der „humanitären Intervention“, weil es die Souveränität der unabhängigen Staaten, gegen die vorgegangen wird, verletzt. Am kolonialistischen Charakter der Intervention hätte sich auch nichts geändert, wenn es dafür ein Mandat der UNO gegeben hätte, wie „Il Sole 24 ore“, die Zeitung der italienischen Industriellenvereinigung, feststellte: „Das Recht der humanitären Intervention ist nichts anderes als ein Deckmantel, um die Intervention der Großmächte zu rechtfertigen, die die internationalen Organisationen dominieren.“ (Zit. nach Moffa, S. 84) Der zynische Gebrauch von interethnischen Konflikten in einem Vielvölkerstaat sowie die Behauptung „humanitärer Katastrophen“, die sich nach dem Krieg – wie nicht anders zu erwarten war – als Propagandalügen entpuppten, stammen ebenfalls aus dem Repertoire des klassischen Imperialismus, das er bei der Kolonisierung Afrikas entwickelt hat. Hinter der vorgeblichen Hilfe für die Menschen durch das militärische Eingreifen verbirgt sich – und auch das ist ein typisches Merkmal des Kolonialismus – ihre politische Entmündigung: Indem sich die Nato das Ziel gesetzt hatte, Milosevic zu stürzen, sprach sie dem jugoslawischen Volk das Recht ab, den von ihm gewählten Präsidenten zu behalten oder selbst zu entfernen. Milosevic wurde nicht nur Nationalismus vorgeworfen, sondern auch, daß er keine Anstrengungen zur Transformation der Wirtschaft, sprich zu ihrer Privatisierung, unternahm. Erklärtes Ziel des Nato-Krieges war die Deregulierung und Liberalisierung der jugoslawischen Wirtschaft.³ Wie in Ägypten zur Zeit des Khediven, als die europäischen Mächte in Gestalt einer Finanzkommission gemeinsam die Wirtschaft des geostrategisch wichtigen Landes kontrollierten⁴, diktiert heute der internationale Währungsfond die Regeln, denen

³ Für das Protektorat Kosovo wurde das in Kapitel 4, Art. 1 des Vertrages von Rambouillet festgeschrieben: „The economy of Kosovo shall function in accordance with free market principles.“

⁴ „Europa muß seine feste Hand auf jene Länder legen, die nicht mehr fähig sind, aus eigener Kraft das Leben unserer Zeit zu leben, und die festeste Hand wird, wie überall in der Welt, auch an den Ufern des Nils den Wirren ein Ende machen.“ (Zit. nach Luxemburg 1966, S. 415). Dieses „imperialistische Glaubensbekenntnis“ eines britischen Ingenieurs mutet lediglich in seiner Wortwahl veraltet an, seinem Inhalt nach entspricht es den unzähligen Leitartikeln und Politikerreden, die seit 1991 ein verstärktes Engagement der EU auf dem Balkan forderten – auch um durch die Praxis bestimmen zu lassen, wer innerhalb der Gemeinschaft bzw. in der Konkurrenz mit den USA die „festeste Hand“ hat.

sich die Staaten zu unterwerfen haben. Und wenn sie nicht willig, aber geopolitisch bedeutsam sind, wird verdeckt oder offen interveniert. Doch Märkte gewaltsam zu öffnen, ist nichts anderes als Kolonialpolitik.

Soweit die Linke zur Nato-Aggression geschwiegen bzw. sich auf die Position „weder Nato noch Milosevic“ zurückgezogen hat, war ihr Verhalten ebenfalls kolonialistisch. Zum einen ist sie in die Falle des eurozentristischen Liberalismus getappt, der für sich die historische Mission zur Verbreitung von Aufklärung und Entwicklung – im heutigen Sprachgebrauch: Zivilgesellschaft und Globalisierung – über die ganze Welt beansprucht. Zum anderen hat diese Linke sogar eine rassistische Position der Rechten, die der „Bürde des weißen Mannes“, übernommen, wenn sie den zivilisatorischen Auftrag zur Befriedung des endemischen Unruheherdes Balkan⁵ betonte und so dessen Bewohner zu unmündigen Kindern bzw. „Wilden“ stempelte. Das macht deutlich, in welchem Ausmaß in der „neuen Unübersichtlichkeit“ Identität und Differenz zu zentralen Kategorien und Werten des linken Diskurses und des Selbstverständnisses alternativer Gruppen geworden sind. Differenz scheint eine neutrale Bestimmung zu sein und das Gegenteil von Rassismus. Sie war eine zentrale Idee der französischen 68er-Bewegung und hat vor allem über die Frankfurter Sponti-Szene Bedeutung in der bundesdeutschen Linken erlangt.⁶ Inzwischen hat sie quasi hegemonialen Charakter und ist an die Stelle der „veralteten“ Klassenanalyse getreten.⁷ Zweifellos hatte die Kategorie der Differenz praktisch wie theoretisch positive Aspekte. Sei's in der Forderung an eine autoritär geprägte Gesellschaft, die Pluralität der Lebensstile zu akzeptieren, sei's in der „Dekonstruktion“ des Mythos Arbeiterklasse, wo sie dazu beitrug, die Widersprüche und Diskriminierungen, die sich mit dem Totalitätsanspruch der Arbeiterklasse verbanden, aufzudecken (z.B. in der Geschlechterfrage). Gleichzeitig hat sich aber die Betonung der Differenz negativ auf Einheit und Solidarität der Linken ausgewirkt.⁸ Bedeutsamer noch ist,

⁵ Das aber ist nichts anderes als ein allgemeines Vorurteil: „In einigen Sprachräumen, etwa im deutschen, wurde 'Balkan' zum Synonym für 'Bakschisch und Blutrache', also für wirtschaftliche und gesellschaftliche Rückständigkeit, babylonische Sprachverwirrung, interethnischen Hader, gewaltbereite Eliten, politische Hazadeure“ (Hatschikjan, S. XI).

⁶ Ihre theoretische Fundierung findet sich in den Schriften Henri Lefébvres, insbesondere im „Manifeste différentialiste“.

⁷ Aus der Geschichte anarchistisch-linksradikaler Bewegungen ist hinlänglich bekannt, daß sie in Perioden der Reaktion dazu neigen, ihr romantisches Gleichheitsideal durch eine ebenfalls romantische Vorstellung von Individualität und Vielfalt als gesellschaftliche Utopie zu ersetzen.

⁸ Damit wurden auch die revisionistischen Tendenzen in den bürgerlichen Sozialwissenschaften gefördert. Deutlich zeigt sich das am Beispiel der Geschichtswissenschaft und dem von ihr heute allgemein verbreiteten Bild der Opfer des Nationalsozialismus. In der Regel wird dabei auf Juden, Roma und Sinti, Homosexuelle, Deserteure, Behinderte etc. verwiesen, von den politischen ist nicht die Rede. Auch wenn es ein unbestreitbarer Fortschritt ist, daß die Gruppen der Verfolgten, von denen früher niemand gesprochen hat, ins Bewußtsein der Öffentlichkeit gehoben werden, ist dieser „Differenzierung“ entgegenzuhalten, was Friedrich Adler 1948 der rechten österreichischen SP-Führung ins Stammbuch schrieb: „Nicht 'die österreichische

daß mit der Kategorie der Differenz eine zentrale ideologische Komponente des Liberalismus übernommen wurde, ohne daß sich die Linke dessen bewußt ist. In seiner Studie über das allgemeine Wahlrecht hat Losurdo aufgezeigt, daß das zentrale politische Anliegen des Liberalismus von Anfang an der Ausschluß des „Pöbels“ vom Wahlrecht und damit von der Entscheidung über die Steuern war (vgl. Losurdo 1993, S. 27ff und passim; Losurdo 1998). Ein Mittel um dies zu erreichen war in den USA (wie heute in der EU) der Ausschluß der Arbeitsimmigranten vom Wahlrecht. Ebenso wenig wie ursprünglich die Sklaven durften auch die chinesischen Kulis, die beim Bau der Eisenbahnen beschäftigt wurden, wählen. Begründet wurde dies mit ihrer fehlenden amerikanischen Identität und der kulturellen Differenz (vgl. ebd., S. 23, S. 39ff). Und wie in der klassischen Imperialismusdebatte die Fixierung auf den Entwicklungsfortschritt rückständiger Gesellschaften durch die Verbreitung der kapitalistischen Produktionsweise letztendlich zur Unterstützung reaktionärer Politik durch die Sozialdemokratie geführt hat, ist das ethnische Differenz-Identitätskonzept zur allgemein akzeptierten ideologischen Rechtfertigung des aktuellen Kolonialismus geworden. Einerseits liefert es direkt der Rechten Argumente für deren Rassismus⁹, andererseits ist es die theoretische Begründung der imperialistischen Mächte für ihr Recht auf „humanitäre Intervention“ in den jungen Nationalstaaten. Sein juristischer Ausdruck auf der internationalen Ebene ist das Recht auf nationale Selbstbestimmung für jede Minderheit. In Jugoslawien war das „Recht auf Differenz“ bzw. auf „Selbstbestimmung“ der ideologische Hebel der zur Zerstörung der Föderation führte und große Teile der Linken dazu gebracht hat, diesen kolonialistischen Prozeß nicht zu durchschauen, sondern vielmehr als eine positive Entwicklung zu betrachten. In jenem kritischen Jahr 1991, in dem auf die Sezession von Kroatien und Slowenien die Unabhängigkeitserklärung der drei baltischen Staaten folgte und damit der Anfang vom Ende der Sowjetunion, aber auch in der Periode danach, erweckte die Reaktion vieler Linker den Eindruck, als handle es sich beim „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ um ein neues, aus der Symbiose von Globalisierung und Zivilgesellschaft geborenes Phänomen, obwohl es doch nur Ausfluß einer Ethnisierung der sozialen Frage ist.

Nation' war das erste Opfer Hitlers, sondern das erste Opfer war die deutsche Arbeiterklasse. Im Reichtagsbrand, im Kampf 'gegen den jüdischen Marxismus' begann die Herrschaft der Hitler-Barbarei; die ersten Häftlinge in Konzentrationslagern, die ersten Todesopfer waren Sozialdemokraten und Kommunisten in Deutschland.“ (Zit. nach Braunthal, S. 320)

⁹ Auf dem ersten Nationalkongreß der Lega del Nord (1989) sagte Umberto Bossi: „Die multiethnische und multirassische Gesellschaft ist daher eine Gesellschaft, die ihrem Wesen nach gegen den Menschen gerichtet ist, weil sie jede Absicht zu sozialer Großmut in ihm hemmt. Indem der Prozeß der ethnischen Identität zerstört wird, bewirkt die multirassische Gesellschaft den Niedergang der Moral und damit der Solidarität.“ (Zit. nach Losano, S. 39) Stand anfangs im Zentrum des Programms der „Lega“ die territoriale Trennung „Padaniens“ von Italien, so ist dies inzwischen in den Hintergrund gerückt, aber die Sezessionsvorstellung gleichzeitig umfassender geworden, da sie auf kulturelle, soziale, religiöse und ökonomische Differenz abhebt. Ziel ist heute kein eigener Staat, sondern eine Art ethnischer Autonomie.

Nation und Selbstbestimmungsrecht versus Klasse und Emanzipation

Der mangelnde Rückgriff auf die marxistischen Analysen und Erkenntnisse hat eine wesentliche Ursache darin, daß die Haltung der Kommunisten zu nationaler Frage und Selbstbestimmungsrecht der Nationen nach 1945 wesentlich durch Stalins Thesen geprägt waren, auch nachdem er offiziell verstoßen war. Stalin hat „Marxismus und nationale Frage“ nicht als abstrakte theoretische Abhandlung geschrieben, sondern vor dem Hintergrund einer nationalistischen Welle in Rußland, die ihre Ursachen in der Niederlage der Revolution von 1905 hatte und die Einheit der Sozialdemokratie gefährdete: „Die Periode der Konterrevolution in Rußland brachte nicht nur 'Donner und Blitz', sondern auch Enttäuschung über die Bewegung, Unglauben an die gemeinsamen Kräfte. Man hatte an eine 'lichte Zukunft' geglaubt – und da hatte man gemeinsam gekämpft, einerlei zu welcher Nationalität man gehörte: Die gemeinsamen Fragen vor allem! Zweifel schlichen sich in die Seele, und man begann auseinanderzugehen, jeder in sein nationales Kämmerlein: Ein jeder baue nur auf sich selbst!“ (Stalin 1913, S. 266) Warum der Kampf gegen den Nationalismus eine zentrale Aufgabe der Arbeiterbewegung ist, präzisierte Stalin in der Auseinandersetzung mit dem Austromarxisten Otto Bauer. Der hatte aus der prekären Situation des Habsburgerreiches den Schluß gezogen, daß die Sozialdemokratie das Recht auf nationale Autonomie anerkennen müsse. Unausgesprochen stand hinter dieser These die Befürchtung, daß andernfalls der Staat Österreich-Ungarn zusammenbrechen und sich in nicht existenzfähige Teile auflösen würde, was eine dramatische Verschlechterung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterklasse zur Folge hätte. Stalin hielt Bauer entgegen: „Die Idee der nationalen Autonomie schafft die psychologischen Voraussetzungen für die Trennung der einheitlichen Arbeiterpartei in einzelne, nach Nationalitäten aufgebaute Parteien. Ebenso wie die Parteien zersplittern sich die Gewerkschaften, und es tritt eine vollständige Absonderung ein. So wird die einheitliche Klassenbewegung in einzelne nationale Bächlein zerteilt.“ (Stalin 1913, S. 301)¹⁰ Doch nicht die Schwächung der Arbeiterbewegung ist der zentrale Punkt, sondern daß für die Sozialdemokratie nicht die nationale, sondern die klassenmäßige Identität im Vordergrund steht: „Im Kampf gegen die Vergewaltigung einer Nation wird sie nur für das Recht der Nation eintreten, selbst über ihr Schicksal zu bestimmen, gleichzeitig aber eine Agitation gegen die schädlichen Gebräuche und Einrichtungen dieser Nation betreiben, um den werktätigen Schichten der ge-

¹⁰ Daß die ethnische Differenz im gewerkschaftlichen Kampf gegen die Verschlechterung der Lebensbedingungen von geringerer Bedeutung ist als die Massenmedien immer glauben machen wollen, hat sich selbst noch beim Zerfall Jugoslawiens gezeigt. Gegen das Austeritätsprogramm der Markovic-Regierung, das letztendlich den politischen Zerfallsprozeß und den Separatismus beschleunigte, kam es 1990 zu Massendemonstrationen. „Der Arbeiterwiderstand überschritt ethnische Schranken, da Serben, Kroaten, Bosnier und Slowenen Schulter an Schulter mit ihren Kollegen kämpften“ (Chossudovsky, S. 145).

benen Nation die Möglichkeit zu geben, sich ihrer zu entledigen ... Die Pflichten der Sozialdemokratie, die die Interessen des Proletariats vertritt, und die Rechte der Nation, die aus verschiedenen Klassen zusammengesetzt ist, sind zwei verschiedene Dinge.“ (Stalin 1913, S. 283f). Daraus ergibt sich, daß das Selbstbestimmungsrecht der Nationen kein absolutes sein kann. „Die Sozialdemokratie“, schreibt Lenin, „sieht als Partei des Proletariats ihre positive und wichtigste Aufgabe darin, die Selbstbestimmung nicht der Völker und Nationen, sondern des Proletariats innerhalb jeder Nationalität zu fördern.“ (Lenin 1903, S. 452) Neben dieser expliziten Unterordnung der nationalen unter die soziale Frage sind es im wesentlichen zwei Argumente, die verhindern, daß das Selbstbestimmungsrecht für Marxisten zu einem abstrakten, unantastbaren Dogma wird. Zum einen ist es die Vision vom historischen Fortschritt der Menschheit: „Das Ziel des Sozialismus ist nicht nur Aufhebung der Kleinstaaterei und jeder Absonderung von Nationen, nicht nur Annäherung der Nationen, sondern auch ihre Verschmelzung.“ (Lenin 1916, S. 148) Zum anderen ist es die kompromißlose Einordnung des Selbstbestimmungsrechts in den konkreten historischen Zusammenhang. Es waren die besonderen historischen Bedingungen Rußlands nach 1905, die zur Aufnahme dieses Rechts in das Parteiprogramm geführt haben (vgl. Lenin 1914, S. 409), und es war die spezifische Situation des ersten Weltkrieges, die Lenin fordern ließ: „Der Beschluß des Londoner internationalen sozialistischen Kongresses im Jahre 1896, der das Selbstbestimmungsrecht der Nationen anerkennt, muß ... ergänzt werden, mit dem Hinweis 1. auf die besondere Unentbehrlichkeit dieser Forderung unter der Herrschaft des Imperialismus; 2. auf die historische Bedingtheit und den Klassencharakter aller Forderungen der politischen Demokratie, der vorliegenden nicht ausgenommen; ... 6. auf die Notwendigkeit, den Kampf für diese sowie für alle grundlegenden Forderungen der politischen Demokratie dem unmittelbar revolutionären Massenkampf für die Beseitigung der kapitalistischen Ordnung und für die Verwirklichung des Sozialismus unterzuordnen.“ (Lenin 1916, S. 158) Und weil das Entscheidende die Analyse der konkreten Situation ist, stellt es weder einen Widerspruch noch ein Paradoxon dar, daß Lenin im Verlauf der Oktoberrevolution von seinen eigenen vor und während des Weltkrieges formulierten Strategien abwich und in der Praxis sukzessive die Position seiner Kritikerin Rosa Luxemburg übernahm. Diese hatte in „Die russische Revolution“ den Bolschewiki vorgeworfen, das historisch-konkrete in ein abstrakt-dogmatisches Prinzip umgewandelt zu haben: „Das famose 'Selbstbestimmungsrecht der Nationen' (ist) nichts als hohle kleinbürgerliche Phraseologie und Humbug. ... Während Lenin und Genossen offenbar erwarteten, daß sie als Verfechter der nationalen Freiheit, und zwar 'bis zur staatlichen Absonderung', Finnland, die Ukraine, Polen, Litauen, die Baltenländer, die Kaukasier usw. zu ebenso vielen treuen Verbündeten der russischen Revolution machen würden, erlebten wir das umgekehrte Schauspiel: eine nach der anderen von diesen 'Nationen' benutzte die frisch geschenkte Freiheit dazu, sich als Todfeindin der russischen Revolution gegen sie mit dem deutschen Imperialismus zu verbünden und unter

seinem Schutz die Fahne der Konterrevolution selbst nach Rußland zu tragen. ... Das finnische Bürgertum wie das ukrainische Kleinbürgertum waren darin vollkommen einig, die deutsche Gewaltherrschaft der nationalen Freiheit vorzuziehen, wenn diese mit den Gefahren des 'Bolschewismus' verbunden werden sollte." (Luxemburg, S. 133f) Von nachhaltiger Aktualität, was die Frage vorgeblich verlorener Identität und ausgelöschter Differenz sowie die Methode ihrer Wiederherstellung betrifft, sind Luxemburgs Bemerkungen über den reaktionären Charakter eines abstrakten Rechts auf Sezession für jedwede Minderheit: „Der ukrainische Nationalismus war in Rußland ganz anders als etwa der tschechische, polnische oder finnische, nichts als eine einfache Schrulle, eine Fatzkerei von ein paar Dutzend kleinbürgerlichen Intelligenzern, ohne die geringsten Wurzeln in den wirtschaftlichen, politischen oder geistigen Verhältnissen des Landes, ohne jegliche historische Tradition, da die Ukraine niemals eine Nation oder einen Staat gebildet hatte, ohne irgendeine nationale Kultur, außer den reaktionärromantischen Gedichten Schewtschenkos. Es ist förmlich, als wenn eines schönen Morgens die von der Wasserkante auf den Fritz Reuter hin eine neue plattdeutsche Nation und Staat gründen wollten. Und diese lächerliche Pose von ein paar Universitätsprofessoren und Studenten bauschten Lenin und Genossen durch ihre doktrinaire Argumentation mit dem 'Selbstbestimmungsrecht bis einschl. usw.' künstlich zu einem politischen Faktor auf. Sie verliehen der anfänglichen Posse eine Wichtigkeit, bis die Posse zum blutigen Ernst wurde: nämlich nicht zu einer ernstesten nationalen Bewegung, für die es nach wie vor gar keine Wurzeln gibt, sondern zum Aushängeschild und zur Sammelfahne der Konterrevolution! Aus diesem Windei krochen in Brest die deutschen Bajonette." (Luxemburg, S. 139f)

Da erst seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Debatte über die nationale Frage in der Arbeiterbewegung intensiv geführt wurde, weil die politische Anziehungskraft nationaler Parolen auf die potentiellen Wählermassen und Anhänger der Sozialdemokratie zu einer Angelegenheit von praktischer Bedeutung geworden war, finden sich bei Marx und Engels nur spärlich explizite Stellungnahmen. Dennoch ist die nationale Frage in ihren Schriften durchgehend präsent. Als bestimmendes Moment ist im „Manifest“ festgehalten: „Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet, Sie werden verdrängt durch neue Industrien, ... die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Weltteilen zugleich verbraucht werden.“ (Marx/Engels 1848, S. 466) Die Geschichte des Kapitalismus ist also die Geschichte des Weltmarkts. Der bestimmt nicht nur die ökonomische Produktion, sondern auch die ideologische: „Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet

sich eine Weltliteratur.“ (Ebd.)¹¹ Marx/Engels halten das Aufkommen von Industrien, die keine nationale Basis mehr haben, nicht nur für unvermeidlich, sondern betonen auch, daß „deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird.“ (Ebd.) Für die Arbeiterklasse gilt in diesem Prozeß: „Indem das Proletariat zunächst sich die politische Herrschaft erobern, sich zur nationalen Klasse erheben, sich selbst als Nation konstituieren muß, ist es selbst noch national, wenn auch keineswegs im Sinne der Bourgeoisie.“ (Ebd., S. 479) Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß für eine nicht näher bestimmte bzw. bestimmbare historische Periode ein einheitlicher Weltmarkt einer Pluralität von Nationalstaaten entspricht, wobei das „Manifest“ auch auf die Gefahr des „industriellen Vernichtungskrieg(s) der Nationen untereinander“ (ebd., S. 485) aufmerksam macht. Ebenso wenig, wie der Weltmarkt die Rivalität zwischen den führenden kapitalistischen Staaten bzw. Staatengruppen verschwinden läßt, beendet er die nationale Unterdrückung: Globalisierung und koloniale Durchdringung gehören zusammen. Deshalb unterstützte Marx auch den nationalen Befreiungskampf der Iren und Polen und stand dem Risorgimento positiv gegenüber. Die auch schon damals unter dem Etikett fortschrittlich vertretene Position, daß es sich bei Nation und Nationalität um veraltete Vorurteile handele, bezeichnete er als „kretinartigen Zynismus“ (Marx 1865, S.31). Gleiches gilt auch für die „Überwindung des Nationalstaates“ durch die „allgemeine Völkerverbrüderung“, wie Engels in seiner Kritik des Programms des demokratischen Panslawismus deutlich machte: „Von den in der Wirklichkeit bestehenden Hindernissen einer ... allgemeinen Befreiung, von den so durchaus verschiedenen Zivilisationsstufen und den dadurch bedingten ebenso verschiedenen politischen Bedürfnissen der einzelnen Völker ist keine Rede. Das Wort 'Freiheit' ersetzt das alles. Von der Wirklichkeit ist überhaupt keine Rede, oder soweit sie etwa in Betracht kommt, wird sie als etwas absolut Verwerfliches, von 'Despotenkongressen' und 'Diplomaten' willkürlich Hergestelltes geschildert.“ (Engels 1849, S. 271f) Die Ablehnung, die nationale Frage autonom zu behandeln, bedeutet, sie in ihrem jeweils spezifischen Kontext zu analysieren, wie die Stellungnahme von Marx zur irischen Frage zeigt: „England, als Metropole des Kapitals, als bis jetzt den Weltmarkt beherrschende Macht, ist einstweilen das wichtigste Land für die Arbeiterrevolution, dazu das einzige Land, wo die materiellen Bedingungen dieser Revolution bis zu einem gewissen Reifegrad entwickelt sind. Die soziale Revolution in England zu beschleunigen, daher der wichtigste Gegenstand der Internationalen Arbeiterassoziation. Das einzige Mittel sie zu beschleunigen, ist die Unabhängigkeitmachung Irlands. Daher Aufgabe der 'Internationale', überall den Konflikt zwischen England und Irland in den Vordergrund zu stellen, überall für Irland offen Partei zu nehmen. Die spezielle

¹¹ Daß dieser Prozeß das unterschiedliche Gewicht der kapitalistischen Nationen reflektiert, zeigt sich nicht nur heute in der Rolle von CNN (auch wenn es sich hier nicht um Literatur handelt), sondern schon in den dreißiger Jahren in der Bedeutung, die die us-amerikanische Literatur für die jungen europäischen Schriftsteller hatte.

Aufgabe des Zentralrats in London, das Bewußtsein in der englischen Arbeiterklasse wachzurufen, daß die nationale Emanzipation Irlands für sie keine question of abstract justice oder humanitarian sentiment ist, sondern the first condition of their own social emancipation.“ (Marx 1870, S. 669) Marx kam es dabei nicht in den Sinn, die Existenz und das Wirken ethnischer Momente zu leugnen oder als belanglos zu ignorieren: „Alle industriellen und kommerziellen Zentren Englands besitzen jetzt eine Arbeiterklasse, die in zwei feindliche Lager gespalten ist, englische Proletarians und irische Proletarians. Der gewöhnliche englische Arbeiter haßt den irischen Arbeiter als Konkurrenten, welchen den Standard of life herabdrückt. Er fühlt sich ihm gegenüber als Glied der herrschenden Nation und macht sich eben deswegen zum Werkzeug seiner Aristokraten und Kapitalisten gegen Irland, befestigt damit deren Herrschaft über sich selbst.“ (Ebd.)

Es lassen sich also schon bei Marx und Engels jene drei grundlegenden Prinzipien feststellen, die auch in den Diskussion der zweiten und dritten Internationale eine zentrale Rolle spielten: *Erstens* die absolute Sicherheit des Primats der Klasse über jede andere historische Kategorie. *Zweitens* die daraus resultierende Zurückweisung eines absoluten Rechts auf Selbstbestimmung. *Drittens* die Einordnung dieses Rechts in den allgemeinen Prozeß des menschlichen Fortschritts, dessen Motor der proletarische Klassenkampf ist.

Imperialismus oder Globalisierung?

Indem linke und alternative Gruppen darauf verzichteten, bei der Analyse des Kosovo-Problems auf diese Erkenntnisse zurückzugreifen¹², konnten sie dem Nato-Krieg weder etwas anderes entgegensetzen als moralische Empörung, noch seinen Charakter als imperialistisches Kolonialabenteuer erkennen. Er war aber das nicht vorhergesehene Produkt einer wohl kalkulierten und langfristigen Planung. Seit Beginn der achtziger Jahre hatte der das globale Finanzsystem beherrschende Westen eine Strategie gegenüber Jugoslawien entwickelt, deren letztendliches Ziel die Öffnung des Landes für den kapitalistischen Weltmarkt war. Die zentrale Rolle spielte dabei der Internationale Währungsfond, der dem tief verschuldeten Land ein „finanzielles Hilfspaket“¹³ zusagte und als Gegenleistung dafür einschneidende Veränderungen der Wirt-

¹² Die Ursache dafür liegt weniger in der historischen Unkenntnis als in der weitverbreiteten Meinung, durch den Prozeß der Individualisierung und Diversifizierung von Lebenslagen und -stilen habe sich das hierarchische Klassenmodell der Gesellschaft aufgelöst, wenngleich anerkannt wird, daß die soziale Ungleichheit deswegen nicht verschwunden ist. Wenn sich aber die Klasse, die im Prozeß ihrer eigenen Befreiung die Menschheit befreit, in Millionen unterschiedlicher Subjekte aufgelöst hat, dann muß der Kampf um die Aufwertung von Subjektivität und konkreter Differenz geführt werden, die durch den „Terror der Ökonomie“ gefährdet sind, und nicht um den Sturz der kapitalistischen Ordnung.

¹³ Was Luxemburg 1913 über die Funktion der Auslandsanleihen geschrieben hat, gilt noch heute: „Diese sind ... das sicherste Mittel für alte kapitalistische Staaten, die jungen zu bevormunden, die Kontrolle ihrer Finanzen und den Druck auf ihre auswärtige Politik, Zoll- und Handelspolitik auszuüben.“ (Luxemburg 1966, S. 415)

schaft forderte, wie Veränderung der Eigentumsstruktur, Währungsabwertung, Einfrieren der Löhne und drastische Beschneidung der Regierungsausgaben – ein Verlangen, auf das der damalige Ministerpräsident Ante Markovic bereitwillig einging. In seiner Antrittsrede Anfang 1989 sagte er: „Waren, Kapital und Arbeit müssen sich überall in Europa frei bewegen können ... Gesetze, welche die Rolle des Marktes unterdrücken, bedürfen einer Deregulierung.“ (Zit. nach Hofbauer, S. 55). Das Ergebnis dieser Wirtschaftstherapie war nicht nur ein Bankrott des industriellen Sektors, sondern auch der Anfang vom Ende des föderalen Systems Jugoslawiens: „Staatseinnahmen, die als Transferzahlungen an die Republiken und autonomen Gebiete hätten gehen sollen, wurden statt dessen umgelenkt zur Bedienung von Belgrads Schulden beim Pariser und Londoner Club. Die Republiken wurden weitgehend sich selbst überlassen, was den Prozeß der politischen Fraktionierung verschärfte ... Die vom IWF veranlaßte Haushaltskrise schuf ein 'fait accompli', das z.T. den Weg für Kroatiens und Sloweniens formelle Sezession im Juni 1991 ebnete.“ (Chossudovsky, S. 144) Ein nicht unwesentlicher Anlaß für die Sezession war, daß Milosevic Widerstand leistete und das monetäre Sanierungsprogramm unterlief, indem er sich im Januar 1991 der Nationalbank bemächtigte und Geld drucken lies, um die ausstehenden Löhne der Staats- und Gemeindeangestellten zu bezahlen. Diese inflationsanheizende Maßnahme stempelte ihn zum Feind der Marktwirtschaft und dürfte für den westlichen Meinungsumschwung verantwortlich sein, der letztlich zur Isolierung Serbiens und zur Zerstörung Jugoslawiens geführt hat. Der IWF-Berater Jeffrey Sachs jedenfalls übersiedelte von Belgrad nach Ljubljana, weil ihm sein Zwangssanierungsprojekt in ganz Jugoslawien nicht mehr durchsetzbar erschien und er von nun an auf Slowenien und Kroatien setzte.

Die Förderung sezessionistischer Bestrebungen ist eine der üblichen und bekannten imperialistischen Strategien. Sie hat aber in der postkolonialen Ära und nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Staaten, wie Claudio Mofa meint, eine neue Qualität erreicht, weil Sezessionsbestrebungen nahezu ausnahmslos Ausdruck mikronationalistischer Interessen einer Rechten sind, die sich bereitwillig imperialistischen Globalkonzeptionen unterordnet: „Die Sezessionsbestrebungen sind heute eines der Gesichter der imperialistischen Aggression gegen die Souveränität und Unabhängigkeit widerspenstiger Staaten. Freie Zonen, Autonomie, permanente Kriege, die eine faktische Balkanisierung produzieren (siehe Angola), sind unterschiedliche Aspekte des objektiven Ziels des Imperialismus nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Lagers: die totale Kontrolle des Weltmarktes durch eine 'Globalisierung' zu erlangen, die eine Rolle dieser Staaten in der internationalen Politik und in ihrer eigenen nationalen Wirtschaft vollständig vereiteln soll.“ (Moffa, S. 115).¹⁴

¹⁴ Es ist, wie schon in der Periode des klassischen Kolonialismus, dieser Prozeß der Destabilisierung, der die Spirale der Gewalt in den internationalen Beziehungen in Gang setzt: „Die ganze Logik, die dahinter steht, daß die Nato eine Lizenz zum Zuschlagen in Osteuropa braucht, be-

Die Parole „weder Nato noch Milosevic“ erschien vielen einleuchtend, weil letzterer ein Nationalist ist¹⁵, und die modernen Zeiten sich durch dessen Überwindung und supranationale Organisation auszeichnen, die uns dem Weltfrieden näher bringen. Diese Behauptung ist weder neu, noch originell. Schon bei der Errichtung des britischen Empire war der Liberale John Stuart Mill überzeugt, daß dieses „ein Schritt zum universellen Frieden und der Zusammenarbeit und des allgemein Zusammenwirkens der Völker“ sei (zit. nach Losurdo, S. 272). An seine Stelle sind heute abwechselnd UNO und EU getreten. Doch das verkennt, daß diese Organisationen das spezifische Gewicht der einzelnen Nationen nicht aufheben¹⁶ und selbst Organe der Unterdrückung sind.¹⁷

Der Begriff Imperialismus bezeichnet bekanntlich nicht die Außenbeziehungen, sondern das gesellschaftliche Gesamtsystem. Deshalb ist zu fragen, welche Bedeutung und welche Auswirkungen das Eingreifen auf dem Balkan innergesellschaftlich hat und ob strukturelle Ähnlichkeiten mit der „klassischen“ Form vorhanden sind. Hobsbawm hat am Beispiel des ersten Welt-

ruht auf dem Vorhandensein zerstörter Gesellschaften, Staaten und Volkswirtschaften, bei deren Zerstörung die westlichen Staaten eine absolut zentrale Rolle gespielt haben“ (Gowan, S. 85).

¹⁵ Diese Feststellung ist ebenso zutreffend wie abstrakt-dogmatisch. Was konkret-historische Analyse ist, hat die „Unperson“ an einem vergleichbaren Beispiel demonstriert: „Der Kampf des Emirs von Afghanistan für die Unabhängigkeit Afghanistans ist objektiv ein revolutionärer Kampf, trotz der monarchistischen Anschauungen des Emirs und seiner Kampfgefährten, denn dieser Kampf schwächt, zersetzt, unterhöhlt den Imperialismus“ (Stalin 1924, S. 126).

¹⁶ Bekanntlich haben die USA eine Wiederwahl des UN-Generalsekretärs Boutros-Ghali verhindert und seinen Stellvertreter Kofi Annan auf diese Position gehievt. Ein ausschlaggebender Grund dafür war, daß Annan im Gegensatz zu Ghali nach dem Markale-Massaker in Sarajewo (28.8.1995) bereit war, auf das UN-Mandat in Bosnien zu verzichten und somit das von den USA schon lange gewünschte militärische Eingreifen der Nato ermöglichte. Sechs Wochen nach den Bombenangriffen auf die bosnischen Serben kamen britische UN-Experten zu dem Schluß, daß nicht diese, sondern bosnische Regierungstruppen die Mörsergranate abgefeuert haben mußten, die 41 Menschen das Leben gekostet hatte. (vgl. Hofbauer, S. 108f)

¹⁷ Die Europäische Union, wie sie seit dem Maastricht-Vertrag verfaßt ist, markiert einen wesentlich umfassenderen Sieg der neoliberalen Ideologen, als er in der Wirtschaftspolitik der Blair-Schröder-etc.-Regierungen zum Ausdruck kommt. Hayek und Konsorten haben sich nämlich nie darauf beschränkt, nur Privatisierung und Deregulierung zu empfehlen, um die staatliche Macht und ihre ökonomischen Interventionen zu beschränken. Vielmehr hat schon Friedrich von Hayek Grundsätze für Verfassung und Staat einer neuen autoritären Ordnung ausgearbeitet. Der wesentliche Zweck des Staates besteht in diesem Entwurf darin, die Regeln des kapitalistischen Wirtschaftssystems zu garantieren und für eine niedrige Besteuerung zu sorgen. Da für Hayek auf die demokratisch gewählten Parlamente dabei kein Verlaß ist, muß ihnen eine gesetzgebende Versammlung von Experten vorgelagert werden, „die die Probleme in längerer Sicht betrachte(t) und nicht von schwankenden Moden und Leidenschaften einer wandelbaren Masse abhängig (ist)“ (zit. nach Schui, S. 103). Dieses sogenannte Expertengremium, das Hayek „Jury“ nannte, konnte selbstverständlich nur auf supranationaler Ebene installiert werden und firmiert heute unter dem Namen EU-Kommission. Bei seiner Besetzung ist, wie von Hayek gewünscht, das allgemeine und direkte Wahlrecht außer Kraft gesetzt. Denn die Kommission, die immer mehr den Charakter einer europäischen Regierung annimmt, wird bekanntlich ernannt und vom Parlament lediglich bestätigt.

krieges auf den Umstand hingewiesen, „daß Männer und Frauen nicht erfolgreich für den Krieg mobilisiert werden konnten, solange sie nicht davon überzeugt waren, daß dieser Krieg mehr war als nur eine bewaffnete Auseinandersetzung, daß in gewisser Hinsicht die Welt in Fall 'unseres' Sieges eine bessere sein (würde) ... Diese Tatsache verdeutlicht sowohl die Notwendigkeit eines Patriotismus für Regierungen in demokratischen Gesellschaften als auch dessen Macht.“ (Hobsbawm, S. 206f) Diese Form der Integration gewinnt in Perioden, in denen die Lebensbedingungen der abhängig Beschäftigten sich wesentlich und permanent verschlechtern, zunehmend an Bedeutung.¹⁸ Das hat auch der liberale Prophet der offenen Gesellschaft, Karl R. Popper, erkannt und nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Lagers erklärt: „Wir dürfen ... nicht davor zurückschrecken, für den Frieden Krieg zu führen. Das ist unter den gegenwärtigen Umständen unvermeidbar. Es ist traurig, aber wir müssen es tun, wenn wir unsere Welt retten wollen.“ (Der Spiegel 13/92, S. 205f) Neben der einen zentralen ideologischen Komponente des Imperialismus, der zivilisatorischen Mission des Westens, hat Popper auch die andere, den Rassismus, für den „seriösen“ bürgerlichen Diskurs reaktiviert mit der Feststellung, daß man zu schnell dekolonisiert habe, was die gleichen Auswirkungen haben mußte, wie „wenn man einen Kindergarten sich selbst überließe“ (ebd.). Hobson hat in seiner Imperialismusstudie darauf hingewiesen, daß der exotische Aspekt der Kolonialpolitik inmitten der Monotonie des Alltags einen besonderen Reiz gewährt. Auch daran hat sich nichts geändert, der Reiz ist lediglich durch die Dominanz des Fernsehens bei der Berichterstattung verstärkt worden. Sensationell blutrünstige, dramatische Nachrichten, die von den Massenmedien übermittelt werden, dienen als Aggressionsabfuhr und der Kolonialkrieg selbst wird als eine Art Sport aufgefaßt,¹⁹ wo durch passives Zusehen Erregung und Befriedigung gewonnen werden kann.²⁰

„Imperialismus und Volksregierung haben nichts gemeinsam“, lautet das Fazit von Hobsons Analyse der Auswirkungen des Imperialismus auf die britische Demokratie (Hobson, S. 144). Als wesentliche Strukturveränderungen benennt er die Zentralisierung der Macht bei der Exekutive sowie einen Bedeutungsverlust des Parlaments und damit des Prinzips der Volkssouveränität. Eine Entwicklung, die auch beim Kosovokrieg zu verfolgen war. Bedeutsamer

¹⁸ Daß imperialistische Außenpolitik auch die Funktion hat, von aktuellen innenpolitischen Problemen abzulenken, ist inzwischen ein Gemeinplatz selbst der bürgerlichen Presse. Nahezu alle Kommentatoren waren sich einig, daß Clinton ein ganz besonderes Interesse am Kosovo-Krieg hatte, weil damit der sogenannten Sexgate-Affäre ein schnelles Ende gesetzt würde.

¹⁹ „Die Schlacht beginnt – Deutsche Tornados fliegen in der ersten Reihe“, lautete der Aufmacher der Berliner Zeitung vom 24.3.1999. Die Dämonisierung des Gegners („Der Schlächter – Slobodan Milosevic immer wahnsinniger“, Bild, 27.3.1999) stellt keine neue oder besondere Qualität dar. Aber nach über fünfzig Friedensjahren war das aufgeklärte Bürgertum doch überrascht und teilweise konsterniert über das, was ganz selbstverständlicher Bestandteil von Regierungspropaganda ist.

²⁰ Ein Aspekt, auf den schon Engels beim Sepoy-Aufstand in Indien aufmerksam gemacht hat. (Engels 1857, S. 327)

als die Ausschaltung bzw. Täuschung des Parlaments²¹ sind jedoch die in seinem Gefolge entwickelten Zielvorstellungen. So schrieb der damalige italienische Ministerpräsident Massimo D'Alema, der neben Blair und Schröder zu den geschäftigsten Akteuren des sogenannten dritten Weges gehört, in seinem „Kriegstagebuch“: „Eine Lösung, an die ich gedacht habe, ist, die besonderen Aufgaben im Bereich der Verteidigung dem von den Bürgern direkt gewählten Präsidenten der Republik zu übertragen. Dies gäbe Italien eine Kontinuität in der Verteidigungspolitik und entzöge sie den fragilen Mehrheitsverhältnissen im Parlament.“ (D'Alema, S. 36f) Es ist offensichtlich, daß es einen engen Zusammenhang zwischen der permanenten und zunehmenden Beschneidung des demokratischen Raumes gibt und der gesellschaftlichen Verbreitung des Neoliberalismus. Das Ergebnis ist ein politisches System, das Losurdo „Bonapartismus soft“ nennt.²² Wie für Napoleon III. es sich nicht darum handelte, die Sphäre der Öffentlichkeit zu negieren, sondern die privaten Interessen in ihrer Besonderheit unmittelbar zu öffentlichen zu machen, so erhebt sich im Neoliberalismus das Unternehmen zum Paradigma der Politik.²³ In beiden Fällen ist die notwendige Vorbedingung die Zerstörung jedes Restes an kollektiver Erfahrung. Und so wie die Ideologen verkünden, daß im Inneren der Klassenkampf überwunden sei, behaupten sie auf internationaler Ebene die Überwindung des Nationalstaates. Sie konstruieren aus einer lediglich dynamischeren und effizienteren Durchdringung des Weltmarktes durch das Kapital eine qualitativ neue Erscheinung, die sie mit dem neutralen Begriff „Globalisierung“ kennzeichnen. Nicht nur ist dafür die Kategorie Imperialismus nach wie vor adäquat, sondern man muß auch fragen, ob nicht erst nach dem Zusammenbruch des europäischen sozialistischen Lagers der Imperialis-

²¹ Der vollständige Text des Rambouillet-Vertrages, dessen Nichtunterzeichnung den Nato-Krieg auslöste, wurde dem britischen Unterhaus erst einen Tag nach Beginn der Parlamentsferien, am 1. April, und dem Vorsitzenden des Verteidigungsausschusses der französischen Nationalversammlung gar erst wenige Tage vor Ende des Krieges zugänglich gemacht. Die deutschen Politiker wiederum drängten bei der Nato auf die Legitimationsgrundlage „humanitäre Katastrophe“. So konnte die rot-grüne Koalition eine Abstimmung über die erste Kriegsbeteiligung nach 1945 vermeiden. Sie verfügte nämlich über einen „Vorratsbeschuß“ aus der Ära Kohl, der die Beteiligung an einem nicht von der UNO mandatierten Nato-Luftkrieg gegen Jugoslawien erlaubt „zur Abwehr einer humanitären Katastrophe“.

²² Dieses System verhält sich autoritär gegenüber kollektiven Interessen und demokratisch gegenüber individuellen. Demokratie als Form kollektiven Bewußtseins, d.h. organisiert in weltanschaulich oder klassenmäßig orientierten Parteien, wird von ihm abgelehnt, der Wahlakt oder auch die Volksabstimmung, also die Summe einzelner anonymer Zettel, hingegen werden propagandistisch überhöht. Das Ergebnis ist ein Staat, der jedem das Recht zuspricht „einmal in drei oder sechs Jahren zu entscheiden, welches Mitglied der herrschenden Klasse das Volk im Parlament ver- und zertreten soll“ (Marx 1871, S. 340). Losurdo bezeichnet diese Form der Herrschaftsausübung als „Bonapartismus soft“, weil sie u.a. die demokratische Form wahrt und in ihr latent und implizit das Moment der offenen Diktatur steckt (vgl. Losurdo, S. 311).

²³ Die zentrale Prämisse dieses Marktpopulismus besagt: Märkte sind nicht nur ein Medium des Tausches, sondern auch ein Medium der gesellschaftlichen Übereinkunft. Mit ihren Mechanismen von Angebot und Nachfrage, Umfrage und Zielgruppe, Supermarkt und Internet geben Märkte den Volkswillen direkter und sinnvoller wieder als bloße Wahlen.

mus sich dem Modell annähert, das Lenin beschrieben hat.²⁴ Denn logischerweise konnte sich die von ihm analysierte Tendenz nicht voll entfalten, da der Sieg der Bolschewiki und die ihm nachfolgenden sozialrevolutionären Umgestaltungen dem Kapital einen Teil des Weltmarktes entzogen und ideologische sowie politische Veränderungen in den imperialistischen Staaten bewirkt haben. Wir nehmen doch erst heute wirklich teil an der tendenziellen Hegemonie des Finanzkapitals und durch die Dominanz des Shareholder Value für die Profitrealisierung „an der Ausbreitung der Figur des Rentners, (sowie) an der Geburt gigantischer Fusionen und gigantischer Monopole, und am spekulativen Gebrauch enormer Geldmassen – ‚virtuell‘ genannt, aber in Wirklichkeit sehr konkret – die fern des Zyklus der unmittelbaren Produktion existieren“ (Moffa, S. 116).

Literatur

Braunthal, Julius, Victor und Friedrich Adler, Wien 1965

Chossudovsky, Michel, Die Zerstörung des früheren Jugoslawien und die Rekolonisierung Bosniens, in: Z. Nr. 29 (März 1997)

D'Alema, Massimo, Kosovo. Gli italiani e la guerra, Milano 1999

Deppe, Frank, Anmerkungen zur Programmdebatte der PDS, in: Z 44 (Dezember 2000)

²⁴ Frank Deppe hat selbstverständlich Recht, daß mit dem Rückgriff auf Lenins Imperialismustheorie nicht „schon der Stein der Weisen wiederentdeckt“ ist (Deppe, S. 50). Aber mit seinem Hinweis auf die „Große Transformation“ der Gegenwart, macht er indirekt selbst aufmerksam auf die mögliche aktuelle Bedeutung der Imperialismustheorie. Für Polanyi beruhte die Welt des 19. Jahrhunderts auf vier Einrichtungen: „Quell und Matrix des Systems war der selbstregulierende Markt ... Der Goldstandard war ... ein Versuch, die Binnenmarktwirtschaft auf den internationalen Bereich auszuweiten; das System des Kräftegleichgewichts war ein Überbau, der auf dem Goldstandard errichtet und zum Teil durch ihn bewirkt wurde; der liberale Staat war seinerseits eine Schöpfung des selbstregulierenden Marktes.“ (Polanyi, S. 19) Das System des Kräftegleichgewichts bedeutete nicht, daß die internationalen Beziehungen demokratisch gestaltet waren: „Goldstandard und Verfassungsmäßigkeit waren die Instrumente, die den Einfluß der Londoner City in vielen kleineren Ländern, die diese Symbole der Zugehörigkeit zu der neuen internationalen Ordnung angenommen hatten, spürbar machten. Die Pax Britannica wurde gelegentlich durch die ominöse Präsenz schwerer Schiffsartillerie aufrechterhalten, viel häufiger aber setzte sie sich mittels einer rechtzeitigen Intervention im verflochtenen internationalen Finanzwesen durch.“ (Ebd., S. 33f) Und als das Spezifische der herrschenden Ideologie hebt Polanyi hervor: „Nur die Zivilisation des 19. Jahrhunderts war in einem ... speziellen Sinn ökonomisch, denn sie stützte sich auf eine Motivation, die in der Geschichte der menschlichen Gesellschaftsformen nur selten als gültig anerkannt und sicherlich nie zuvor in den Rang einer Rechtfertigung des Tuns und des Verhaltens im Alltagsleben gehoben wurde, nämlich das Gewinnstreben. Das System des selbstregulierenden Marktes war eindeutig von diesem Prinzip abgeleitet.“ (Ebd., S. 54) Nicht die Übereinstimmung mit dem heutigen Zeitgeist oder mögliche Analogien (Goldstandard + Verfassungsmäßigkeit = deregulierter Finanzmarkt + Zivilgesellschaft) sind von Interesse oder Bedeutung, sondern die Frage, ob wir uns heute nicht immer noch in diesem von Polanyi beschriebenen Prozeß der „Großen Transformation“ befinden. Ob die „keynsianische Revolution“ und der Wohlfahrtsstaat nicht lediglich eine temporäre Verlangsamung bzw. partielle Unterbrechung diese Prozesses gebracht haben und sich strukturell am Kapitalismus qualitativ nichts verändert hat? Und ob es nicht eine Illusion des „goldenen Zeitalters“ war, zu glauben, daß Menschenbild des Liberalismus hätte seine ideologische Hegemonie verloren?

- Engels 1849: Der demokratische Panslawismus, in: MEW Bd. 6
 Engels 1857: Die Einnahme Dehli's, in: MEW Bd. 12
 Gowan, Peter, Die Nato-Mächte und die Balkan-Tragödie, in: Z 38 (Juni 1999)
 Hatschikjan, Magarditsch und Troebst, Stefan, (Hrsg.), Südosteuropa – Ein Handbuch, München 1999
 Hobson, John A., Der Imperialismus, Köln-Berlin 1968
 Hobsbawm, Eric J., Das imperiale Zeitalter 1875-1914, Frankfurt/Main 1989
 Hofbauer, Hannes, Neue Staaten, neue Kriege, in: ders. (Hg.), Balkankrieg – Die Zerstörung Jugoslawiens, Wien 1999
 Lefebvre, Henri, Le manifeste différentialiste, Paris 1970
 Lenin, W.I., Werke, Berlin/DDR 1955ff
 Lenin 1903: Die nationale Frage in unserem Programm, in: Werke Bd. 6
 Lenin 1914: Über das Selbstbestimmungsrecht der Nationen, in: Werke Bd. 20
 Lenin 1916: Die sozialistische Revolution und das Selbstbestimmungsrecht der Nationen (Thesen), in: Werke Bd. 22
 Losano, Mario G., Sonne in der Tasche, München 1995
 Losurdo, Domenico, Democrazia o Bonapartismo, Torino 1993
 Losurdo, Domenico, Liberale Tradition, Freiheit und Exklusion, in: Z 36 (Dezember 1998)
 Lutz, Dieter S., Eine strategische Meisterleistung der UCK, in: Wochenzeitung (Zürich), 5.1.2001
 Luxemburg, Rosa, Zur russischen Revolution, in: Rosa Luxemburg und die Freiheit der Andersdenkenden, Berlin 1990
 Luxemburg, Rosa, 1966: Die Akkumulation des Kapitals, Frankfurt/Main 1966
 Marx/Engels Werke (MEW), Berlin/DDR 1955ff
 Marx 1865: Über P.-J. Proudhon, in: MEW Bd. 16
 Marx 1870: Brief an Siegfried Meyer und August Vogt vom 9.4.1870, in: MEW Bd. 32
 Marx 1871: Der Bürgerkrieg in Frankreich, in: MEW Bd. 17
 Marx/Engels 1848: Manifest der Kommunistischen Partei, in: MEW Bd. 4
 Moffa, Claudio, Dalla „razza“ alla „differenza“, in: Losurdo/Taboni/Moffa/Catone, Dal Medio Oriente ai Balcani, Napoli 1999
 Polanyi, Karl, The Great Transformation, Frankfurt/Main 1978
 Schui, Herbert u.a., Wollt ihr den totalen Markt? München 1997
 Stalin, J.W., Werke, Berlin/DDR 1950ff
 Stalin 1913: Marxismus und nationale Frage, in: Werke Bd. 2
 Stalin 1924: Über die Grundlagen des Leninismus, in: Werke Bd. 6

Horst Bethge

Bildungspolitik der „neuen Mitte“

Anmerkungen zur Neuvermessung von Staat, Markt und Bildung

Bildung ist wieder ein Thema - nicht nur an den Stammtischen, dort war sie es immer, sondern auch auf Parteikongressen, bei hochrangig besetzten Konferenzen, in Reden der beiden letzten Bundespräsidenten und auf dem Unternehmerforum in Davos. Wenig dagegen auf der Linken.

Von „denen da oben“ kommt ein atemberaubender Vorschlag nach dem anderen: Da setzt der neue niedersächsische Ministerpräsident Gabriel ganz allein eine Reformdebatte in Gang, seine Kultusministerin erfährt es aus der Zeitung, da will die gewerkschaftliche Hans-Böckler-Stiftung Bildungsgutscheine ausgeben - und die Bundesbildungsministerin Bulmahn will für jeden Schüler einen Laptop. Was aber sind die Gründe und Kennzeichen dieser von oben angezettelten neuen Reformdebatte?

I. Rostiftpolitik - Ökonomisierung - Binnenoptimierung

1. Daß das Bildungswesen in allen kapitalistischen Hauptländern in einer tiefen Krise steckt, ist offensichtlich. Daß diese Krise in der Bundesrepublik besonders tief ist, erklärt sich aus den jahrzehntelang verschleppten Reformen, seit die technokratische Reform der Brandt-Ära steckengeblieben ist. Der DDR wurde nach ihrer Einverleibung das schon damals überholte Bildungssystem der BRD einfach übergestülpt. Ihr im Vergleich zu anderen Industriestaaten relativ modernes Bildungssystem (ausgebaute vorschulische Erziehung, Einheitlichkeit bis Kl. 10, polytechnischer Ansatz bis hin zum Abitur mit Berufsausbildung) hatte keinen Bestand.

2. Die in allen Bundesländern im letzten Jahrzehnt durchgezogenen finanziellen und personellen Kürzungen im Bildungsbereich, die von der neoliberalen Politik des „schlanken Staats“ und der beabsichtigten Senkung der Staatsquote herrühren, bewirkten im jüngsten OECD-Vergleich von 29 Staaten „Education at a Glance“ (vgl. KMK-Pressemitteilung vom 16.5.2000) ein Zurückfallen des deutschen Bildungswesens. Zwischen 1996 und 1998 sanken die Bildungsausgaben, während sie in den anderen OECD-Ländern anstiegen (um 0,2 Prozent des Brutto-Inlandsprodukts auf 5,8 Prozent). Frankreich, Korea und die USA gaben erheblich mehr als die BRD für das Bildungswesen aus. Nur wegen der Zurechnung privater Bildungsaufwendungen erreichte die BRD unter 29 Staaten Platz 15. Die 12-14jährigen SchülerInnen erhalten weniger Unterricht als im OECD-Durchschnitt, und auch in Naturwissenschaften/Mathematik z.B. erheblich weniger als in Australien und Österreich. Stiefkind ist die deutsche Grundschule: Dänemark, Norwegen, die Schweiz, Österreich geben für ihre Grundschüler doppelt so viel aus. Auch die Klassenfre-

quenzen sind hier viel zu hoch: Auf einen Lehrer kommen bei uns 21,6, im OECD-Schnitt nur 17,1 Grundschüler.

OECD-Schnitt nur 17,1 Grund-
3. Einerseits werden in der veröffentlichten Meinung die Kinder und Jugendlichen als Störfaktor, unwürdige Kostgänger oder zu gängelnde Subjekte hingehen als Störfaktor, unwürdige Kostgänger oder zu gängelnde Subjekte hingehen als Störfaktor, unwürdige Kostgänger oder zu gängelnde Subjekte hingehen als Störfaktor, unwürdige Kostgänger oder zu gängelnde Subjekte hingen
stellt. Da ist von wachsender Kinderkriminalität die Rede, von „monsterkids“, „crashkids“. In München heißen sie Mehmed, in Hamburg Dennis. Die Kriminalitätsstatistik wird bemüht. Sieht man genauer hin, entpuppt sie sich eher als Spiegel der Erwachsenen. Da zeigen deutsche Polizeibeamte drei- bis fünfjährige Kinder wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt, Vortäuschung einer Straftat oder umweltgefährdender Abfallbeseitigung an. Zehn Prozent der Landdiebe sind jünger als sechs Jahre. Kinder werden offenbar zunehmend als Störfaktor in einer grenzenlosen Konsumwelt wahrgenommen.¹
Andererseits importiert man aus den USA Methoden: Die Firma EDU-LINK in Kalifornien hat elf Schulen so ausgerüstet, daß Eltern sich per Paßwort jederzeit durch das Internet in die Unterrichtsstunden einklinken können, z.B. um in den halbstündlich aktualisierten Anwesenheitslisten nachzusehen, was ihre Sprößlinge machen, welche Tadel, Noten, Hausaufgaben und Testergebnisse sie haben.

Das hat den hessischen Innenminister Volker Bouffier (CDU) angeregt, die Videüberwachung der Schulen und Schulhöfe zu fordern, um die Gewalt bei der Jugend einzudämmen.² Es wird das Bild gemalt: Jugend = Gewalt, der mit möglichst lückenloser Überwachung bezukommen ist. Schon werden, wie in Leipzig, Plätze, an denen sich Jugendliche aufhalten, rund um die Uhr videoüberwacht. Der Präsident des Zentralverbandes des Deutschen Handwerks (ZDH), Dieter Philipp, sprach jüngst von einem „erfolgreichen Ausbildungsjahr“ und betonte, daß aber 10-15 Prozent der Jugendlichen nicht ausbildungsfähig seien. Die Wirtschaft habe jedoch ihre Verpflichtung gegenüber der Bundeskanzler Schröder „würdigte ausdrücklich die Anstrengungen erfüllt.“ Er „gehe davon aus, daß die Diskussion um eine Ausbildungsabgabe in seiner Partei nicht wieder aufkomme“. Die „Konsenstrategie sei erfolgreich“³. Essenz der Meldung: Wer noch keinen Ausbildungsplatz hat, ist nicht ausbildungsfähig und gehört ausgegrenzt.

(Prof. für Neuere Deutsche Literatur)

4. Auch andere Töne sind zu hören: Prof. Schöner (Prof. für Neuere Deutsche Literatur in Hamburg) und Frank Nullmeier (Leiter des Projekts Unientwicklung) diskutieren über die Chancen der „Volksuniversitäts AG“ unter einer grünen Wissenschaftssenatorin in Hamburg.⁴ „Wenn die Uni sich ökonomisiert, könnte es sinnig sein, daß alle Mitglieder, Lehrende und Studierende, in bestimmter Weise ökonomisch beteiligt sind. ... Heraus käme dann eine Art Uni AG – und so wie bei VW könnte man Volksaktien für die Volksuniversität ausgeben“. Der Erfurter Uni-Präsident Peter Glotz (SPD) hat vorgeschla-

1 Vgl. Frankfurter Rundschau (FR), 30.9.1999.
2 Süddeutsche Zeitung (SZ), 6.7.1999; Stuttgarter Zeitung., 13.10.1999.
3 Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 7.10.1999.
4 Tageszeitung (TAZ), 3.10.1999.

gen, daß große Unis privatisiert werden und an die Börse gehen könnten.⁵ Warum so bescheiden: Das geht auch für Schule und Kitas. Mit Bildung ist also Geld zu verdienen.

Prof. Rainer Lehmann (Humboldt Uni), der viele Vergleichsuntersuchungen leitet, behauptet, daß „Lernmöglichkeiten von Schülern nicht voll ausgeschöpft“ werden, weil „zentrale Akzente der Reformpädagogik“ das verhindern. Man müsse „das Erkenntnismonopol des einzelnen Lehrers“ infragestellen.⁶ Vergleichsuntersuchungen als Mittel der Leistungssteigerung gegen die Reformpädagogik? Dagegen hält Prof. Tillmann (Bielefeld) fest: „Die Konzentration auf die Qualität von Schule drängt die Probleme ungleicher Bildungschancen in den Hintergrund“ und führt zu einem „massiven Rückzug aus reformerischen und politiknahen ... Feldern.“⁷

Im Jahr 2001 soll in Hamburg eine KITA-CARD für alle Kindergärten eingeführt werden, eine Art Betreuungsschecksysteem. Das Jugendamt stellt diese nach Prüfung der elterlichen Arbeitsverträge aus. Sie können, je nach Betreuungszeit, bei den einzelnen Kitas eingelöst werden, die das entsprechende Geld erstattet bekommen. Man verspricht sich davon Einsparungen bei der Kinderbetreuung ohne Rechtsanspruch und mehr „Flexibilität im Angebot“ (Senatorin Raab, SPD). Basis war eine Eltern-(Kunden-)befragung vor zwei Jahren. Die Folge: Kinder aus sozial schwächeren Familien können die Ganztagsbetreuung dann nicht mehr bezahlen, die sie aus pädagogischen Gründen bräuchten.⁸

5. Die Wirtschaft hat die Kaufkraft der Kinder und Jugendlichen als riesigen Markt entdeckt. Rund zehn Millionen Kinder zwischen sechs und 17 Jahren verfügten 1998 über eine Kaufkraft von 19,5 Mrd. DM.⁹ In Offenbach werden an 35 Schulen Fassaden, Gebäude und Schulhöfe als Werbeflächen vermietet.¹⁰ In Berlin nimmt jede achte Schule mittlerweile durch Werbung in Schulfloren zusätzlich Geld ein. Eine zweiwöchige Kampagne mit 100 Werbetafeln kostet 42.000 DM. Darauf wird für Coca Cola, Bertelsmann, für Computerspiele und Inline-Skaters geworben. „SCHOOL“, eine Tochterfirma der „Junge Medien Marketing Service (JMMS)“ ist dafür Spezialist. In Hamburg – alle Bundesländer haben unterschiedliche Sponsoren- und Werberichtlinien – braucht die Schulleitung Sponsorenspenden erst ab 10.000 DM der Schulkonferenz vorzulegen. Folge: Durch die neuen Finanzierungsquellen nimmt die soziale Polarisierung zu. Denn wo wird mehr geworben: An einer Schule im Villenvorort oder im Ausländerviertel? Der Einfluß der Sponsoren auf die

⁵ Hamburger Abendblatt, 19.10.1999.

⁶ DIE ZEIT, 7.10.1999.

⁷ Auf einer Tagung der GEW, Kassel, 26.9.1999.

⁸ Hamburger Rundschau, 10.10.1999.

⁹ Die Welt, 30.6.1999.

¹⁰ FR, 24.3.1997.

Schule wird steigen, auch über die Schulleitungen. Das Marzahner Carl-Schiller-Gymnasium geht einen Schritt weiter. Es läßt den Umzug der Schule von der privaten „Schulpartner GmbH“ managen, die rund 20 Berliner Schulen zunächst kostenlos einen Schulmanager zur Verfügung stellt, der sich durch Sponsorenakquisition, Schulrenovierung und Qualitätsmanagement später selbst finanziert. Ziel ist es, an Berliner Schulen „unternehmerisches Denken einzuführen“, so die Firma, die von der ehemaligen grünen Senatorin Volkholz unterstützt wird.¹¹

6. Die Beschäftigten im Bildungswesen gehören mit zu den ausgepöwertesten Berufsgruppen. Studien der Hochschulen Flensburg, Potsdam und Lüneburg belegen, daß zwischen 56 und 60 Prozent aller Lehrkräfte aus gesundheitlichen Gründen als dienstunfähig vorzeitig pensioniert werden (bei den übrigen Landesbeamten: 27 Prozent). Während eines Vormittags mit sechs Unterrichtsstunden muß ein Lehrer etwa 6.000 Entscheidungen treffen, eine Entscheidungsdichte wie bei einem Fluglotsen.¹² Aber: Die Lehrerarbeitszeit wurde in allen Bundesländern um bis zu vier Stunden auf durchschnittlich 47,5 Stunden in der Woche heraufgesetzt.¹³ Im Osten wurden LehrerInnen und ErzieherInnen entlassen, überall die Klassen- und Gruppenfrequenzen heraufgesetzt. Verbilligung von Pädagogenarbeit als „Binnenoptimierung“, zweifellos die andere Seite der Rotstiftpolitik.

II. Reformforderungen von oben

7. Vor diesem Hintergrund sind die vielfältigen „Reformvorschläge“ von oben zu sehen; für die plötzliche „Reform von oben“ gibt es tiefere Gründe:

- Die technische Entwicklung beschleunigt sich, vor allem durch die Computerisierung, aber nicht als linearer Rationalisierungsschub, sondern als Qualitätssprung.
- Die zerstörerische Ökonomie der Profitmaximierung weitet sich regional und in immer mehr gesellschaftlichen Bereichen aus, da sie kaum mehr klassen antagonistischen Beschränkungen unterliegt.
- Die Universalisierung der kapitalistischen Verkehrsform ist Ursache vielfältiger Probleme.¹⁴ Die politische Zielprojektion „Neoliberalismus“ wird objektiv immer fragwürdiger („Scheitern des Neoliberalismus“). Weltweit wird über die Re-Regulierung durch die Politik nachgedacht.
- Der „shareholder value“, also die Dominanz der Verwertungsinteressen der Kapitalbesitzer, verdrängt in der herrschenden Ideologie zunehmend humani-

¹¹ Berliner Zeitung, 27.10.1999.

¹² dpa, 4.10.1999.

¹³ Ferien umgerechnet, vgl. neue Hamburger Lehrerarbeitszeitkommission, Abschlußbericht, Staatliche Pressestelle, 2.7.1999.

¹⁴ Dazu kann man bei Oskar Lafontaine Bedenkenswertes nachlesen: Oskar Lafontaine, Das Herz schlägt links, München, 1999, S. 199ff.

stische Werte. Sie gelten als Hemmnis und werden zur Disposition gestellt.

- Die IuK-Technologie gibt dem Kapitalismus die langersehnte „Möglichkeit, über die bisherige Mehrwertabschöpfung hinauszugehen, indem nicht mehr nur die wertsetzende lebendige Tätigkeit selbst – in ihrer bisherigen, begrenzten Form als Lohnarbeit – unter das Kapital subsumiert wird. Vielmehr stehen wir am Beginn eines Prozesses, in dem auch die Lerntätigkeit der Subjekte selbst schon als Mehrwertabschöpfung organisiert wird.“¹⁵ Der Bildungsprozeß wird zur Quelle der Wertschöpfung mit eigentümlichen Marktregeln, Bildung wird zur Ware in einem riesigen Markt¹⁶ – wenn er nach marktwirtschaftlichen Regeln organisiert ist (der weitestgehend privat organisierte Weiterbildungsbereich hat in der BRD ein Volumen von 100 Milliarden DM, jeder zweite Berufstätige nimmt an irgendeiner Weiterbildungsmaßnahme teil).

Aus alledem ergibt sich eine veränderte Rolle des Bildungswesens. Die überkommenen Strukturen und vermittelten Inhalte passen nicht mehr; andere Qualifikationen sind gefragt, soll Deutschland in der Weltmarktkonkurrenz bestehen.

8. In der Konsequenz stellen sich für die Herrschenden die Aufgaben, die Kapitalverwertungsbedingungen zu verbessern, indem u.a. die Ausbildungs- und Allgemekosten abgewälzt und diese effizienter eingesetzt werden sowie weitere Bildungsbereiche den (Finanz-)Märkten geöffnet werden. Dazu soll die Computerisierung besser genutzt und gesellschaftliche Bereiche wie Kultur, Bildung etc. der Herrschaft der Marktkräfte unterworfen werden. Dies erfolgt u.a. über

- den Ausbau der großen Konzerne zu „global players“, die schrittweise auch im Inneren in der Lage sind, bisherige Staatsfunktionen zu übernehmen, wie etwa das Bertelsmann-eigene Centrum für Hochschulentwicklung (CHE), das z.B. in Niedersachsen für die Landesregierung bereits die komplette Hochschulplanung betreibt;
- den Umbau des Sozialstaatssystems (Deregulierung, Senkung der Staatsquote, Privatisierung, private-public-partnership), Segmentierung der Gesellschaft (arme und reiche Regionen/Stadtteile, Förderung der Eliten, d. h. der 20 Prozent, die in Zukunft nur noch für die Aufrechterhaltung des Produktionsniveaus benötigt werden), Kommerzialisierung aller Lebensbereiche („born to shop“) und neue Grenzziehung zwischen Markt und Staat (Einführung betriebswirtschaftlicher Elemente in alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, New Public Management, Privatisierung).

¹⁵ Ingrid Lohmann, Neoliberale Bildungspolitik, in: spw 113, 2000, S. 50ff.

¹⁶ Hans Jürgen Krysmanski auf der Arbeitstagung „Die Privatisierung des Bildungsbereichs - Eigentum und Wertschöpfung in der Wissensgesellschaft“, Hamburg, 15.-17.6.2000.

III. Das bildungspolitische Konzept der „neuen Mitte“

9. Der vormalige Bundespräsident Herzog hat Bildung zum „Mega-Thema“ erklärt und in mehreren Reden gefordert, daß „ein Ruck durchs Land“ gehe. Solch einen „Ruck“ haben viele von der SPD/Grünen-Bundesregierung erwartet, hatte doch die SPD die „Verdoppelung der Ausgaben für die Zukunftsinvestition Bildung und Wissenschaft“ versprochen. Im Koalitionsvertrag einigte man sich auf „Innovation und Qualifikation“, auf „Nachhaltigkeit und Solidarität“ und auf „Lebensbegleitendes Lernen und Autonomie“. Es ist von „zweiter Chance“, von „Förderung unterschiedlicher Begabungen“, „weniger Bürokratie und mehr Leistung“, von „mehr Effizienz und mehr Wettbewerb“ die Rede.¹⁷ Zwei Jahre nach Amtsantritt der neuen Bundesregierung zeigt das bildungspolitische Konzept der „neuen Mitte“ deutlichere Konturen. Es ist das umfassendste bildungspolitische Umbaukonzept der letzten Jahrzehnte und eine der Säulen des Gesellschaftskonzepts der „neuen Mitte“.

Als Steuerungsinstrument wurde unter der Leitung der Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn (SPD) das „Forum Bildung“ installiert. Ihm gehören fast alle führenden Bildungspolitiker aller Parteien (mit Ausnahme der PDS) an, Kirchen und Gewerkschaften sind eingebunden. Ziel ist es, Konzepte für eine umfassende Bildungsreform zur „Qualitätssicherung und Zukunftsfähigkeit des deutschen Bildungswesens“ zu entwerfen und Ingang zu setzen. Damit wird eine große Koalition in der Bildungspolitik der „neuen Mitte“ institutionalisiert, ähnlich wie bei den Atom-Konsensgesprächen und im „Bündnis für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerb“.

10. Wir haben es also zur Zeit mit der Politik der „neuen Mitte“¹⁸ auch in der Bildungspolitik, zu tun. Aus „Unternehmergesellschaft“ wurde in diesem Konzept die „unternehmerische Wissensgesellschaft“.¹⁹ Der Umbau der Sozialordnung und ihrer „privatnützigen Mitgestaltung“ stehen auf der Tagesordnung, nicht der bloße Abbau. „Kreativität und Innovation“ sollen freigesetzt, Selbsthilfe angeregt, Eigenverantwortung gestärkt werden und „ein neuer Unternehmergeist auf allen Ebenen einziehen“ (Blair/Schröder).

Viele Linke halten dies Konzept der „neuen Mitte“ für leichtgewichtig oder verbale Lyrik. Es sollte nicht unterschätzt werden: Ernsthaft und konzeptionell

¹⁷ Ergänzt wurden diese Passagen durch eine Flut von Gutachten, Memoranden und Denkschriften zur Bildung: Die „Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände (BDA)“ (Positionspapier „Schule in der modernen Leistungsgesellschaft“, 1998), die Hans-Böckler- und die Bertelsmann-Stiftung, die Landesregierung von NRW (Denkschrift „Zukunft der Bildung - Schule der Zukunft“), die Enquete-Kommissionen der Landtage von Sachsen-Anhalt und Hamburg sowie die gemeinsame Zukunfts-Kommission von Sachsen und Bayern taten sich hervor. Die Bertelsmann-Stiftung wurde sogar als „heimliches Bundeskultusministerium“ bezeichnet. An Vorschlägen also mangelt es nicht. Bei CDU und FDP war Bildung Thema auf Parteitage und „Chefsache“.

¹⁸ Blair/Schröder-Papier, daraus auch alle anderen Zitate im Wortlaut, Maschinenschrift, SPD-Parteivorstand, ohne Datum.

¹⁹ Offe/Fuchs in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 3/1998.

schlüssig wird der „Dritte Weg“ zwischen Wohlfahrtsstaat und neoliberalen Konkurrenzkapitalismus gebahnt.²⁰ Das Sozialstaatsystem wird langfristig umgebaut und auf das Subsidiaritätsprinzip des Kommunitarismus umgestellt, auch das Bildungswesen. Der Staat soll nur da eingreifen, wo der Einzelne, die Familie, die Kommune nichts mehr tun können (M. Waltzer, A. Etzioni). Die Staatstätigkeit wird auf das Neue Steuerungsmodell (NStM)²¹ umgepolt (der „aktivierende Staat“- Hombach), die „Steuerungsfunktion von Märkten muß durch die Politik ergänzt und verbessert werden“.²² Die Ambivalenz dieses Konzepts ist daran ersichtlich, daß es nicht einfach darum geht, Mängel zu verwalten oder zu beseitigen und linke Positionen vollends zu eliminieren, sondern auch um die Auflösung ständisch-obrigkeitsstaatlicher Regelungen und deren Ersetzung durch eine neue „private-public-partnership“ – also schon um ein anderes Staatsverständnis, um eine fundamentale Strukturänderung.

11. Das „Neue Steuerungsmodell“ (NStM), das für die gesamte Staatstätigkeit, also auch für Bildung, Wissenschaft, Kultur, Jugend- und Kinderpolitik überall schrittweise eingeführt wird, ersetzt das Befehlsprinzip durch das Auftrags- und Contractprinzip, hält die Grenzen zwischen Markt und Staat flexibel, „zieht von der Seite her“ betriebswirtschaftliche Prinzipien auch im Schulbereich ein und koppelt soziale Auffangmechanismen an deren Bezahlbarkeit (Budgetierung, Selbstverantwortung, Dezentralisierung). Die marktnahe, kostenbewußte Problemlösefähigkeit – egal ob staatlich oder privat organisiert – wird gefördert (Schule als Betrieb). Unternehmensbewährte Regelungen werden auf die gesamte Staatstätigkeit übertragen (Personalmanagement, Kundenorientierung, Kosten- und Leistungsrechnung, Budgetierung, Controlling auf der Basis permanenter Evaluation, Ranking, Benchmarking (von den Besten lernen)). „Politisches Benchmarking“ hat Konjunktur. Vorbild für die Markttöffnung des Schulwesens sind die USA, wo sich eine große Bildungsindustrie mit profitträchtigen Werten an der Börse tummelt. Dies Konzept ist nicht, wie viele denken, auf die Kommunen oder einzelne Bundesländer beschränkt. Es ist auch ein internationales Konzept, das in und durch die EU und OECD gefördert wird. Dagegen – und nicht gegen das abgehalfterte konservativ-neoliberale bildungspolitische Konzept – gilt es jetzt Alternativen zu entwickeln und zu verbreiten.

12. Der Bildungs-, Wissenschafts-, Ausbildungs-, Kultur-, Familien- und Jugendpolitik wird von den Protagonisten der „neuen Mitte“ eine neue Funktion und Bedeutung zugeschrieben. Deshalb wird hier auch nicht mehr einfach mit pauschalen Budgetkürzungen reagiert. Dem entspricht die Aufstockung des Bulmahnschen Bildungsetats, der von der UMTS-Versteigerung profitierte. In

²⁰ J. Bischoff, vgl. Supplements zu „Sozialismus“ Nr. 11/1998 und 9/1999.

²¹ Vgl. div. Gutachten der „Kommunalen Gemeinschaftsstelle“ (KGSt) in Köln, 1991ff.: „Neue Steuerung in der Jugendhilfe“, „Neue Steuerung im Schulwesen“, „Controlling im NStM“.

²² G. Schröder in: Neue Gesellschaft, April 2000, S. 205. Vgl. auch A. Giddens, Der dritte Weg - die Erneuerung der sozialen Demokratie, Frankfurt/M. 1999.

Zukunft soll der Etat des Bildungsministeriums weiter angehoben, allerdings auch anders verwendet werden:

- Die „Menschen sollen ermutigt und befähigt werden, Risiken zu übernehmen und flexibel auf die Veränderungen in ihrem ökonomischen Umfeld zu reagieren“. Statt „Gerechtigkeit im Ergebnis“ soll „Gerechtigkeit beim Start“ gegeben sein.²³ Gesetz wird darauf, Leistung durch umfassende Motivierung zu steigern.²⁴

- Zur volkswirtschaftlichen Wertschöpfung wird nur noch ein Teil der Arbeit benötigt (20 Prozent), der aber zur größten Ressource wird („Humankapital“). Darum soll dort mehr investiert werden, um auf die „wissensgestützte Wirtschaft der Zukunft vorzubereiten“ (Blair/Schröder). Es genügt nicht mehr, Familie, Bildungssystem und die Alterssicherung als „Zwischen- und Endlager von Arbeitskraft“ zu nutzen.²⁵

- Darum: Förderung der Elite, Aktivierung des subjektiven Faktors bei den Arbeitsplatzbesitzern, Angebot einer zweiten Chance für den Rest. Schule hätte die Kohäsion in einer Gesellschaft zu leisten, die gerade die Ausdifferenzierung von Leistungen verschärft (Böckler-Stiftung, Sachverständigenrat Bildung, 3. Gutachten) und für Identifikationsmuster und Ökonomisierung des Denkens zu sorgen (Werteerziehung). Das bedeutet auch, daß die „verüberflüssigten“ Teile des Arbeitsmarktes (Offe) verstärkt Identifikationsmöglichkeiten erhalten müssen („neue nationale Identität“²⁶). Die unteren Ränge des staatlichen, allgemeinen Bildungswesens erhalten die Aufgabe, „to cool out the kids“, sie zur Arbeitslosigkeit zu erziehen und Warteschleifen zu legen.²⁷ „Wenige gute Schulen für eine Elite - Sozialpädagogik für den Rest“²⁸.

- Das hat seine Entsprechung auf europäischer Ebene, auf der unser Bildungswesen kompatibel gemacht werden soll. Seit 1999 (EU-Vertrag Amsterdam) ist die EU nach Artikel 146 und 150 erstmals auf den Gebieten der allgemeinen, schulischen, universitären und nicht-berufsbezogenen außerschulischen Bildung und in der Jugendpolitik sowie weiterhin der beruflichen Bildung zuständig und tätig – ohne den Bildungsföderalismus formal aufzuheben. Es geht um die Entwicklung eines europäischen Staatsbürgerbewußtseins, um die „Verbesserung der Bildungsqualität“, die berufliche Eingliederung junger Erwachsener. Auch die „Sicherstellung der Wettbewerbsfähigkeit Europas, die Sicherstellung der sozialen Kohäsion und die Anpassung an die Informationsgesellschaft“ werden als Ziele genannt.

²³ Bodo Hombach, *Aufbruch - die Politik der neuen Mitte*, Düsseldorf 1998, S. 71, 114.

²⁴ Vgl. Elisabeth Sundrum, *Die Unternehmenskultur als Erfolgsfaktor im Wissenszeitalter*, in: *Politische Studien*, Hans Seidel-Stiftung, 2 / 1999, S. 46 ff.

²⁵ Benchmarking-Gruppe im „Bündnis für Arbeit“, *SPIEGEL* 19/1999, S. 34.

²⁶ Kurt Biedenkopf, *Zeitsignale - Parteienlandschaft im Umbruch*, 1989, S. 216.

²⁷ Vgl. D. Lenzen u.a., *Protokoll der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft in Halle*, 1996.

²⁸ Von Hentig in: *FR*, 10.9.1999.

- Damit verbunden sind inhaltliche Akzentuierungen und Paradigmenwechsel: Das Leitbild der Kohäsion der Gesellschaft – nicht der individuellen und kollektiven Emanzipation – wird wichtiger (Jugend als Störfaktor). Es soll ein „Kanon des Grundwissens“ mit den „Eckpunkten Fachwissen, Schlüsselqualifikationen, Fähigkeit zum selbständigem Lernen“²⁹ entstehen. Den „Einzelnen soll ermöglicht werden, ihre Qualifikation zu steigern und ihre Fähigkeiten auszuschöpfen“ (Blair/Schröder) – nicht, sich allseitig zu entwickeln. Religionsunterricht soll verstärkt und politische Bildung neu orientiert werden.³⁰

- Mit der Einführung des NStM in Schulen, Kitas, Hochschulen, Jugendhilfe und Kultur zieht die Ökonomisierung ein. Mit Aufgabe der bisherigen Grenzziehung (Bildung und Kultur als gesellschaftlicher Auftrag, dem Profitprinzip weitgehend entzogen) werden Deregulierung, Privatisierung und Entstaatlichung beschleunigt. Zwar wird der staatliche Bildungsauftrag nicht ganz aufgegeben - Grundversorgung und Eliteförderung bleiben - aber mit Sponsoring und der Übernahme von Methoden der Unternehmens-Leitung wird der Privatisierung Vorschub geleistet, und es werden diese Bereiche für eine antizyklisch Profite abwerfende Bildungs- und Kulturindustrie aufbereitet.³¹ Mit dem pädagogisch gemeinten Ruf nach (Teil-)Autonomie der Schulen, Kitas und Jugendeinrichtungen wird zwar eine Dezentralisierung und Enthierarchisierung der Bildungsinstitutionen eingeläutet, aber durch (Fremd-)Evaluationsverfahren und zentrales Controlling soll eine zentrale Steuerung computerergützt sogar noch verstärkt werden.

- Auch die internationale Ausweitung ist in die Wege geleitet: Gerade eben ist die große, standardisierte PISA-Testbatterie in über 30 Staaten aufs Bildungswesen niedergegangen (OECD). Outsourcing (Berufsschulsport, Reinigung), Bildungsgutscheine (Böckler-Stiftung) und Kinderschecks (Kitas), private und staatliche Mischfinanzierung (Schule ans Netz, Netzwerk innovativer Schulen [Bertelsmann]) gehören ins Repertoire.

Zur Zeit – und das nimmt die Öffentlichkeit zumeist als einzige Bildungsreform „der neuen Mitte“ wahr – läuft in großem Maßstab die Ausstattung der Schulen, Hochschulen, übrigen Bildungseinrichtungen und der Bildungsverwaltung mit Computer-Hardware. Dabei wird der Bildungsbereich zwar mit steuerfinanzierter Hardware aufgerüstet, für die diese betreuenden Systemadministratoren, die Lehrerfortbildung in computergestützter Didaktik, die Schulung der SchulsekretärInnen dagegen wird kaum etwas ausgegeben. Damit wird der Boden bereitet für Computer-Software-Firmen oder Konzerne

²⁹ E. Bulmahn, Interview, in: *Neues Deutschland*, 28.9.1999.

³⁰ Ökonomische Bildung wird verlangt, so der BDA, ebenso Konsumerziehung - Herzog (vgl. seine Rede zum Megathema Bildung); Kopfnoten sollen eingeführt (Bulmahn, Sachsen, Thüringen, Brandenburg, Niedersachsen), die Werteerziehung soll verstärkt werden (Glötz, Giesecke, Struck, Herzog).

³¹ Vgl. zu USA: Gita Steiner-Khamsi, *Macht in der Schule*, in: *Schulhefte* (Wien), Nr. 9/98: S. 11ff.

wie Bertelsmann, die – wie in den USA – dem überforderten Personal die Anwendungskonzepte liefern oder die Anwendung gleich abnehmen, gegen Bezahlung natürlich. Da sie die Software überall verkaufen wollen, ist eine neue Standardisierung vorprogrammiert. Die Verselbständigung der Bildungseinrichtungen wird so von der anderen Seite her wieder aufgehoben.

13. Die Ressourcensteuerung hat neue Züge bekommen. Quer durch die Bundesländer und Kommunen werden die folgenden Strategien verfolgt:

- PädagogInnenarbeit wird verbilligt (Arbeitszeitmodelle, Herabstufungen, Planstellenkürzungen bei Frequenzerhöhungen, Arbeitszeitverlängerung, Erhöhung der Gruppengröße) und sie wird flexibilisiert (Beamtenrechtsänderungen, Einsatz je nach Kinder- bzw. Schülerströmen, Faktorisierung der Lehrverpflichtungen, Zwangsumsetzungen). Außerdem sollen die PädagogInnen aktiver werden (Erhöhung der Selbstausbeutung durch Leistungsanreize und Belebung des „pädagogischen Eros“), was Qualitätssicherung durch Personalmanagement genannt wird.³² Da man nicht beliebig viele Planstellen kürzen und die Lehrerarbeitszeit nicht endlos verlängern kann, wird zunehmend auf Binnenoptimierung gesetzt.

- Für Grundschulen (Halbtagsgrundschule, Aufstockung der Stundentafel) und (Elite-)Studiengänge oder privatisierte Hochschulgänge werden mehr Ressourcen mobilisiert. Die Berufsbildung wird neu geordnet (Outsourcing) und die Weiterbildung in Bildungsholdings (Hamburg) umgewandelt.

- Die technische Ausstattung der Bildungseinrichtungen (Computerisierung) wird zu Lasten der Personalausstattung verstärkt. Dafür werden zusätzlich aktivierte Gelder (Werbung und Sponsoring an Schulen, Drittmittel an Unis) eingesetzt.

14. Die alte bildungspolitische Forderung nach stärkerer inhaltlicher und konzeptioneller (Teil-)Autonomie und innerer Schulreform wird mit dem NStM verknüpft. Neue Gesetze im Schul-, Hochschul-, Kinder- und Jugendbereich haben tatsächlich mehr Kompetenzen in die Basisgremien verlagert, parallel dazu werden die Rechte der Personalvertretungen abgebaut oder unterlaufen, die Dreigliedrigkeit des Bildungswesens mutiert zur Zweigliedrigkeit (vgl. die Schulstruktur in den neuen Bundesländern, Gabriel- und D. Wunder-Vorschläge). Gleichzeitig wird den Basisgremien und Einrichtungen die Verantwortung für die konkreten Mittel-Kürzungen, die Binnenoptimierung und die Akquisition zusätzlicher Mittel aufgebürdet. Sie sind es dann, die die Kürzungen zu vertreten haben – die politische Ebene ist fein heraus (Entpolitisierung). Das Bild der Leitungskader wird verändert: Mehr Kompetenzen im Sinne von Managertätigkeiten für die Schulleitungen. Auf breiter Front wird Controlling durch externe Evaluation und Benchmarking (auch im internationalen Maß-

³² H. Lange, Staatsrat (Hamburg), Qualitätssicherung in Schulen, in: Die deutsche Schule, 2/1999.

stab: PISA) aufgebaut.³³

15. Dabei kommt die „Bildungspolitik der neuen Mitte“ nicht ohne Propaganda aus. Begriffe wie „Modernisierung“ und „Reform“ werden besetzt, Kritiker zu „Traditionalisten“ gestempelt. Da gibt es das „sich auf den Weg machen“, „die Schule lebt“, „die gute Schule ist wichtig, nicht die Schulart“. Phantasievolle Namen für Rationalisierungsprojekte werden erfunden: TUVAS, PHOENIX, PROVI. „Persönlichkeitsentwicklung“ wird zur „Personalentwicklung“, „Demokratisierung“ zu „Kundenorientierung“, „Mitbestimmung“ zu „Mitarbeiterbeteiligung“, „Wettbewerb und Konkurrenz“ zu „Benchmarking“.

Entsprechend der „Konsenskultur“ der „neuen Mitte“ werden neuartige Bündnisse und Netzwerke geknüpft, mit denen der Bildungs- und Kulturbereich vielfältig durchdrungen wird: Stiftungen (Bertelsmann-, Böckler-, Böll-, Ebert-, Seidel-, Bosch-, VW- Stiftung), Netzwerke (z. B. Netzwerk innovativer Schulen), Arbeitskreise (Schule-Wirtschaft, Hochschule-Wirtschaft), Ausbildungsrunden (Runde Tische Berufsbildung), Institutionen wie „Bündnis für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerb“, Initiativkreis Bildung (Herzog), das CHE (Centrum für Hochschulentwicklung der Bertelsmann-Stiftung), das Forum Bildung (Bulmahn), die Kommunale Gemeinschaftsstelle (KGSt Köln) und zahlreiche Management-Beratungsfirmen (Kienbaum, Andersen Consulting u.a.m.). Schon wirken Industrie- und Handwerkskammern in Findungsausschüssen bei der Schulleiterbestellung selbst für Grundschulen mit (wie z.B. in Hamburg). Das läuft ohne jegliche demokratische Kontrolle und Legitimation nahezu lautlos – und bleibt dem Blick von PädagogInnen, SchülerInnen und Eltern weitgehend entzogen.

Dem kommt der von der Öffentlichkeit kaum bemerkte bildungspolitische Positionswechsel der CDU entgegen. Die CDU hat wesentliche Momente der Bildungspolitik der „neuen Mitte“ übernommen. Sie gruppiert sie um das Feld „Familienpolitik“. In dem 34seitigen Papier „Aufbruch in die lernende Gesellschaft - Bildungspolitische Leitsätze“ (Münsteraner Parteitag 10./11.4.2000) stützt sich die CDU wie SPD und Grüne auf den Kommunitarismus, das Neue Steuerungsmodell und „private-public-partnership“. Vom Leitbild des „schlanken Staats“ wie in der Kohl-Ära ist nicht mehr die Rede. Bildung wird zur Dienstleistung umgepolt, StudentInnen werden „KundInnen“. Wie bei SPD und Grünen wird den Schulen „mehr Eigenverantwortung“ zugemessen, aber „zentrale Prüfungen“ als „Qualitätskontrolle“ und „Länder- und Schulvergleiche“ seien der Preis dafür. Die CDU setzt stärker auf Wertevermittlung. Selbst

³³ Dazu ist eine an Tests und Leistungsvergleichen wie TIMSS (Studie über Mathematikleistungen) oder LAU (standardisierte Lernausgangslagen-Vergleiche in mehreren Bundesländern wie Hamburg, Rheinland-Pfalz, Brandenburg) festgemachte Qualitäts-, Leistungs- und Evaluationsdebatte losgetreten worden (KMK), die zur „empirischen Wende in der Bildungspolitik“ (Hamburgs Schulsenatorin Raab, SPD) hochstilisiert wird. Eine neue Bürokratie (Bildungsplaner und -berater, Qualitätsmanager, Empiriker, Controller, Schulentwickler und -begleiter nebst wachsendem Schulungspersonal) entsteht neben der alten, die natürlich auch noch da ist. Das bedeutet Karrieren. Nicht umsonst wächst die Zahl der Leitungsstellen.

Ganztagsschulen und mehr Geld fordert die CDU – und sie hat ihren Frieden mit der Gesamtschule gemacht. Sie darf nur nicht mehr kosten als die anderen Schularten – gemessen am output.

IV. Widersprüche, Bruchstellen, linke Alternativen

16. Die Bildungspolitik der „neuen Mitte“ hat trotz breiter Unterstützung durch SPD, CDU und Grüne strategische Schwachstellen. An ihnen kann die Realisierung scheitern, wenn hier Gegendruck angesetzt wird.

- Chancengleichheit, Chancengerechtigkeit, soziale Gerechtigkeit und das Sozialstaatsgebot des Grundgesetzes werden nicht erfüllt. Diese Werte haben aber in der Bevölkerung nach wie vor einen hohen politischen Stellenwert. Hier räumt die „neue Mitte“ ein bildungspolitisches Feld.

- Da die Halbwertszeit des Wissens und die Innovationszyklen immer kürzer werden, sind ein Lernen auf Vorrat und eine Wissensakkumulation und -speicherung weniger denn je möglich. Lebensbegleitendes Lernen und Kompetenzentwicklung zur Problemlösefähigkeit muß dabei ökonomische, gesellschaftliche und politische Fragen beinhalten. Es ist mehr als fraglich, ob sich der damit geweckte Wunsch nach verstärkter Partizipation und Mitbestimmung vermeiden läßt.

- Der „aktivierende Staat“ der „neuen Mitte“, das NStM und seine Elemente (von Schulprogrammerstellung bis Sponsoreneinwerbung und PISA (Evaluation und Controlling) setzen die Aktivierung des subjektiven Faktors voraus, und es wird die Akzeptanz zur zentralen Kategorie. Genau darauf haben Bildungsreformer, Protestbewegungen und Linke auch seit eh und je gesetzt. „Sparen muß Volkssport werden“, heißt es. Was aber, wenn es das nicht wird? Wenn jede DM Kürzung mit öffentlichem Protest begleitet wird? Wenn bei den notwendigerweise an die Basis verlagerten Kompetenzen (Dezentralisierung) aktiv eingestiegen wird und von unten ein radikaldemokratisches Schulprogramm entsteht, das die Ressourcen einfordert?

17. Im Kern widerspricht die „Politik der neuen Mitte“ linken und sozialistischen Prinzipien und Konzepten, auch in der Bildungs-, Kultur- und Jugendpolitik. Linken geht es in der Bildungspolitik um „individuelle und kollektive Mündigkeit“ (H. J. Heydorn) - das ist etwas anderes als bewußtes, informiertes Konsumentenverhalten. Es geht um breite Allgemeinbildung für alle (G. Neuner), nicht nur um elementare Grundbildung plus Computer-User-Wissen für die breite Masse und Elitebildung für wenige. Es geht darum, den „Bürger zu unterstützen, eine kritische Mündigkeit zu finden“ (H. J. Gamm), die „Aufklärung weiterzutreiben“ (P. Bourdieu) - denn die Aufklärung ist weder vollendet noch erschöpft, und zwar mit den Kategorien „Verantwortung, Autonomie und Rationalität“ (H. J. Gamm). Evaluation ist als lernfördernd und nicht selektiver Prozeß zu gestalten (H. Schwarz). Letztendlich kann Bildungsreform nur in staatlicher Verantwortung erfolgen (H. G. Hofmann), wenn sie multikulturell sein und Chancengleichheit für alle bringen soll. Denn warum sollten Private an einer solchen Bildungsreform interessiert sein? Nötig wäre die „Bear-

beitung der globalen Schlüsselprobleme“ im öffentlichen Bildungswesen (W. Klafki), denn Bearbeitung ist etwas anderes als affirmatives Sich-Abfinden und Sich-darauf-Einstellen. Der Bildungsbereich müßte der Ort werden, der Ruhe, Verlässlichkeit und Zeit bietet, widerstehende „Menschen zu stärken und Sachen zu klären“ (von Hentig) und nicht zuletzt ein Ort, wo Widerständigkeit eingeübt wird – um die „Drift“ der Menschen zu beenden, zu erschweren. Die Demokratisierung in Struktur (eine Schule für alle Kinder: die Gesamtschule), Inhalten und Methoden steht an, die Entwicklung historischen und politischen Bewußtseins (Emanzipation), die Befähigung zum Frieden und zur Realisierung der Menschenrechte, gerade angesichts wachsenden Rassismus und Neofaschismus.

Das dies alles in ein Konzept zum Ausbau des Wohlfahrtsstaates eingebunden ist, versteht sich aus dem vorher Gesagten. Beschäftigung muß stärker staatlich beeinflusst werden (öffentlich geförderter Beschäftigungssektor), die Bereiche Bildung, Kultur, Gesundheit, Jugendarbeit, Infrastruktur, Wissenschaft müssen personell aufgestockt - und das heißt: ausgebaut - werden, um die in der Produktion wegfallenden Arbeitsplätze zu ersetzen. Das heißt, hier müßte mehr Personal auf humanisierten Arbeitsplätzen eingestellt werden, denn die Arbeit mit und am Menschen nimmt an Bedeutung und Umfang zu (längere Lebenserwartung, Defizite in der familiären Sozialisation, Umwelt-, Verbraucher-, Gesundheitsberatung usw.). Der Gesellschaft geht die Arbeit keineswegs aus. Dabei wäre der Impetus der gleichzeitigen Demokratisierung des staatlichen Bereichs in der öffentlichen Diskussion stärker herauszuarbeiten und mit den Betroffenen direkt vor Ort zu konkretisieren (Dezentralisierung, Anti-Bürokratismus). Das setzt eine offensive Politisierung der Basis, sowohl vor Ort wie in den einzelnen Einrichtungen (Schulen, Kitas, Lehrwerkstätten, Unis) voraus und eine neuartige Bündnispolitik mit den Betroffenen bis hin zum Bildungsbürgertum („Bündnis für Bildung“ wie in Hamburg oder in Berlin oder in den Volksbegehren in Sachsen, Sachsen-Anhalt oder Bayern).

18. Damit aus linken Prinzipien und Konzepten eine mobilisierende alternative Politik wird, müssen demokratische und linke Reformschritte aus den aktuellen Widersprüchen und Konflikten heraus entwickelt werden. Dabei stehen die Chancen für ein linkes Reformbündnis in der Bildungspolitik gar nicht einmal so schlecht, wenn die Widersprüche bewußt gemacht werden und die Linke eine gezielte Bündnispolitik entwickeln würde. Die Linke darf sich nur nicht damit zufrieden geben, selbst eine Position erarbeitet zu haben, diese zu veröffentlichen und dann zu hoffen, daß andere von diesem „Politikangebot“ schon Gebrauch machen werden. Warum sollten sie, zumal sie es meistens auch gar nicht kennen.

Dazu abschließend sechs Ansatzpunkte

1. Die Analyse der „Politik der Mitte“ muß weitergetrieben werden. Es ist Schluß zu machen mit ihrer Unterschätzung.
2. Alternative Reformvorstellungen (GEW, Studenten, progressive Elternvereine, GGG, Jusos, Industriegewerkschaften, kritische Wissenschaftler, PDS)

müßten breiter diskutiert und in der Analyse auf die „Politik der neuen Mitte“ bezogen werden.

3. Emanzipation als gesellschaftspolitisches Ziel und Demokratisierung als notwendige Zivilisierung und Zähmung des globalisierten Kapitalismus gilt es stärker herauszustellen. Dazu gehören soziale Gerechtigkeit, Chancengleichheit und das Bürgerrecht auf Bildung für alle. Das wären bündnisfähige Leitvorstellungen, die den Unterschied zur „neuen Mitte“ deutlich machen könnten.

4. Die Deregulierung und Privatisierung auch im Bildungs-, Jugend- und Kinderbereich ist überall zu stoppen und zu behindern, dagegen die gesamtgesellschaftliche Verantwortung herauszustellen, Dezentralisierung und Kommunalisierung sind zu demokratisieren.

5. Die angelegte Politisierung der Basis (Kita, Schule, Kommune) wäre von Gewerkschaften und Linken zu forcieren. Dazu gehört die Stärkung und Initiierung von Reformbündnissen und die Etablierung von „Widerstandszentren vor Ort“³⁴, die vernetzt werden müßten. Warum soll man sich nicht zu einem bundesweiten Protesttag für demokratische Bildungsreformalternativen am „Tag des Kindes“ (September 2001) verabreden? Vielleicht als „kids parade“?³⁵

6. Vor allem aber dürfte nicht länger Bildungspolitik auf Schulpolitik reduziert und Spezialisten überlassen bleiben, wozu die Linke und die Gewerkschaften traditionell neigen. Sie wäre als gesellschaftspolitische Querschnittsaufgabe und Vorlauf- wie Frühwarnsystem zu begreifen.

Notwendig ist es aber auch, die linken Positionen bis ins Detail durchzudeklariieren, Unklarheiten aufzuarbeiten, Nahtstellen für Alternativen genau zu benennen, Ambivalenzen herauszuschälen, alle gesellschaftspolitische Konsequenzen zu bedenken - und sich dann konsequent zu verhalten. Das erwartet man gerade von uns Linken, nicht aber von neoliberal zerfressenen Grünen, nicht von Sozialdemokraten „der neuen Mitte“, und auch nicht von Ideologen und Dogmatikern, die eine unbefleckte Empfängnis für möglich halten. Den neuen Opportunismus, diese modische Wendehalsigkeit und esoterische Unverbindlichkeit, die angebliche Sachzwanglogik, kann die Linke ebenso wie die Verwechslung von Ideologie mit Politik um ihrer Identität als sozialistische Linke willen nicht mitmachen.

³⁴ Vgl. Vorschläge aus der IG Metall und der Gewerkschaft Holz/Kunststoff in mehreren Referaten von F. Teichmüller oder G. Schlemmer. Vgl. auch G. Schlemmer in: Kapitalismus ohne Gewerkschaften? Hamburg, 1999, S. 34.

³⁵ Es gibt ein breites Protestpotential: 48.000 Unterschriften in Sachsen für kleine Klassen, Unterschriften in Sachsen-Anhalt für Erhalt der Kita-Standards, Demonstrationen in Hamburg mit 80.000 TeilnehmerInnen und in Potsdam mit 20.000. Dabei sollte auch an unorthodoxe Formen gedacht werden (Schwerin, 1. Mai „Job parade“, Chemnitz „Future and fun parade“ 22.9. 1999 mit bis zu 20.000 TeilnehmerInnen).

Lothar Peter

Bürgerstatus, Bürgerrechte, Diskurs – Demokratie in Arbeit und Betrieb?

Industrielle Beziehungen im Umbruch

Jahrzehntelang bildete das „duale System“ der industriellen Beziehungen einen Grundpfeiler der demokratischen und sozialstaatlichen Verfassung Deutschlands. Dieser Zustand scheint sich nun zu ändern, auch wenn die Elemente des „dualen Systems“, vor allem Tarifautonomie, betriebliche Interessenvertretung auf der Basis des Betriebsverfassungsgesetzes und Mitbestimmung, im Großen und Ganzen weiterhin als Regulierungsstandard anerkannt werden. Nichtsdestoweniger ist diese Anerkennung keine quasi naturwüchsige Selbstverständlichkeit mehr.¹ Zunehmend wird zum Beispiel der Flächentarifvertrag, ein Kernstück der deutschen industriellen Beziehungen, durch Deregulierungen und Zusatzregelungen modifiziert, teilweise sogar unterlaufen und außer Kraft gesetzt. Immer häufiger verlagern sich Prozesse des Aushandelns von Entlohnungs- und Arbeitsbedingungen, insbesondere der Arbeitszeit, auf die betriebliche Ebene. Deshalb spricht man in der sozialwissenschaftlichen Arbeitsforschung von Tendenzen der „Verbetrieblichung“ der Arbeitsbeziehungen.²

Darin spiegeln sich nicht nur Defizite gewerkschaftlicher Verhandlungsmacht, sondern auch objektive, die Sphäre politischer Institutionen und politischen Handelns weit übergreifende objektive Umbruchprozesse der Modernisierung wider. Im betrieblichen Bereich treten diese Prozesse als Dezentralisierung der Unternehmensorganisation, Informatisierung von Betriebsabläufen, Individualisierung der Arbeitsverhältnisse und Flexibilisierung der Arbeitszeit in Erscheinung. Gleichzeitig wandeln sich die ökonomischen, technischen und sozialen Bedingungen, auf denen das deutsche Modell der industriellen Beziehungen bisher beruhte. Dieses Modell war auf die Dominanz des fordistischen Akkumulationsregimes und der ihm entsprechenden Regulationsweise zugeschnitten. Massenproduktion und Massenkonsum, verhandlungsstarke und konfliktfähige Gewerkschaften, einflußreiche Arbeitgeberverbände und ein aktiver Sozialstaat kennzeichneten die langanhaltende Prosperitätsperiode des „Fordismus.“³

Mit dem Übergang zu einer fortschreitenden Produktdiversifizierung, zu in-

¹ Vgl. Walther Müller-Jentsch: Auf dem Prüfstand: Das deutsche Modell der industriellen Beziehungen, in: Industrielle Beziehungen, 2. Jg., Heft 1/1995, S. 11-25

² Vgl. Rudi Schmidt/Rainer Trinczek: „Verbtrieblichung“ und innerbetriebliche Austauschbeziehungen, in: Georg Aichholzer/Gerd Schienstock (Hg.): Arbeitsbeziehungen im technischen Wandel, Berlin 1989, S. 135-146

³ Vgl. Klaus Hübner: Theorien der Regulation. Eine kritische Rekonstruktion eines neuen Ansatzes der Politischen Ökonomie, 2. Aufl., Berlin 1990

telligenten Produktionstechniken und zur Globalisierung der Märkte ging ein Wandel der Sozialstruktur, der Lebensformen und der Arbeitsverhältnisse einher.

Der Anteil der Arbeiter an der Gesamtheit der Lohnabhängigen geht ständig zurück, der industrielle Sektor schrumpft, der Dienstleistungssektor wächst und neuen Berufsgruppen wie den DV-Fachkräften fällt eine Schlüsselrolle der betrieblichen Rationalisierung zu. Dabei handelt es sich um Veränderungen, die die Voraussetzungen der Gewerkschaften der fordistischen Periode in Frage stellen. Indem sich die Gewerkschaften nicht mehr auf die unangefochtene Führungsrolle der Industrie in der wirtschaftlichen Entwicklung, nicht mehr auf eine industrielle Massenbasis der Arbeiterschaft und schließlich auch nicht mehr auf eine kollektive Identifizierung breiter Schichten der Lohnabhängigen mit ihnen stützen können, geht ihr Einfluß auf die Betriebe zurück. Unternehmer und Management nutzen die Schwächung der Gewerkschaften, indem sie radikale Strategien technischer und arbeitsorganisatorischer Rationalisierung mit Methoden des „Human Resource Management“, Beteiligungsofferten und partizipativen Arbeitsformen kombinieren. Den Gewerkschaften ist es bisher noch nicht gelungen, hierzu effektive Gegenstrategien zu entwickeln. Die Versuche der gewerkschaftlichen Problemlösung bewegen sich vorerst zwischen dem Pol einer traditionellen verteilungs- und arbeitspolitischen Opposition einerseits und der Bejahung eines neokorporatistischen Modernisierungspaktes mit den Unternehmern andererseits. Um den inzwischen ins Stocken geratenen Bemühungen um eine Demokratisierung der Arbeit in den Betrieben neue Impulse zu geben, sind von wissenschaftlicher Seite während der letzten Jahre mehrere Vorschläge und Konzepte eingebracht worden, die sich um die Idee von Bürgerrechten und eines Bürgerstatus der Beschäftigten in den Betrieben herum gruppieren.

Gemeinsam ist diesen Vorschlägen, daß sie weder die shareholder-value-Logik eines ausschließlich auf ökonomische Rentabilität gerichteten Umgangs mit der Arbeitskraft bejahen noch in den Kategorien eines unzivilisierbaren Antagonismus von Lohnarbeit und Kapital denken. Gemeinsam ist ihnen auch, daß sie von der Herauslösung der Individuen aus traditionellen sozialen Bindungen und Wertorientierungen sowie von einer Tertiarisierung der Erwerbsarbeit und tiefgreifenden Veränderungen der Geschlechterverhältnisse ausgehen. Gemeinsam ist ihnen schließlich, daß sie die Perspektive der Arbeitsbeziehungen in einer Demokratisierung der institutionellen Strukturen und der eingefahrenen Bahnen innerbetrieblicher Machtausübung sehen, indem sie an die Stelle des bestehenden autokratischen Betriebsregimes eine Kultur des demokratischen Diskurses, der partizipativen Regelung und der konsensualen Problemlösungen setzen wollen.

Im folgenden sollen drei Ansätze einer Demokratisierung der Arbeit und Betriebe vorgestellt und auf ihre Plausibilität und Tragfähigkeit abgeklöpft werden.

Produktivkraftentwicklung und Bürgerrechte (Walther Müller-Jentsch)

Das Ziel der Überlegungen von Walther Müller-Jentsch besteht darin, die Entwicklung der Produktivkräfte mit dem Wandel des sozialen und politischen Status der abhängig Beschäftigten in Beziehung zu setzen, um aus der Analyse dieser Beziehung Schlußfolgerungen für eine demokratisierende Umgestaltung der Arbeitsverhältnisse im „Übergang zur postfordistischen Arbeitsorganisation“ ableiten zu können.⁴ Dabei bedient er sich zweier Referenztheorien, nämlich der Marxschen Theorie der Produktivkraftentwicklung zum einen und der Konzeption „industrieller Bürgerrechte“ von Thomas H. Marshall (1893-1982) zum anderen. An der Rezeption der Marxschen Produktivkraft-Theorie durch Müller-Jentsch fällt auf, daß er sie in zwei wesentlichen Punkten revidiert. *Erstens* deutet er den Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, der bei Marx eine revolutionäre Qualität enthält, dahingehend um, daß sich die Umwälzung der kapitalistischen Produktionsweise auf die Produktionstechnik, die Arbeitsorganisation und die Qualifikation der lebendigen Arbeit beschränkt. Es findet demnach eine durch die Produktivkräfte hervorgerufene Umwälzung statt, ohne daß sich jedoch die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse verändern. *Zweitens* moniert Müller-Jentsch, daß Marx einen politischen Determinismus der Produktivkräfte vertreten habe, der die Vergesellschaftung der Produktionsmittel unvermeidlich mache. Problematisch an dieser Sichtweise sei vor allem, daß Marx die institutionelle Komplexität der Produktivkräfte im modernen Kapitalismus, also die Lernfähigkeit des Managements, die komplexen Zusammenhänge zwischen Technik und Arbeitsorganisation, aber auch die Kontingenz in der historischen Dynamik der lebendigen Arbeit unterschätzt habe. Unter Einbeziehung zahlreicher empirischer Befunde und von Autoren wie Alfred North Whitehead, Georges Friedmann und Daniel Bell entwirft Müller-Jentsch eine dreiphasige Entwicklung der Produktivkräfte, die in der „dritten industriellen Revolution“ der Gegenwart kulminiert. Diese „dritte industrielle Revolution“ definiert sich vor allem durch einen veränderten, durch moderne Technologie und flexible Spezialisierung der Produktion induzierten, Umgang des Managements mit den Qualifikationen und Kompetenzen der Arbeitskräfte. Dem Strang der Produktivkraftentwicklung stellt Müller-Jentsch die Entwicklung der Bürgerrechte gegenüber. Dabei knüpft er an die von Thomas H. Marshall historisch begründete Abfolge von Hauptphasen der Bürgerrechte an.⁵ Diese Abfolge, die von einem linearen und teleologischen Denken inspiriert ist, beginnt mit der Phase der individuellen Bürgerrechte des

⁴ Vgl. im folgenden Walther Müller-Jentsch: Über Produktivkräfte und Bürgerrechte, in: Niels Beckenbach und Werner van Treeck (Hg.): Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit, Sonderband 9 der „Sozialen Welt“, Göttingen 1994, S. 643-661

⁵ Vgl. Thomas H. Marshall: Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates, Frankfurt/New York 1992 (engl. 1950)

18. Jahrhunderts. Ihr folgt bei Marshall die Erlangung der politischen Bürgerrechte, die vor allem die Er kämpfung des aktiven und passiven Wahlrechts, die Teilnahme der Staatsbürger an der Ausübung staatlicher Macht vermittelt politischer Parteien sowie die Schaffung von Organen der kommunalen Selbstverwaltung umfassen. Der entscheidende Gedanke bei Marshall besteht nun in der Annahme, daß die Erweiterung der zivilen und politischen Bürgerrechte zu sozialen und schließlich auch industriellen Bürgerrechten den Anspruch des einzelnen Bürgers auf soziale Grundsicherung und angemessene Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand garantieren. Dies wiederum kann dazu führen – und das ist die eigentliche theoretische Pointe bei Marshall –, daß soziale und industrielle Grundrechte – etwa das Recht auf gewerkschaftliche Kollektivverträge – ein ausreichendes kompensatorisches Gegengewicht zur Existenz von Klassenunterschieden und sozialer Ungleichheit bilden können. Anders ausgedrückt: Marshall akzeptiert die Unterschiede zwischen den Klassen, wenn sie in den sozialen und industriellen Bürgerrechten ein effizientes politisches Korrektiv finden.

Walther Müller-Jentsch übernimmt den Begriff der Bürgerrechte von Marshall, bezieht ihn aber nicht primär auf die Entwicklung der Sozialstruktur und die Klassengegensätze, sondern auf die Dynamik der Produktivkräfte. Darin besteht der originelle Aspekt seines Beitrags. So wie Marshall eine gesetzmäßige Entfaltung der Bürgerrechte im Verlaufe der Entstehung kapitalistischer Gesellschaftssysteme feststellte, lasse sich auch – so Müller-Jentsch – eine Abfolge von Produktivkraft-Revolutionen beobachten, die ihrerseits den sozialen Status und die beruflichen Kompetenzen der Arbeitskräfte im Produktionsprozeß tiefgreifend verändert haben. Damit versucht Müller-Jentsch, die bisher im sozialwissenschaftlichen Denken vorhandene Lücke zwischen „Zivilgesellschaft“ und „Produktionssystem“⁶ zu schließen. Die sich gegenwärtig vollziehende „dritte industrielle Revolution“, geprägt durch „flexible Spezialisierung“ (Piore/Sabel), diversifizierte Qualitätsproduktion und „neue Produktionskonzepte“ (Kern/Schumann) hätten einen Beschäftigtentypus hervorgebracht, der sich durch hohe Ansprüche an die Arbeitsinhalte und betriebliche Arbeitskultur auszeichne. Damit entstehe in den Unternehmen und Betrieben selbst ein Demokratisierungspotential, das sowohl eine Anerkennung des „Arbeitsbürgers im demokratischen Betrieb“ als auch die eines „demokratischen Staatsbürgers im privatwirtschaftlichen Unternehmen“⁷ erfordere.

Das Konzept von Müller-Jentsch trägt zur argumentativen Stärkung der Forderung nach Demokratisierung der Arbeitsbeziehungen bei, indem es die Entwicklung der Produktivkräfte politisiert und die Ausdehnung „industrieller Rechte“ auf die Betriebe aus der Logik und Funktionsweise moderner Technologie und eines ihr entsprechenden Arbeitskräfteeinsatzes ableitet. Die Forderung nach Demokratisierung der Arbeit bleibt so nicht auf normative Be-

⁶ Walther Müller-Jentsch: Über Produktivkräfte ..., a.a.O., S. 643

⁷ Ebd., S. 659

gründungen externer Akteure in der Sphäre der politischen Öffentlichkeit beschränkt, sondern kann sich auf die durch die Produktivkräfte selbst geschaffenen innerbetrieblichen Ressourcen demokratischen Handelns stützen. Das Problem bei Müller-Jentsch liegt weniger in der Plausibilität dieser Überlegungen als in einigen ihrer Implikationen, die er aber nicht thematisiert. Er stellt nämlich nicht die Frage, warum trotz der enormen technologischen Modernisierungs- und Rationalisierungsschübe von einer Demokratie der Arbeit und der Betriebe bis heute auch nicht entfernt die Rede sein kann. Die tatsächlich vorhandenen Möglichkeiten der betrieblichen Interessenvertretung und Mitbestimmung in deutschen Unternehmen sind historisch pfadabhängig und nicht das Ergebnis der Logik moderner Technologie und Arbeitsorganisation. Es waren die spezifischen politischen Kräfteverhältnisse in (West-)Deutschland nach der Niederlage des Nationalsozialismus, die das „duale System“ der industriellen Beziehungen ermöglichten.

Eine Argumentation, die die Forderung nach Demokratisierung der Betriebe auf die Produktivkraftentwicklung stützt, muß also gleichzeitig mitreflektieren, warum trotz der „dritten industriellen Revolution“, trotz des gestiegenen Qualifikationsniveaus der Beschäftigten und trotz gewandelter Managementstrategien der Prozeß einer Demokratisierung der Betriebe über den Stand der fünfziger Jahre nicht wesentlich hinausgekommen ist und noch immer an den Toren der Betriebe endet. Diese Frage läßt sich aber nur beantworten, wenn man die strukturellen Zusammenhänge zwischen Eigentumsverfassung, Verfügungsrechten und Definitionsmacht in den Unternehmen und Betrieben nicht aus den Augen verliert. Wenn die Betriebe noch immer ein weitgehend demokratiefreier Raum sind, dann hat das seine Ursachen im wesentlichen in der Tatsache, daß sich die betrieblichen Macht- und Eigentumsverhältnisse gegenüber den partizipativen und kommunikativen Tendenzen des modernen Arbeitsprozesses weitgehend intransigent verhalten. Daraus folgt zunächst einmal die ernüchternde und keineswegs originelle Erkenntnis, daß der Prozeß einer Demokratisierung der Arbeit nicht im Selbstlauf aus einem diskursiven Charakter moderner Unternehmenskultur hervorgeht, sein Ausbleiben also nur einem Defizit an Diskurschancen geschuldet wäre. Es müßte also danach gefragt werden, wie der Widerspruch zwischen der durch den Stand der Produktivkräfte gerechtfertigten Forderung nach einem demokratischen Status der Lohnabhängigen einerseits und dem Faktum eines ungebrochenen Machtmonopols der privaten Unternehmenseigner und ihrer managerialen Funktionsebenen andererseits zumindest theoretisch gelöst werden kann.

„Arbeit 2000“

Einen Versuch zur Lösung eben dieses Widerspruchs haben in praktischer Absicht die Autoren der Studie „Arbeit 2000“ unternommen.⁸ Sie plädieren

⁸ Vgl. im folgenden Hildegard Matthies, Ulrich Mückenberger, Claus Offe, Edgar Peters, Sibylle Raasch: Arbeit 2000. Anforderungen an eine Neugestaltung der Arbeitswelt. Eine Studie der Hans-Böckler-Stiftung, Reinbek bei Hamburg 1994

für eine individualrechtliche Verankerung von Bürgerstatus und Bürgerrechten im Betrieb, indem sie sich ebenso von einer traditionellen, auf kollektive Rechte zentrierten gewerkschaftlichen Interessenpolitik wie von der Position eines radikalen betrieblichen Neoliberalismus distanzieren. Im Unterschied zu Müller-Jentsch betonen die Autoren den auf persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen („personenrechtliches Gemeinschaftsverhältnis“) und einem einseitigen Direktionsrecht der Unternehmer beruhenden Herrschaftscharakter der betrieblichen Arbeitsbeziehungen. Daß das „personenrechtliche Gemeinschaftsverhältnis“ und das einseitige Direktions- und Weisungsrecht antiquiert sind, leiten die Autoren aus einer Bestandsaufnahme von Modernisierungsprozessen ab, die vor allem als Individualisierung der sozialen Beziehungen, Pluralisierung der Lebensstile, Flexibilisierung der Arbeit und in der Erosion traditioneller Geschlechterrollen zum Ausdruck kommen. Der Auflösung des herkömmlichen „Normalarbeitsverhältnisses“ kommt dabei eine maßgebliche Funktion zu. Zutreffend stellen die Autoren fest, daß die betriebliche Sozialordnung in einem krassen Mißverhältnis zu den in modernen Gesellschaften heute artikulierten Ansprüchen auf Autonomie und Selbstbestimmung steht. Die Betriebe befänden sich noch immer auf einem „vordemokratischen Niveau“.⁹ Dem Status quo stellen die Autoren ein normatives Konzept gegenüber, das die betrieblichen Arbeitsbeziehungen als „komplexe Austausch- und Diskursbeziehung“ versteht. Im Zentrum dieses Konzepts wird ein Bürgerstatus der abhängig Beschäftigten verortet, der rechtlich garantierte, also einklagbare und sanktionierbare Ansprüche der Beschäftigten auf Arbeitsverweigerung (in Fällen extremer Gefährdungen und Restriktionen), Sozialverträglichkeit der Produktion, Beanstandungsrechte, Kompatibilität von Erwerbs- und Familienarbeit, Beseitigung geschlechtsspezifischer Diskriminierungen und umfassende Gestaltungs- und Partizipationsmöglichkeiten usw. beinhaltet.

Da die Autoren wissen, daß der Realisierung des Bürgerstatus durch das einseitige Direktionsrecht der Unternehmenseigner enge Grenzen gezogen sind, richten sie ihre Aufmerksamkeit besonders auf dieses Problem. Während das bisher gültige Direktionsrecht trotz einiger Modifikationen auf einer „individualrechtlichen, einseitigen und nicht begründungsbedürftigem Machtbefugnis“¹⁰ der Unternehmer beruht, soll es zukünftig einer „Diskurspflicht“ unterworfen werden. Allerdings soll diese Diskurspflicht weder prozedural noch substantiell in die Weisungen der Betriebsleitungen und Geschäftsführungen eingreifen. Es geht also zunächst einmal lediglich darum, die Unternehmer überhaupt dazu zu verpflichten, Entscheidungen offenzulegen, zu begründen und eine kommunikative Ermittlung ihrer sachlichen Berechtigung zuzulassen.

Die Autoren erkennen selbst, daß ihre Option für diskursive Rechte einen defensiven Charakter trägt und keine Erzwingung bestimmter inhaltlicher Ent-

⁹ Ebd., S. 49

¹⁰ Ebd., S. 267

scheidungen, sondern nur deren betriebsöffentliche Thematisierung ermöglicht. Hiermit berühren sie natürlich den harten Kern des Eigentumsproblems. Daß diskursive Rechte und Kommunikation spezifische materielle Entscheidungen nicht erzwingen können, hängt ihrer Meinung nach damit zusammen, daß dann auch die abhängig Beschäftigten die mit dem Kapitaleinsatz verbundenen Risiken mittragen müßten, eine „Neuverteilung des mit Kapitaleinsatz verbundenen Risikos“¹¹ also unumgänglich wäre.

Diese Konsequenz ist aber keineswegs einleuchtend, weil die Beschäftigten selbst dann, wenn sie bestimmte materielle Entscheidungen erzwingen könnten (etwa die Entscheidung darüber, daß ökologisch schädliche Produkte nicht hergestellt werden dürfen oder bestimmte Investitionen an Beschäftigungsgarantien geknüpft werden müssen), noch nicht zu kollektiven Eigentümern ihrer Betriebe werden, also weiterhin im Status der Lohnabhängigkeit verbleiben und mithin auch nicht für die Risiken des Kapitaleinsatzes haftbar gemacht werden können.

Neben der Ergänzung des Direktionsrechts durch Begründungspflicht umfaßt der Bürgerstatus neben den schon genannten Rechten konkrete Partizipationsrechte hinsichtlich der Leistungsbewertung, der beruflichen Qualifizierung, der Beziehungen zwischen Belegschaften und Management, der Gestaltung des Arbeitszeitregimes und der Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit, soweit sie in die Zuständigkeit der Betriebe fällt.

Da die Studie „Arbeit 2000“ von der Individualisierung der Arbeit als der entscheidenden Grundlage für eine Demokratisierung der Arbeit ausgeht, werden die Partizipationsrechte auch als Ausdruck individueller Wahlfreiheit und Optionalität gedacht. Die Wirklichung des Bürgerstatus wird also mit der Zielvorstellung einer möglichst weitgehenden persönlichen Selbstbestimmung verknüpft. Dennoch wenden sich die Autoren nicht gegen die Notwendigkeit des Fortbestehens kollektiver Rechte, auch wenn sie selbst einschränkend von einer „Krise des Kollektivrechts“¹² sprechen. Sie betrachten Individual- und Kollektivrechte nicht als Alternative oder gar als Gegensatz, sondern legitimieren ihre Vorstellung einer individuell bezogenen Demokratisierung mit dem offensichtlichen Zurückbleiben kollektiver Rechte hinter den gegenwärtigen Tendenzen der sozialen Differenzierung und Individualisierung.

Versucht man den Ertrag der Studie „Arbeit 2000“ zu bilanzieren und die Stichhaltigkeit des von den Autoren vorgetragenen Plädoyers für eine Demokratisierung der Arbeit zu prüfen, so stößt man auf ein prinzipielles Problem, nämlich das der praktischen Durchsetzung der Bürgerrechte im Betrieb. Wer könnten die Akteure einer solchen Durchsetzung sein? Entspricht der normative Ansatz der Studie den Arbeits- und Sozialerfahrungen abhängig Beschäftigter am Arbeitsplatz? Bedarf die rechtliche Absicherung diskursiver Rechte außerdiskursiver Machtmittel oder ist die Implementierung dieser Rechte

¹¹ Ebd., S. 285

¹² Ebd., S. 419

selbst schon als diskursiver Prozeß vorstellbar?

Auch wenn der normative Ansatz der Autoren die Beantwortung dieser Fragen nicht vorsieht, zwingt sie sich durch die Sache selbst auf. Zwar ist es ganz richtig, wenn die Studie von jenen vielschichtigen Umbrüchen sozialer Strukturen und Beziehungen ausgeht, die sich als Individualisierung, Flexibilisierung und Deregulierung der Arbeitsverhältnisse auf der betrieblichen Ebene niederschlagen, aber daraus folgt keineswegs zwingend, daß diese Umbrüche auch entsprechende handlungswirksame und handlungsleitende Demokratieoptionen der individuellen betrieblichen Akteure auslösen.

Die Studie „Arbeit 2000“ spiegelt somit eine paradoxe Situation wider: Die kollektiven Rechte entsprechen zwar nur noch bedingt der Individualisierung und Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse und Betriebsabläufe, aber sie bilden trotzdem noch immer eine Grundlage interessenpolitischen Handelns der abhängig Beschäftigten. Dagegen trägt das individualistische Konzept von „Arbeit 2000“ zwar den faktischen Erscheinungen von Individualisierung Rechnung, kann sich aber nicht darauf berufen, daß betriebliche Individualisierungserfahrungen Prozesse konkreter Politisierung anstoßen. Es läßt sich nämlich kaum bestreiten, daß Individualisierung zumindest bisher kein relevantes Motiv für eine auf Demokratisierung gerichtete Handlungsbereitschaft bildet. Das hängt damit zusammen, daß Individualisierung für sich genommen nicht ausreicht, ein Bedürfnis nach Demokratie zu wecken. Demokratisierung setzt immer wesentlich die Beziehung zu anderen Akteuren und damit Prozesse der Vergemeinschaftung, der Solidarität und Relativierung des Individuellen voraus. Insofern sind Prozesse von Demokratisierung – und das gilt für die öffentliche politische Sphäre ebenso wie für die Betriebe – immer auch an Momente von Kollektivität gebunden. Deshalb scheinen die gegenwärtig zu beobachtenden Formen individueller Selbstreferenz in der Ausübung der beruflichen Tätigkeit eher ein individualistisches Sozialverhalten, Privatismus und persönlichen Utilitarismus als eine für Initiativen der Demokratisierung günstige Disposition zu schaffen.

Die gegenwärtig ablaufenden Prozesse des individualisierenden Formwandels der Ware Arbeitskraft, der in Begriffen wie „Intrapreneur“ (das bedeutet etwa „Unternehmer im Unternehmen“) oder „Arbeitskraftunternehmer“ seinen Ausdruck findet, laufen in eine dem Gedanken eines demokratischen Bürgerstatus im Betrieb entgegengesetzte Richtung. Nicht Bedürfnisse nach Diskurs und Partizipation im und am Arbeitsprozeß lassen sich nämlich als Folge der Individualisierung feststellen, sondern eher das direkte Gegenteil; denn Individualisierung der Arbeit zeigt sich in erster Linie als Bereitschaft zur „inneren Selbstregulierung“ der Arbeitskraft. An die Stelle offenkundiger, unmittelbar erfahrbarer betrieblicher Herrschaft tritt die Verlagerung fremdgesetzter Zwänge auf einen „Selbstzwang“ (Norbert Elias) der Beschäftigten. Der Zwang zur unbezahlten Mehrarbeit bleibt strukturell unverändert, aber seine konkreten Formen unterliegen einer Modernisierung, die sich gerade hochqualifizierten Arbeitskräften als Zuwachs an persönlicher Arbeitsautonomie

darstellt, obwohl es sich in Wirklichkeit um eine auf Effektivierung der Kapitalverwertung gerichtete Pseudo-Autonomie handelt, die erhöhten Verschleiß der Arbeitskraft und psychosoziale Destabilisierung der Persönlichkeit hervorruft.¹³ Dieser kapitalistische Formwandel der Arbeitskraft nimmt gelegentlich groteske Züge an – so etwa dann, wenn Betriebsräte Kollegen auffordern, ihren PC abzuschalten, weil sie die tarifliche Arbeitszeit überschreiten, diese Kollegen aber unter Berufung auf ihre persönliche Entscheidungsfreiheit weiterarbeiten wollen.

Es kommt also zu der paradoxen Situation, daß die zu Schützenden vor sich selbst geschützt werden müssen.

Indem die Autoren von „Arbeit 2000“ Individualisierung und Demokratisierung normativ gleichsetzen, gehen sie an der soziologisch erkennbaren Ambivalenz und den Risiken von Individualisierung und der Zunahme exzessiver Selbstinszenierung, Ellenbogenmentalität und Entsolidarisierung vorbei. Die der Individualisierung normativ-rechtlich eingeschriebene Logik garantiert noch keinen empirischen Zuwachs an Demokratisierungspotential. Das ist übrigens ein wichtiger Grund dafür, warum auch heute noch eine Politisierung der Interessen der abhängig Beschäftigten hinsichtlich der Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen und ihres betrieblichen Status weitaus eher von kollektiven Erfahrungen hervorgerufen wird als von Rechtsansprüchen, die aus dem Geltendmachen des Bedürfnisses nach individueller Selbstbestimmung resultieren.

Diskurs als Weg zu innerbetrieblicher Demokratie? (Hildegard Matthies)

Welche konkreten Voraussetzungen erfüllt werden müssen, um in den Betrieben eine Arbeitskultur des Diskurses zu entwickeln, versucht Hildegard Matthies, die selbst zur Autorengemeinschaft der Studie „Arbeit 2000“ gehörte, in ihrer Untersuchung „Diskurs im Betrieb“ darzustellen.¹⁴ Es handelt sich bei dieser Untersuchung sowohl um eine umfangreiche theoretische Reflexion der Diskursproblematik als auch um eine empirische Fallstudie, durchgeführt in einem mittelständischen Betrieb für den Versandhandel von technischen Spezialprodukten und einem Produktionsbetrieb der Metall- und Elektroindustrie.

Matthies geht von der Diskurstheorie von Jürgen Habermas¹⁵ aus und thematisiert danach das Konsensproblem in der Organisationstheorie, indem sie un-

¹³ Vgl. hierzu anschaulich Wilfried Glißmann: Die neue Selbständigkeit in der Arbeit. Maßlosigkeit und Ökonomisierung der „Ressource Ich“ in Jürgen Peters (Hg.): Dienstleistungsarbeit in der Industrie. Ein gewerkschaftliches Gestaltungsfeld, Hamburg 2000, S. 50-80

¹⁴ Hildegard Matthies: Diskurs im Betrieb. Möglichkeiten und Grenzen einer konsensorientierten Gestaltung des Arbeitsverhältnisses, Opladen 1999

¹⁵ Vgl. Jürgen Habermas: Erläuterungen zur Diskursethik, Frankfurt am Main 1991; ders.: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt am Main 1992

verschiedliche Ansätze kritisch Revue passieren läßt, um sich schließlich methodisch vor allem an der Strukturierungstheorie von Anthony Giddens¹⁶ zu orientieren. Dabei setzt Matthies allgemein voraus, daß soziale Organisationen nicht nur mit den „Anreiz- und Sanktionsmedien Macht und Geld“ erfolgreich gesteuert werden können, sondern stets auch gemeinsam geteilter Werte und symbolischer Ordnungen bedürfen, um die sich ihnen stellenden Aufgaben zu bewältigen. Aus den theoretischen und methodischen Prämissen resultiert ein Forschungsdesign, dem die Annahme zugrunde liegt, daß Betriebe „doppelt konstituiert“ sind, d.h. sie werden sowohl durch das sinnhafte Handeln von Akteuren hervorgebracht als auch als gegebene Strukturen vorgefunden, auf das sich das Handeln der Akteure beziehen muß.

Die empirischen Fallstudien in zwei Betrieben, die sich ihrer Tätigkeit und Firmenphilosophie nach unterscheiden, aber beide eine nicht ausschließlich vertikale Leitungsstruktur aufweisen, führen zu desillusionierenden Ergebnissen. Heraus kommt nämlich, daß Diskurs und Partizipation in den Betrieben nicht nur nicht auf dem Vormarsch sind, wie häufig von der einschlägigen Managementliteratur suggeriert wird, sondern daß sie im Gegenteil durch vielfältige strukturelle und subjektive Barrieren und Widerstände konterkariert werden. Zwar differieren die beiden Unternehmen erheblich, was die konkreten partizipativen und eigenverantwortlichen Handlungsspielräume am Arbeitsplatz betrifft, aber insgesamt sieht sich Matthies zu folgendem Resümee veranlaßt: „Die Fallbeispiele zeigen außerdem, daß das Diskursprinzip in Unternehmen auf erhebliche Hindernisse stößt. Diese Barrieren variieren zwischen beiden Betrieben zwar hinsichtlich ihres Ausmaßes, doch in ihren wesentlichen Merkmalen – das betrifft vor allem die Kategorien Macht, Vertrauen und kommunikative Kompetenz – unterscheiden sie sich nicht. Insofern ist davon auszugehen, daß sie auch in anderen Unternehmen anzutreffen sind.“¹⁷

Während im Fall A trotz der von der Geschäftsleitung propagierten partnerschaftlichen Personalführung tatsächlich low-trust-Beziehungen dominieren, die sich in einer von „Mißtrauen und Angst vor Sanktionen geprägten Kommunikationskultur“ niederschlagen, handelt es sich bei Fall B um einen diskursfreundlicheren, kommunikationsoffeneren und auf Pflege des "Humankapitals" bedachten Betrieb. Gleichwohl wird auch hier die beteiligungsorientierte Kommunikationspraxis durch das „Organisationsprinzip der gelenkten Autonomie“ und eine strukturelle, in der Institution des Privateigentums verankerte Asymmetrie der Macht überformt. Zwischen den hochgeschraubten, an der Diskursethik und Universalpragmatik von Habermas orientierten Erwartungen, mit denen Hildegard Matthies ihre Untersuchung begann, und den empirischen shop-floor-Realitäten besteht also ein krasses Gefälle. Es ehrt die Verfasserin und ihre wissenschaftliche Redlichkeit, dieses Gefälle und die mit

¹⁶ Anthony Giddens: Die Konstitution der Gesellschaft, Frankfurt/New York 1988

¹⁷ Hildegard Matthies: Diskurs im Betrieb ..., a.a.O., S. 251

ihm zusammenhängenden Widersprüche nicht zu beschönigen, sondern unumwunden einzugestehen.¹⁸

Nichtsdestoweniger gelingt es ihr – und darin liegt der eigentliche Erkenntniswert ihrer Untersuchung –, sehr differenziert herauszuarbeiten, daß Einschränkungen von Diskursmöglichkeiten im Betrieb notwendig kontraproduktive Konsequenzen nach sich ziehen, die auch auf die Realisierung der ökonomischen Unternehmensziele zurückschlagen. Indem die Beschäftigten ihrerseits „Grauzonen“ eines latenten Widerstandes bilden, in die „innere Emigration“ (Horst Kern) gehen und nur „verzerrte Loyalität“ (Albert O. Hirschman) gegenüber den Geschäftsleitungen üben, enthalten sie den Unternehmen Informationen und Produktivitätsressourcen vor, derer jene unter den Bedingungen dynamischer Märkte dringend bedürfen. Da das Management, wie Matthies betont, seinerseits Angst vor Diskursrisiken habe, kommt eine „eigentlich demokratiefreundliche Entwicklung im Unternehmen nicht wirklich zum Zuge“.¹⁹

Die ernüchternden Ergebnisse der Fallstudien veranlassen Hildegard Matthies am Ende ihrer gesamten Untersuchung noch einmal, die in „Arbeit 2000“ ausgebreitete Forderung nach rechtlicher Institutionalisierung von betrieblichen Bürgerrechten und Diskursmöglichkeiten aufzugreifen und die Frage nach der Wirksamkeit normativen Rechtsdenkens im Lichte ihrer eigenen empirischen Ergebnisse neu zu beantworten. Diese Antwort läßt an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig: „So muß als das zentrale Problem betrieblicher Diskurse bilanziert werden, daß die betrieblichen Kommunikationsbedingungen ... der notwendigen Souveränität und Zwanglosigkeit entbehren, weil die faktischen Machtverhältnisse, sei es in Gestalt autoritativer Macht oder in entpersonalisierter Form wie der Semantik des Marktes oder des Kostendrucks, sich gegenüber dem rationalen Argument vielfach als durchsetzungstärker erweisen.“²⁰

Trotz dieser unmißverständlichen Bestätigung der durch das kapitalistische Privateigentum konstituierten asymmetrischen Machtverhältnisse im Betrieb, hält Matthies eine rechtliche Kodifizierung und Einklagbarkeit von Diskurs- und Partizipationsrechten für ein denkbare Mittel, um Diskursdefizite wenigstens ein Stück weit auszugleichen.

Hier allerdings stößt ihre Argumentation auf dieselbe Schwierigkeit wie schon die Studie „Arbeit 2000“, nämlich auf das Problem der praktischen Durchsetzung rechtsförmiger Diskursgarantien. Würde eine Regelung am grünen Tisch parlamentarischer Entscheidungen ausreichen, selbst wenn eine arithmetische Mehrheit zustandekäme, um die Forderung nach einem demokratischen Bürgerstatus im Betrieb mit Leben zu erfüllen? Findet diese Forderung überhaupt ein spürbares Echo in den Belegschaften oder ist sie nur ein gutgemeintes, aber realitätsfernes intellektuelles Konstrukt? Entspricht sie den konkreten Erfahrungen

¹⁸ Ebd., S. 251

¹⁹ Ebd., S. 258

²⁰ Ebd., S. 267/268

und Optionen am Arbeitsplatz? Und sind die Belegschaften oder relevante Gruppen der abhängig Beschäftigten bereit, praktisch für die Durchsetzung und Respektierung von Bürger- und Diskursrechten im Betrieb einzustehen?

Fazit und Perspektiven

Ehe diese Fragen wenigstens ansatzweise beantwortet werden können, empfiehlt es sich, den bisherigen Stand tatsächlich vorhandener betrieblicher Diskurs- und Partizipationschancen einzuschätzen. Wie läßt sich die gegenwärtige Situation zusammenfassend beschreiben?

Die Topoi „Bürgerstatus“, „Bürgerrechte“ und „Diskurs“ sind durch die betrieblichen Realitäten nicht abgedeckt. Zwischen der normativ aufgeladenen Erwartungshaltung, die mit diesen Topoi im allgemeinen assoziiert wird, und den faktischen betrieblichen Verhältnissen besteht ein eklatanter Gegensatz. Umfang und Qualität dessen, was in der Literatur und in den Medien unter Begriffen wie Partizipation, Diskurs, Kommunikation, Mitarbeiterbeteiligung und Vertrauenskultur firmiert, schrumpft bei vorurteilsloser Betrachtung auf meist sehr bescheidene, engmaschige, jederzeit gefährdete und oft praktisch gar nicht wahrgenommene Spielräume der Arbeitstätigkeit zusammen. Diese minimalen Spielräume für die Beschäftigten dürfen zwar nicht unterschätzt werden, aber von dem, was die oben genannten Begriffe zu versprechen scheinen, sind sie um Welten entfernt. Selbst da, wo begrenzte Möglichkeiten der Eigenverantwortung und Beteiligung bestehen, sind sie in der Regel den funktionalen Imperativen der privatwirtschaftlichen Rentabilitätslogik untergeordnet. Das gilt beispielsweise für die überwältigende Mehrzahl der in den Betrieben installierten Qualitätszirkel und Werkstattformen, aber auch für das breite Spektrum industrieller Gruppenarbeit. In der kritischen sozialwissenschaftlichen Arbeitsforschung wird immer häufiger darauf hingewiesen, daß die bisher eingeführten Ansätze von Gruppenarbeit dem wachsenden Druck einer Retaylorisierung²¹ und dem Roll-back einer rigorosen unternehmerischen Shareholder-Value-Praxis²² ausgesetzt sind. Empirisch konstatiert Detlef Gerst die Rückbildung von „selbstorganisierter Gruppenarbeit“ zu „standardisierter Gruppenarbeit“,²³ die von anderen Autoren wie Paul Adler sogar mit der paradoxen Formel eines „demokratischen Taylorismus“²⁴ belegt wird. Wenn es dennoch Beispiele von Gruppenarbeit und partizipativen Ar-

²¹ Vgl. Roland Springer: Rückkehr zum Taylorismus? Arbeitspolitik in der Automobilindustrie am Scheideweg, Frankfurt/New York 1999

²² Vgl. Michael Schumann: Frißt die Shareholder Value-Ökonomie die Modernisierung der Arbeit?, in: Hartmut Hirsch-Kreinsen, Harald Wolf (Hg.): Arbeit, Gesellschaft, Kritik. Orientierungen wider den Zeitgeist, Berlin 1998

²³ Detlef Gerst: Das Ende der selbstorganisierten Gruppenarbeit? Arbeitsgestaltung in der standardisierten Montage, in: SOFI-Mitteilungen, Nr. 27/1999, S. 49-58

²⁴ Paul Adler: „Democratic Taylorism: The Toyota Production System at NUMMI“, in: S. Babson (Hg.): Lean Work. Empowerment and Exploitation in the Global Auto Industry, Detroit 1995, S. 207-219

beitsformen gibt, die mit zwar bescheidenen, aber unbestreitbaren Vorteilen für die Beschäftigten, verglichen mit dem Status quo ante ihrer Arbeitsbedingungen, verbunden sind, dann handelt es sich ganz überwiegend um Ergebnisse, die ohne den aktiven Anteil der Gewerkschaften und betrieblichen Interessenvertretungen, also gerade von Institutionen mit einem kollektiven Interessenprofil, gar nicht zustande gekommen wären.²⁵ Darauf verweisen auch Untersuchungen von Hermann Kotthoff, der die Thematik betrieblicher Bürgerrechte in einen engen Zusammenhang mit der Effizienz betriebsrätlichen Handelns stellt.²⁶

Obwohl nach den bisherigen Überlegungen eine zurückhaltende und realistische Bewertung von Konzepten des betrieblichen Bürgerstatus und betrieblicher Diskurskultur angesagt ist, zumal wenn sie als Königsweg zur „Demokratisierung der Arbeit“ präsentiert werden, verdienen praktische Bemühungen um partizipative Arbeitsformen, „flache Hierarchie“, Delegation von Verantwortung und mehr Selbständigkeit am Arbeitsplatz keine Geringschätzung. Problematisch im Kontext der Diskussion um Bürgerstatus und Bürgerrechte im Betrieb sind deshalb weniger die einzelnen Vorschläge und Themen, sondern ihre individualisierungstheoretische Begründung und ihre Hypostasierung zu einer Strategie der Demokratisierung der Arbeit. Was den zuerst genannten problematischen Aspekt angeht, so weisen alle Erfahrungen darauf hin, daß individuelle Rechte nur in Verbindung mit der Erweiterung kollektiver Rechte Aussicht auf Erfolg haben, Gewerkschaften und Betriebsräte also unverzichtbare Akteure auch in der Auseinandersetzung um individuelle Belange am Arbeitsplatz bleiben.²⁷ Was den zweiten Aspekt betrifft, so sollte man den Begriff der Demokratie nicht inflationär entwerten, indem jedes selbstverständliche Detail partizipativer Arbeitsformen und jede minimale Korrektur autoritärer Leitungsmethoden und Herrschaftspraxen schon als grandioser Beweis für eine Demokratisierung der Arbeit gefeiert werden.

²⁵ Vgl. Leo Kißler/Ralph Greifenstein/Klaus W. West (Hg.): Erneuerung der Mitbestimmung durch demokratische Partizipation. Das Szenario 21 und seine Bedeutung für die Mitbestimmung in Deutschland, Marburg 1997

²⁶ Vgl. Hermann Kotthoff: Betriebsräte und Bürgerstatus. Wandel und Kontinuität betrieblicher Mitbestimmung, München und Mering 1994

²⁷ Vgl. Klaus Dörre: Betriebsräte im Reorganisationsprozeß. Über partizipative Managementkonzepte zu „neuen industriellen Beziehungen“ im Betrieb? In: Reinhard Bahn Müller/Rainer Salm (Hg.): Intelligenter, nicht härter arbeiten? Gruppenarbeit und betriebliche Gestaltungs-politik, Hamburg 1996, S. 153-171

Über die Automatisierung der Produktion*

Viele – darunter auch etliche linke Sozialwissenschaftler – meinen, daß die Automatisierung der Produktion langfristig eine kontinuierliche Abnahme und schließlich ein Verschwinden der beschäftigten lebendigen Arbeit und daher auch der unter das Kapital subsumierten Lohnarbeiter¹ sowie des Volumens des Mehrwerts und des Profits zur Folge haben wird und daß wir dann nicht abrupt und gewalttätig durch Revolution, sondern allmählich und friedlich durch technischen Fortschritt zum *regnum gratiae* des Sozialismus und des Kommunismus übergehen werden. Dies genau meint auch Adam Schaff in seinem in „Z“ publizierten Artikel „Was gibt uns heute der Marxismus“.²

Was ist aber Automatisierung der Produktion? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir vorher ein ökonomisches Produktionssystem darstellen, in dem einige oder alle Produktionsprozesse automatisiert sein können. Es sei nun ein Produktionssystem³ gegeben mit drei Produktionsprozessen, den Produktionsprozessen 1, 2 und 3.⁴ Der Produktionsprozeß 1 produziert die Menge X_1 der Ware 1, der Produktionsprozeß 2 produziert die Menge X_2 der Ware 2 und der Produktionsprozeß 3 produziert die Menge X_3 der Ware 3. Im Produktionsprozeß 1 werden zur Produktion einer Mengeneinheit der Ware 1 durchschnittlich λ_1 Mengeneinheiten lebendiger Arbeit angewandt. Im Produktionsprozeß 2 werden zur Produktion einer Mengeneinheit der Ware 2 durchschnittlich λ_2 Mengeneinheiten lebendiger Arbeit angewandt. Und im Produktionsprozeß 3 werden zur Produktion einer Mengeneinheit der Ware 3 durchschnittlich λ_3 Mengeneinheiten lebendiger Arbeit angewandt. Folglich wendet der Produktionsprozeß 1 bei der Produktion der X_1 Mengeneinheiten der Ware 1, die er produziert, $\lambda_1 X_1$ Mengeneinheiten lebendiger Arbeit an. Der Produktionsprozeß 2 wendet bei der Produktion der X_2 Mengeneinheiten der Ware 2, die er produziert, $\lambda_2 X_2$ Mengeneinheiten lebendiger Arbeit an. Und schließlich wendet der Produktionsprozeß 3 bei der Produktion der X_3 Mengeneinheiten der Ware 3, die er produziert, $\lambda_3 X_3$ Mengeneinheiten leben-

* Für eine detaillierte analytische Behandlung des Themas siehe Georg Stamatīs, über die langfristigen Folgen einer möglichen Automatisierung der Produktion auf die Beschäftigung, den Mehrwert und den Profit, *Diskussionsbeiträge der Panteio Universität in Athen*, Athen 2000.

¹ So definiert Marx im Prinzip das Proletariat.

² Adam Schaff, Was gibt uns heute der Marxismus, Z. Nr. 25 (März 1996), S. 97-109.

³ Einfachheitshalber lassen wir die ökonomischen Beziehungen der gegebenen Ökonomie zu anderen Ökonomien außer Acht. Aus dem gleichen Grund setzen wir voraus, daß die insgesamt angewandte Arbeit unter das Kapital subsumiert ist. Wir lassen also außer Acht sowohl die Arbeiter, die keine Lohnarbeiter sind (sog. Selbstbeschäftigte etc.), als auch die Lohnarbeiter, die nicht unter das Kapital subsumiert sind (Staatsdiener, Hausgehilfen etc.).

⁴ Um die Sache zu vereinfachen, setzen wir voraus, daß nur drei und nicht $n, n > 1$, Produktionsprozesse existieren.

diger Arbeit an. So wenden alle drei Produktionsprozesse, d.h. die Ökonomie insgesamt, die Menge lebendiger Arbeit L an, so daß

$$L = \lambda_1 X_1 + \lambda_2 X_2 + \lambda_3 X_3.$$

Die Gesamtbeschäftigung der Ökonomie ist also gleich L Stunden.

Um zu produzieren, was er produziert, wendet aber jeder der drei Produktionsprozesse außer der lebendigen Arbeit auch bestimmte Mengen der Waren 1, 2 und 3 als Produktionsmittel an, von denen dabei ein Teil verbraucht wird. Diesen Teil nennen wir verbrauchte Produktionsmittel.

Wir setzen voraus, daß es wenigstens eine Ware gibt, die als angewandtes und verbrauchtes Produktionsmittel direkt oder indirekt in die Produktion aller Waren einschließlich ihrer eigenen Produktion eingeht. Waren, die direkt oder indirekt in die Produktion aller Waren eingehen, werden Basiswaren genannt. Waren, die weder direkt noch indirekt in die Produktion aller Waren eingehen, werden Nichtbasiswaren genannt.

Wir setzen voraus, daß wenigstens eine der drei produzierten Waren eine Basisware ist⁵, und einfachheitshalber, daß nur die Ware 3 eine Basisware ist.

Wir setzen desweiteren zunächst voraus, daß, wie es bis heute der Fall ist, keine der Mengen lebendiger Arbeit λ_1 , λ_2 und λ_3 , die entsprechend zur Produktion einer Mengeneinheit der Ware 1, einer Mengeneinheit der Ware 2 und einer Mengeneinheit der Ware 3 durchschnittlich erforderlich ist, gleich Null ist, sondern daß jede von ihnen positiv ist, d.h. daß $\lambda_1 > 0$, $\lambda_2 > 0$ und $\lambda_3 > 0$.

Die Warenmengen X_1 , X_2 und X_3 , welche von den drei Produktionsprozessen der Ökonomie produziert werden, stellen zusammengenommen das Bruttoprodukt der Ökonomie dar. Nehmen wir nun ferner an, daß die von allen drei Produktionsprozessen, d.h. die von der Ökonomie insgesamt, verbrauchten Produktionsmittel aus M_1 Mengeneinheiten der Ware 1 und M_2 Mengeneinheiten der Ware 2 und M_3 Mengeneinheiten der Ware 3 bestehen, wobei die Größen M_1 und M_2 positiv oder gleich Null sein können, während die Größe M_3 notwendigerweise positiv ist, weil annahmegemäß die Waren 1 und 2 Nichtbasiswaren sind, während die Ware 3 eine Basisware ist.

Folglich besteht das Nettoprodukt der Ökonomie aus $(X_1 - M_1)$ Mengeneinheiten der Ware 1 und aus $(X_2 - M_2)$ Mengeneinheiten der Ware 2 und aus $(X_3 - M_3)$ Mengeneinheiten der Ware 3.

Wir setzen voraus, daß die Ökonomie lebensfähig ist, d.h. daß sie ein Nettoprodukt produziert, welches wenigstens eine der drei produzierten Waren in

⁵ Es ist unmöglich, daß keine Basisware existiert. Denn wenn es keine Basisware gäbe, würde die Ökonomie in wenigstens zwei voneinander völlig unabhängige Teile zerfallen, von denen keiner eine Ware des anderen erhält oder „eigene“ Waren an den anderen liefert. Diese Ökonomie würde keine auf Arbeitsteilung beruhende Ökonomie darstellen.

positiver und keine in negativer Menge enthält.⁶ Einfachheitshalber setzen wir voraus, daß $(X_1 - M_1) > 0$, $(X_2 - M_2) > 0$ und $(X_3 - M_3) > 0$, d.h. daß das Nettoprodukt der Ökonomie aus positiven Mengen aller produzierten Waren besteht.

Das Nettoprodukt der Ökonomie verteilt sich auf Lohnarbeiter und Kapitalisten. Die Lohnarbeiter erhalten die Reallöhne, und die Kapitalisten erhalten die Realprofite, d.h. das Mehrprodukt. Nehmen wir an, daß die Reallöhne aus D_1 Mengeneinheiten der Ware 1 und aus D_2 Mengeneinheiten der Ware 2 und aus D_3 Mengeneinheiten der Ware 3 und die Realprofite aus U_1 Mengeneinheiten der Ware 1 und aus U_2 Mengeneinheiten der Ware 2 und aus U_3 Mengeneinheiten der Ware 3 bestehen, wobei selbstverständlich

$$D_1 + U_1 = X_1 - M_1,$$

$$D_2 + U_2 = X_2 - M_2,$$

$$D_3 + U_3 = X_3 - M_3.$$

Wenigstens eine der Größen D_1 , D_2 und D_3 ist notwendigerweise positiv, während jede der zwei übrigen positiv oder gleich Null sein kann. Das gleiche gilt auch für die Größen U_1 , U_2 und U_3 .

Nach den oben genannten Voraussetzungen ist die reale Entlohnung, welche die Arbeiter für eine Arbeitsstunde erhalten, d.h. der Reallohnsatz, gleich D_1/L Mengeneinheiten der Ware 1 und D_2/L Mengeneinheiten der Ware 2 und D_3/L Mengeneinheiten der Ware 3.

Für den Wert V der Reallöhne, d.h. für den Wert der gesamten Arbeitskraftmenge L , die die Arbeiter an die Kapitalisten verkaufen, erhalten wir

$$V = \omega_1 D_1 + \omega_2 D_2 + \omega_3 D_3,$$

wobei ω_1 , ω_2 und ω_3 entsprechend der Wert einer Mengeneinheit der Ware 1, der Wert einer Mengeneinheit der Ware 2 und der Wert einer Mengeneinheit

⁶ Lebensfähig nennen wir eine Ökonomie, wenn sie in der Lage ist, sich in der gegebenen und in den folgenden Perioden auf dem gegebenen Produktionsniveau zu reproduzieren. Eine wie die hier gegebene „geschlossene“ Ökonomie, d.h. eine Ökonomie, die keine ökonomische Beziehungen zu anderen Ökonomien hat, ist offenbar nicht lebensfähig, wenn ihr Nettoprodukt auch nur eine Ware in negativer Menge enthält. Es sei denn, die gegebene „geschlossene“ Ökonomie verfügt über genügende Bestände an denjenigen Waren, deren Mengen in ihrem Nettoprodukt als negative Mengen erscheinen. In diesem Fall ist diese letzte „geschlossene“ Ökonomie solange lebensfähig, wie ihre entsprechenden Bestände reichen. Diese Bestände können natürlich nichts anderes als Ersparnisse vorheriger Perioden sein. Die Sache verhält sich anders, wenn die gegebene Ökonomie eine „offene“ ist, d.h. eine Ökonomie, die Tauschbeziehungen zu anderen Ökonomien unterhält. In diesem Fall kann sie die zur ihrer Lebensfähigkeit fehlenden Warenmengen in bestimmten Grenzen auch durch Warentausch mit diesen anderen Ökonomien erhalten.

der Ware 3 sind.⁷

Und für den Wert v des Reallohnsatzes, d.h. für den Wert einer Mengeneinheit Arbeitskraft erhalten wir

$$v = \omega_1(D_1/L) + \omega_2(D_2/L) + \omega_3(D_3/L) = V/L$$

Für den Wert des gesamten Mehrproduktes, d.h. für den Gesamtmehrwert S erhalten wir

$$S = \omega_1 U_1 + \omega_2 U_2 + \omega_3 U_3.$$

Gemäß den vorangegangenen Ausführungen ist

$$S + V = L,$$

wobei L nicht nur die gesamte Arbeitskraftmenge sondern auch den Wert des Nettoproduktes der Ökonomie darstellt.

Für die gesamten Nominallohne W , die gesamten Nominalprofite K und das nominale Nettoprodukt Π erhalten wir

$$W = p_1 D_1 + p_2 D_2 + p_3 D_3,$$

$$K = p_1 U_1 + p_2 U_2 + p_3 U_3 \text{ und}$$

$$\Pi = W + K,$$

wobei p_1 , p_2 und p_3 entsprechend die Preise der Waren 1, 2 und 3 sind.

Für den Preis des Reallohnsatzes, d.h. für den Nominallohnsatz, w erhalten wir

$$w = W/L$$

Indem also die Arbeiter insgesamt L Stunden arbeiten, um das Nettoprodukt der Ökonomie zu produzieren, arbeiten sie V Stunden für sich, wobei sie die Reallöhne produzieren, die sie selbst erhalten, und S Stunden für die Kapitali-

⁷ Die einzige Basisware in der gegebenen Ökonomie ist annahmegemäß die Ware 3. Es sei ω_3 der Wert dieser Ware 3. Für ω_3 gilt definitionsgemäß $\omega_3 = \lambda_3 + \omega_3 \alpha_{33}$, $\alpha_{33} < 1$, wobei, da die Ware 3 die einzige Basisware ist, α_{33} die ausschließlich aus Ware 3 bestehenden verbrauchten Produktionsmittel sind, die zur Produktion einer Mengeneinheit der Ware 3 erforderlich sind. Folglich, wenn $\lambda_3 = 0$ ist, ist dann auch $\omega_3 = 0$. Wenn aber $\omega_3 = 0$ ist, ist, wie man leicht feststellen kann, auch $\omega_1 = 0$, $\omega_2 = 0$, wobei ω_1 und ω_2 entsprechend, der Wert einer Mengeneinheit der Ware 2, und folglich $L = 0$.

sten, wobei sie das gesamte Mehrprodukt produzieren, welches sich die Kapitalisten aneignen.

Nun können wir eine Antwort auf die Frage geben, was mit Automatisierung der Produktion gemeint ist. Automatisierung eines Produktionsprozesses liegt vor, wenn dieser Produktionsprozeß gar keine lebendige Arbeit anwendet.

Nehmen wir nun an, daß automatisierte Produktionsprozesse existieren können. Diese Automatisierung von Produktionsprozessen hat aber eine Grenze: Sie kann sich nicht auf alle Produktionsprozesse erstrecken. Denn, wenn sie sich auf alle Produktionsprozesse erstreckte, dann wäre zur Produktion des gesamten Nettoprodukts der Ökonomie gar keine Arbeit erforderlich – mit der Folge, daß das Nettoprodukt der Ökonomie keine produzierte Sache sondern eine Art himmlisches Manna wäre. Letzteres würde aber der Tatsache widersprechen, daß in jeder Gesellschaft das Nettoprodukt eine produzierte Sache ist. Folglich kann die Automatisierung, wenn sie überhaupt existiert, immer nur einige und niemals alle Produktionsprozesse erfassen.

Auf bestimmte Produktionsprozesse kann sie sich nicht ausdehnen. Welche sind diese Produktionsprozesse? Es handelt sich dabei um die Produktionsprozesse, die Basiswaren produzieren, und in unserem Modell konkreter um den annahmegemäß einzigen Produktionsprozeß, der die einzige Basisware produziert. Denn wenn auch er automatisiert wäre, wäre, wie bereits erwähnt, das Nettoprodukt keine produzierte Sache mehr.

Nehmen wir nun an, daß alle Produktionsprozesse außer demjenigen, der die annahmegemäß einzige Basisware der Ökonomie produziert, automatisiert werden. Es werden also die Produktionsprozesse 1 und 2 automatisiert, während der Produktionsprozeß 3 ein nichtautomatisierter Prozeß bleibt.

Was geschieht nun mit der Menge L der insgesamt beschäftigten lebendigen Arbeit, d.h. mit der Gesamtbeschäftigung? Nimmt sie, wie Schaff behauptet, notwendigerweise ab? Wir wollen nun diese Frage untersuchen.

Angenommen, die Beschäftigung L war vor der Automatisierung der Produktionsprozesse 1 und 2 gleich $L^{(\pi)}$,

$$L^{(\pi)} = \lambda_1^{(\pi)} X_1^{(\pi)} + \lambda_2^{(\pi)} X_2^{(\pi)} + \lambda_3^{(\pi)} X_3^{(\pi)},$$

wobei $\lambda_1^{(\pi)} > 0$, $\lambda_2^{(\pi)} > 0$ und $\lambda_3^{(\pi)} > 0$, und wurde nach der Automatisierung der Produktionsprozesse 1 und 2, d.h. nach der Annulierung von λ_1 und λ_2 , gleich $L^{(\mu)}$,⁸

$$L^{(\mu)} = \lambda_1^{(\mu)} X_1^{(\mu)} + \lambda_2^{(\mu)} X_2^{(\mu)} + \lambda_3^{(\mu)} X_3^{(\mu)},$$

⁸ Die Indices „ (π) “ und „ (μ) “ bezeichnen entsprechend Größen vor und nach der Automatisierung.

wobei $\lambda_1^{(\mu)} = 0$, $\lambda_2^{(\mu)} = 0$ und $\lambda_3^{(\mu)} > 0$.

Infolge von $\lambda_1^{(\mu)} = 0$, $\lambda_2^{(\mu)} = 0$ und $\lambda_3^{(\mu)} > 0$ ist

$$L^{(\mu)} = 0^{(\mu)} X_1^{(\mu)} + 0^{(\mu)} X_2^{(\mu)} + \lambda_3^{(\mu)} X_3^{(\mu)} = \lambda_3^{(\mu)} X_3^{(\mu)}.$$

Hat nun nach der Automatisierung die Beschäftigung abgenommen, ist sie gleich geblieben oder hat sie zugenommen? D.h. entsprechend: ist $L^{(\mu)}$ kleiner als, gleich groß wie oder größer als $L^{(\pi)}$?

Wir werden zeigen, daß jeder dieser drei Fälle eintreten kann und somit der erste Fall (Abnahme der Beschäftigung) nicht notwendig eintreten muß. Denn welcher der obigen drei möglichen Fälle eintritt, hängt wohl nicht nur von der infolge der Automatisierung erfolgenden Zunahme der durchschnittlichen physischen Arbeitsproduktivität ab, sondern auch von der Entwicklung der Endnachfrage, d.h. von der Entwicklung des nachgefragten und produzierten Nettoprodukts.

Es ist zwar richtig, daß die Automatisierung die durchschnittliche physische Arbeitsproduktivität erhöht und somit die Menge lebendiger Arbeit L senkt, die notwendig ist für die Produktion eines gegebenen und unveränderten Nettoprodukts, welches in unserem Modell aus (X_1-M_1) Mengeneinheiten der Ware 1 und (X_2-M_2) Mengeneinheiten der Ware 2 und (X_3-M_3) Mengeneinheiten der Ware 3 besteht.

Indes bleibt das nachgefragte und produzierte Nettoprodukt nicht unverändert, sondern steigt ständig. Daher nimmt denn auch infolge einer automatisierungsbedingten Erhöhung der durchschnittlichen physischen Arbeitsproduktivität die insgesamt beschäftigte Menge lebendiger Arbeit nicht notwendig ab, sondern sie kann – je nach dem, ob das Nettoprodukt prozentual weniger, gleichviel oder mehr als die durchschnittliche physische Arbeitsproduktivität steigt – abnehmen, unverändert bleiben oder gar steigen.

Rein analytisch ist also die These von Schaff, wonach die Automatisierung der Produktion notwendig eine Abnahme der insgesamt beschäftigten Menge lebendiger Arbeit zur Folge haben wird, unbegründet und falsch. Um so mehr unbegründet und falsch ist aus analytischer Sicht auch die von Schaff erwartete Entwicklung, daß die Automatisierung letztlich das völlige Verschwinden der lebendigen Arbeit zur Folge haben wird. Wir haben bereits gezeigt, warum eine solche Entwicklung unmöglich und, in ihrer Unmöglichkeit, absurd ist. Unmöglich ist sie, weil es basiswarenproduzierende Produktionsprozesse gibt, die nicht automatisiert werden können, weil sonst – was absurd wäre – das Nettoprodukt keine produzierte Sache mehr wäre.

Auch aus historischer Sicht sieht die Sache nicht besser aus. Denn einerlei, ob sie Folge des üblichen technischen Fortschritts oder auch der Automatisierung ist, steigt, historisch gesehen, die durchschnittliche physische Arbeitsproduktivität prozentual weniger als das Nettoprodukt mit der Folge, daß die insgesamt beschäftigte Menge lebendiger Arbeit steigt. Das ist der Fall in fast allen

kapitalistischen Ökonomien. Daß, wie in den letzten drei Dezennien der Fall, zugleich die Arbeitslosigkeit steigt, ist wohl eine ganz andere Frage.

Was aber wichtiger ist, ist folgendes: Es gab in der Vergangenheit, es gibt in der Gegenwart und es wird auch in der Zukunft keine automatisierten Produktionsprozesse geben. Die Vorstellung von automatisierten Produktionsprozessen, die Schaff aber auch andere sich bilden, ist ein Trugbild, welches ihnen eine mangelhafte Kenntnis des üblichen technischen Fortschritts aufzwingt. Der Werkprozeß einer Maschine, die einen Tag lang oder auch für eine längere Periode ohne Bedienung läuft, stellt keinen automatisierten Produktionsprozeß dar. Denn zu Beginn jedes ihrer Werkprozesse wurde sie von Arbeitern „bedient“. Und auch, was nicht weniger wichtig ist, verbraucht der Werkprozeß Sachen, die früher durch Arbeit („tote Arbeit“) produziert wurden. Das gilt natürlich um so mehr und in steigendem Maß für Fabriken, für Produktionssektoren und für das gesamte Produktionssystem. Es kann also gar keine Automatisierung geben. Die Automatisierung, von der in der Manier von Schaff und auch oft bei anderen die Rede ist, ist eine naive und auf Unkenntnis beruhende Stilisierung von einzelnen für Nichtwissende eindrucksvollen Momenten des üblichen technischen Fortschritts. Doch nehmen wir an, es gäbe wirklich eine zunehmende Automatisierung der Produktion einzelner Produktionsprozesse, die jedoch aus bereits dargelegten Gründen niemals alle Produktionsprozesse erfassen kann. Aus eben diesem letzten Grund, d.h. aus dem Grund, daß sie niemals alle Produktionsprozesse erfassen kann, unterscheidet sie sich – nicht aus produktionstechnischer, sondern aus rein ökonomischer Sicht – gar nicht von dem üblichen technischen Fortschritt, der die durchschnittliche physische Arbeitsproduktivität steigert, ohne sie jedoch ins Unendliche zu steigern, wie es eine Automatisierung täte, die alle Produktionsprozesse umfaßte.

Wir zeigten weiter oben, daß eine solche Automatisierung, d.h. die ökonomisch einzige denkbare Automatisierung, aus rein analytischer Sicht langfristig zu einer abnehmenden oder zu einer gleichbleibenden oder schließlich auch zu einer zunehmenden Menge der insgesamt beschäftigten lebendigen Arbeit führen kann. Wir zeigten aber auch, daß sie tatsächlich, also historisch, langfristig zu einer Zunahme dieser letzten Menge führt, weil das Nettoprodukt prozentual mehr steigt als die durchschnittliche physische Arbeitsproduktivität, zu der sie selbst langfristig führt.

Wir möchten nun zeigen, daß – so befremdlich es auch klingen mag – unter der obigen Annahme einer zunehmenden Automatisierung die Menge der beschäftigten lebendigen Arbeit auch dann steigen kann, wenn zunächst nur die Nachfrage nach den Waren steigt, die von automatisierten Produktionsprozessen produziert werden. Wenn z. B. in unserem Modell nach einer Automatisierung der Produktionsprozesse 1 und 2 die Nachfrage nach den Waren 1 und 2, die von diesen Produktionsprozessen produziert werden, steigt, kann sicherlich, obwohl diese zwei Produktionsprozesse als automatisierte keine lebendige Arbeit mehr anwenden, die insgesamt beschäftigte Arbeit zunehmen.

Der Grund dafür ist folgender: Um die erhöhte Nachfrage nach ihren Waren 1 und 2 befriedigen zu können, brauchen die Produktionsprozesse 1 und 2 bestimmte zusätzliche Mengen der Ware 3 als Produktionsmittel, welche sie bei dem Produktionsprozeß 3 nachfragen und von ihm auch erhalten. Der Produktionsprozeß 3 ist aber aus bereits erwähnten Gründen nicht automatisiert. Folglich, damit er diese zusätzlich nachgefragten Mengen seiner Ware 3 produzieren und liefern kann, muß er – ceteris paribus – eine entsprechend große zusätzliche Menge lebendiger Arbeit beschäftigen. So kann also eine Zunahme der Nachfrage, selbst auch eine Zunahme der Nachfrage nach Waren, die von automatisierten Produktionsprozessen produziert werden, die Beschäftigung erhöhen. So, wenn z. B. in unserem Modell die nachgefragten und produzierten Mengen $X_1^{(u)}$ und $X_2^{(u)}$ der Waren 1 und 2, deren Produktionsprozesse automatisiert sind und für die folglich gilt $\lambda_1^{(u)} = 0$ und $\lambda_2^{(u)} = 0$, steigen, steigt auch die nachgefragte und produzierte Menge $X_3^{(u)}$ der Ware 3, deren Produktionsprozeß nicht automatisiert ist und für den folglich gilt $\lambda_3^{(u)} > 0$.

Es ist dabei durchaus möglich, daß die Gesamtbeschäftigung L steigt, d.h. daß $L^{(u)} > L^{(n)}$ ist. Das ist nämlich der Fall, wenn $\lambda_3 X_3$ dem absoluten Betrag nach mehr steigt, als $\lambda_1 X_1 + \lambda_2 X_2$ fällt, d.h. wenn

$$\lambda_3^{(u)} X_3^{(u)} - \lambda_3^{(n)} X_3^{(n)} > -(\lambda_1^{(n)} X_1^{(n)} + \lambda_2^{(n)} X_2^{(n)}).$$

Und das kann selbst dann der Fall sein, wenn mit der Automatisierung der Produktionsprozesse 1 und 2 auch die Arbeitsproduktivität im Produktionsprozeß 3 steigt, indem etwa λ_3 fällt (so daß $\lambda_3^{(u)} < \lambda_3^{(n)}$). Wie man leicht feststellen kann, tritt dieser Fall notwendig ein, wenn infolge des Steigens von X_1 und X_2 die Größe X_3 genügend steigt, d.h. wenn $X_3^{(u)} - X_3^{(n)}$ genügend groß ist.

Es bleibt noch übrig, zu untersuchen, ob die Automatisierung, obwohl sie die Beschäftigung nicht notwendig senkt, nicht doch den Gesamtmehrwert notwendig vermindert. Die unter das Kapital subsumierten Lohnarbeiter arbeiten, indem sie L Stunden arbeiten, V Stunden zur Produktion der Waren, die sie als Entgelt für die L an die Kapitalisten verkauften Stunden Arbeitskraft erhalten, und S Stunden zur Produktion des Mehrprodukts, das sie für die Kapitalisten produzieren. Indem sie also L Stunden arbeiten, arbeiten sie V Stunden „notwendige Arbeit“ und S Stunden „Mehrarbeit“ (Marx). Wie die gesamte lebendige Arbeit L sich auf „notwendige Arbeit“ und „Mehrarbeit“ verteilt, hängt vom Kräfteverhältnis zwischen Lohnarbeitern und Kapitalisten ab.

Indes wissen wir, daß die Automatisierung der Produktion die durchschnittliche physische Arbeitsproduktivität erhöht. Sie enthält folglich die Möglichkeit, daß, für gegebenes L , V abnimmt und S um den Betrag zunimmt, um welchen V abnimmt. Dies ist der Fall, wenn der Reallohnsatz konstant bleibt oder zwar steigt, jedoch prozentual weniger als die durchschnittliche physische Arbeitsproduktivität.

Infolgedessen hängt die Aufteilung des Wertes L des Nettoprodukts, welches die Verausgabung der Arbeitskraftmenge L produziert, in den Wert V der Arbeitskraftmenge L und in den Mehrwert S sowohl von der infolge der Automatisierung (oder des üblichen technischen Fortschritts) eintretenden Zunahme der durchschnittlichen physischen Arbeitsproduktivität als auch vom Kräfteverhältnis zwischen Lohnarbeitern und Kapitalisten ab. Die infolge der Automatisierung (oder des üblichen technischen Fortschritts) eintretende Zunahme der durchschnittlichen physischen Arbeitsproduktivität vermindert aber nicht notwendig den Gesamtmehrwert S, welchen die Menge lebendiger Arbeit L produziert, sondern enthält im Gegenteil die Möglichkeit einer – selbst bei steigendem Reallohnsatz – Zunahme des Gesamtmehrwerts S, den die gegebene Menge lebendiger Arbeit L produziert. Der Gesamtmehrwert kann offensichtlich um so mehr steigen, wenn – was, wie wir bereits zeigten, durchaus möglich ist – trotz der Automatisierung die Menge der insgesamt beschäftigten lebendigen Arbeit nicht unverändert bleibt, sondern steigt.

Was über den Gesamtmehrwert S gesagt wurde, gilt, wie man sich leicht vorstellen kann, entsprechend auch für den Gesamtprofit K. Auch er fällt im Zuge einer vorausgesetzten Automatisierung der Produktion nicht notwendig, sondern er kann dabei konstant bleiben oder gar steigen.

Und in der Tat steigen im Zuge des üblichen oder – wenn man so möchte – des durch Automatisierung erfolgenden technischen Fortschritts der Gesamtmehrwert und der Gesamtprofit langfristig ständig trotz gleichzeitig steigenden Reallohnsatzes, weil, erstens, die durchschnittliche physische Arbeitsproduktivität prozentual mehr steigt als der Reallohnsatz und, zweitens, die Nachfrage und somit das Nettoprodukt prozentual mehr steigt als die durchschnittliche physische Arbeitsproduktivität mit der Folge, daß die insgesamt beschäftigte Menge lebendiger Arbeit, die den Gesamtmehrwert und den Gesamtprofit produziert, ebenfalls steigt.

Das Fazit der obigen Analyse ist folgendes: Wer seine Hoffnungen auf eine menschliche kommunistische Gesellschaft in die Automatisierung der Produktion investiert hat, wird enttäuscht werden. Und dies nicht so sehr deswegen, weil es keine Automatisierung gibt und auch keine geben wird, sondern weil sie, selbst wenn sie in der oben beschriebenen Form gegebenen wäre, sich aus ökonomischer Sicht in keiner Weise vom sonstigen technischen Fortschritt unterscheidet. Wie er erhöht auch sie die durchschnittliche physische Arbeitsproduktivität. Deren Erhöhung induziert aber keine ständige Abnahme, geschweige denn ein schließliches Verschwinden der Beschäftigung und des Proletariats und dadurch auch des Mehrwerts und des Profits. Aber selbst wenn sie es täte, würde dies wohl nicht den Übergang zur einer kommunistischen Gesellschaft bedeuten. Denn wovon sollten dann die von automatischen Maschinen ersetzten früheren Lohnarbeiter leben, solange diese Maschinen und folglich auch ihre Produkte Privateigentum anderer blieben?

Thomas Metscher/Heewon Lee

Marxistische Philosophie und ontologische Ästhetik

Zu Hans Heinz Holz' *Philosophische Theorie der bildenden Künste*¹

I.

Hans Heinz Holz nimmt, als philosophischer Autor, innerhalb der Gegenwartsphilosophie eine Sonderposition ein. Durch sein klares Bekenntnis zu einer – im klassischen Sinn – marxistischen Grundposition, philosophisch wie politisch, ist er Außenseiter innerhalb einer Zunft, in der Marxisten, wenn überhaupt, nur in der domestizierten Form kritischer Theoretiker (in welcher Variante auch immer) zugelassen sind. Ja, seitdem mit dem Kollaps des sog. sozialistischen Weltsystems auch die große Mehrzahl marxistischer Intellektueller kollabierte (und in vielen Fällen in kürzester Zeit die phantasievollsten Wendungen vollzog), stechen Eigenständigkeit und Integrität des Holzschen Denkens noch prägnanter hervor. Wer sich, als einer der begabtesten Philosophen seiner Generation, nicht zu schade ist, Bücher über den Zusammenbruch des Sozialismus und die Aufgaben einer kommunistischen Partei zu schreiben, wie auch praktisch-politisch für eine solche Partei zu intervenieren, darf mit Sicherheit für sich in Anspruch nehmen, in der Tradition von Marx zu denken und zu handeln. Denn zum Kernbestand dieser Tradition gehört es, theoretische Reflexion und praktisches Handeln zusammenzuführen – gehört nicht nur die Arbeit des Begriffs, sondern auch die an der Veränderung der Welt. Und zu diesem Kernbestand gehört die dialektische Radikalität, die gleichzeitig Traditionslinien fortführt und verändert – die Einsicht, daß für neue Wirklichkeiten und ihre Erfahrungen die *Transformation* überlieferten Denkens erforderlich ist. Holz' philosophisches Werk ist das Beispiel einer solchen Transformation des Marxismus. Es hat seinen Kern in dem, was man die Zurückholung der *ontologischen Dimension* in den Marxismus nennen kann, mit allen Folgen für diesen nicht zuletzt auch als philosophische Disziplin. Es setzt damit eine Linie fort, die mit den Namen Lenins, Blochs und Lukács' markiert werden kann (ohne andere Beiträge dazu auszuschließen), die jedoch in den Begründungszusammenhängen eine große Eigenständigkeit besitzt. So entwickelt er ein, stark an Leibniz, Hegel und dem philosophischen Werk Lenins orientiertes, ontologisch fundiertes Widerspiegelungskonzept (vgl. insbesondere *Dialektik und Widerspiegelung*, Köln 1983, zuletzt die dreibändige *Problemgeschichte der Dialektik in der Neuzeit*, Stuttgart 1997), das als Grundlage für die Ausarbeitung einer Naturontologie wie einer Ontologie der menschlichen Welt tauglich ist, somit Anthropologie, Erkenntnistheorie und Ge-

¹ Hans Heinz Holz, *Philosophische Theorie der bildenden Künste*. Drei Bände. I. Der ästhetische Gegenstand, II. Strukturen der Darstellung, III. Der Zerfall der Bedeutungen. Aisthesis Verlag, Bielefeld 1996/97. Je Band DM 98,-.

schichtphilosophie wie auch die ästhetische Theorie zu begründen vermag. In den Zusammenhang dieser weit ausgreifenden Grundkonzeption gehört auch die 1996/97 erschienene dreibändige *Philosophische Theorie der bildenden Künste*.

Die Vielschichtigkeit des Begründungszusammenhangs, der historisch-theoretischen Konstellation insgesamt, in den materialistisches Denken hier gestellt wird, seine Verteidigung und Begründung als eigenständig *philosophische* Tätigkeit, sein Anspruch auf Systematizität (als Denken aus Prinzipien, dessen logische Bewegung seinen Gegenstand in seiner strukturellen Ganzheit zu erfassen sucht) hebt Holz' Position wohlthuend ab von den reduktionistischen Marxismusmodellen, wie sie in der Nachfolge von kritischer Theorie oder strukturalen Marxismus heute international verbreitet sind² (nicht zufällig, scheint uns, findet der Marxismus allein in solchen Modellen akademisch Anerkennung). Holz' Philosophieren ist aber auch deshalb (mit Bloch geredet) ein *Denken an der Front der Zeit*, weil es den philosophischen Materialismus nicht als abgeschlossenes Werk, das allenfalls neu zu interpretieren wäre, sondern als zu bewerkstelligende, in großen Teilen noch ungelöste Aufgabe, als Arbeit an der Zukunft betrachtet. Holz' *Philosophische Theorie der bildenden Künste* ist die Summe - opus maximum - einer lebenslangen Beschäftigung mit Fragen der bildenden Künste, doch auch mit Theater und Literatur (Holz war über lange Jahre Kunstkritiker, schrieb auch Theaterkritiken - vor allem zu Shakespeare! - von großer Sachkenntnis und Kompetenz). Eine große Zahl von Veröffentlichungen zu ästhetischen Fragen, auch Monographien zu Einzelproblemen, ging ihr voraus³.

Die *Philosophische Theorie der bildenden Künste* stellt dabei nicht den Anspruch, eine alle Künste umfassende Ästhetik zu sein. Eine solche sei, so Holz, nach der Kritik an den großen idealistischen Systemen, allein noch über die Ausarbeitung von „Regionalontologien für die einzelnen Künste“ (I, 10) möglich. Nur auf einem Weg, der beim „empirischen Material“, dem „Bestand an Kunstwerken aller Zeiten“ seinen Ausgang nimmt, läßt sich philosophisch ein „Zugang zum Gegenstandsbereich Kunst finden“ (ebd.). Trotz dieser Einschränkung besitzt Holz' Werk, der Erste Band zumal, die Ebene einer ästhetiktheoretischen Grundlegung, die in wesentlichen Bestimmungen für alle Künste Gültigkeit hat. Zudem gehört zur Perspektive des Werks die program-

² Bezeichnend für solchen Reduktionismus ist W. F. Haugs Schlüsselartikel „Marxismus und Philosophie“ in H.J. Sandkühlers jüngst erschienener *Enzyklopädie für Philosophie und Wissenschaften* (Hamburg 1999). So verdienstvoll es ist, wenn Haug hier die Bedeutung von Brecht und Gramsci für die marxistische Theorie hervorhebt, so problematisch ist es, wenn Lukács' Spätwerk nicht einmal dem Titel nach Erwähnung findet, Bloch gerade mit einem dünnen Satz bedacht wird, der Name Holz' ungenannt bleibt. Eine Hauptlinie marxistischen philosophischen Denkens wird damit ausgeklammert.

³ Insbesondere zu nennen für den deutschsprachigen Raum: 'Kritische Theorie des ästhetischen Gegenstands', in: Katalog zur Documenta 5, Kassel 1972; Vom Kunstwerk zur Ware, Neuwied 1972; die Artikel 'Ästhetik', 'Metapher' und 'Widerspiegelung', in: H. J. Sandkühler (Hg.), *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften*, Hamburg 1990.

matisch bestimmende Auffassung der „Einheit von Ästhetik, Kunstgeschichte und Kunstkritik“ (III, 20): Allgemeine Ästhetik, Kunstgeschichte und Kunstkritik sollen als wechselseitig sich ergänzende Teildisziplinen der Kunstwissenschaft verstanden werden und aufeinander einwirken. Schon aus diesem Grund verbleibt die Holz'sche Ästhetik nicht (wie die Ästhetik Lukács', wie die meisten philosophischen Ästhetiken - die Hegelsche bildet eine große Ausnahme) auf der Ebene rein begrifflicher Abstraktion, sondern öffnet sich analytisch der Fülle der Phänomene. Notwendig sei, „von einem systematisch-organisierenden Zentrum aus die Mannigfaltigkeit künstlerischer Erscheinungen in den Blick zu nehmen und neben der Konzeptualisierung auch die sinnliche Erfahrung zu Wort kommen zu lassen“ - wie sich auch jede Theorie der Kunst „immer wieder vor dem einzelnen Kunstwerk bewähren“ müsse (I, 10). Nur aus einem solchen Zusammenhang ist eine dialektische Kunstkritik zu fundieren, die normative, historische und politische Aspekte zur Einheit bringt (I, 15). Diese Auffassung ist richtunggebend für Aufbau und Methode aller drei Bände, in denen systematische Theoriebildung, analytische Durchdringung (Interpretation) künstlerischer Phänomene (bezogen auf Einzelwerke, Epochen und Kulturen) und kritische Tätigkeit sich abwechseln und wechselseitig aufklären. Ja, die Synthesis dieser drei Dimensionen kunstwissenschaftlicher Reflexion verleiht dem Werk seinen ganz und gar eigenständigen Charakter. Seit der Hegelschen Ästhetik, vermuten wir, ist es das erste Mal, das eine solche Verbindung gelingt.

Der erste Band, *Der ästhetische Gegenstand. Die Präsenz des Wirklichen*, enthält die die drei Bände fundierende systematisch-kategoriale Grundlegung. Dabei geht es um die „ontologische und anthropologische Erhellung des Ästhetischen“ (I, 9): die Entwicklung eines Systems von Kategorien, „die es erlauben, die Konstitutionsprinzipien des Kunstwerks zu erkennen, also seine historische und logische Genesis und seine ontologische Verfassung (...) in ihrer konkreten Besonderheit zu beschreiben“. Das schließt notwendig ein, die Historizität des ästhetischen Gegenstands in den Begründungszusammenhang aufzunehmen (I, 16). In vier Hauptstücken entfaltet Holz das kategoriale Feld der konstitutiven Bestimmungen, die den ästhetischen Gegenstand ausmachen: I. Ästhetische Theorie und Ästhetik der bildenden Künste (mit der Exposition zentraler Kategorien: anschauliches Denken, Subjektvermittlung des Objekts, Bildrationalität, Kunstschoßes, Reflexionsgehalt, Verfremdung, Mimesis, Historizität, Präsenz der Gattungsgeschichte); II. Die Besonderheit des ästhetischen Gegenstands (Form und Bedeutung, Seinsart des Kunstwerks, Einzelnes - Typisches - Allgemeines, 'Prinzip Realismus' als zentrale Kategorien); III. Mimesis (inklusive der Kategorie des Vor-Scheins); IV. Zeichencharakter des ästhetischen Gegenstands (inklusive der Analyse der neuen Zeichen-Welten der gegenwärtigen warengestalteten Gesellschaft).

Der zweite Band, *Strukturen der Darstellung. Über Konstanten der ästhetischen Konfiguration*, enthält das Zentrum der Holz'schen Theoriebildung, bezogen auf die bildenden Künste. Programmatisch geht es hier um die Bewäh-

nung der ontologischen Ästhetik am kunstgeschichtlichen Material: der „Überprüfung an den Kunstwerken selbst“ (II, 7), mit dem Ziel, die Hauptthese des Ersten Bandes zu untermauern, „daß in den verschiedenen Strukturtypen (und Kulturen) Aspekte zur Darstellung kommen, unter denen sich die Wirklichkeit (das Sein) dem Menschen erschließt“ (II, 7). Der Nachweis dafür wird in drei Hauptstücken gebracht: I. Ontologische Hermeneutik (Sprachlichkeit des Kunstwerks, Formgeschichte und ontologische Interpretation, strukturelle Analyse), II. Basis-Strukturen des Kunstwerks (Körper, Raum, Zeit, Bewegung, Konfiguration des Lichts), III. Strukturanalyse am Beispiel nicht-europäischer Kunst (Kunst in magischen Kontexten, altägyptische Kunst, chinesische Kunst). Methodisch zentral dabei ist das Konzept der *strukturellen Analyse*, das nach „strukturellen Konstanten“ oder „Archetypen“ der Bildform fragt, d.h. im Formalen wie Inhaltlichen sich äußernde „Grundkategorien“ (Kaschnitz-Weinberg) (II, 76). Auf den Gesichtspunkt solcher Konstanten weist bereits der Titel 'Struktur der Darstellung' hin. Ihre Universalität wird in dem Kapitel über nicht-europäische Kunst untermauert. Überzeugend gelingt der Nachweis, daß es konstante Muster gibt, die sich „unabhängig vom Wandel der Stile und Epochen und unabhängig von Künstlerindividualitäten durchhalten“ (II, 7). Mit diesen Konstanten sind „Schemata“ gemeint, die „in sehr verschiedener Weise angefüllt werden“ können (II, 11). Wölfflins Begriff der „historischen Universalien“, die in solchen Schemata sich ausdrücken, wird durch die Frage radikalisiert, ob ihnen nicht „noch fundamentalere Regeln“ zugrunde liegen, und zwar im Sinne von Bedingungen ihrer Möglichkeit. Gemeint sind anthropologische und ontologische Universalien, d.h. der menschlichen Sinnlichkeit entspringende Anschauungsformen bzw. in der Natur der Materialität begründete Seinsformen (II, 11).

Zielten die beiden ersten Bände der *Philosophischen Theorie der bildenden Künste* darauf ab, allgemeine Kategorien des Begreifens von Kunst zu erarbeiten, die das ontologische Fundament der historischen Verwirklichung künstlerischer Tätigkeit bilden (d.h. „unabhängig von den Besonderungen der Stile und persönlichen Prägungen gelten“) (III, 7), so behandelt der dritte Band, *Der Zerfall der Bedeutungen. Zur Funktion des ästhetischen Gegenstandes im Spätkapitalismus*, die Kunst der Gegenwart. Dabei geht es Holz um die, für ihn prinzipiell unverzichtbare, Entfaltung der Historizität der Kunst am Beispiel der „Analyse von Phänomenen, die den Zustand der Kunst in der gegenwärtigen Epoche charakterisieren“ - Theorie als, mit Hegels Wort, „ihre Zeit in Gedanken erfaßt“ (I, 10). 'Kunst der Gegenwart' meint dabei: die „Tendenzen, die nach dem Zweiten Weltkrieg hervortraten“ und als „Indizien für den Funktionsverlust der Kunst im Spätkapitalismus“ verstanden werden. Holz' Argumentation wird in vier Hauptstücken entwickelt: I. Wertkrise, II. Bruchlinien, III. Formverluste, IV. Gattungswandel. Sein Ausgangspunkt ist die theoretisch wie historisch umfassende Analyse der Krise der Kunst, als Signum der künstlerischen Moderne überhaupt, die in ihrer eigenen Verbindung mit der bürgerlichen Gesellschaft im ganzen - also in tiefräumiger Historizität - aufgefaßt wird. Holz' epochengeschichtliche Diagnose lautet, daß „die De-

naturierung des Kunstwerks zur Ware im Kapitalismus die Kunst als Kunst zerstört - und was sich dagegen erhält, ein Keim ist, aus dem in Zukunft etwas wachsen mag“ (III, 8). Als Grundtendenz wird „der Funktionsverlust der Kunst im Spätkapitalismus“ konstatiert, als dessen Charakteristika unter anderem „der international gleichermaßen herrschende Pluralismus der Ausdrucksformen, die rasche Abfolge modischer Innovationen, der Verlust der für eine Epoche repräsentativen Stileinheit und im Gefolge dieser marktbedingten Entwicklung die Preisgabe des Reflexionsgehalts der sinnlichen Gestalt“ (III, 7) zu nennen sind. Die Kunst behauptet sich im Gegenzug jedoch zu ihr ungünstigen gesellschaftlichen Verhältnissen, und so suchen Künstler nach Formen, in denen Anschauungen unserer weithin unanschaulich gewordenen Wirklichkeit evoziert werden können. In präzisen Analysen legt Holz die Reflexionsgehalte in Werken zeitgenössischer Kunst frei, eine Arbeit, die er als das „positive Gegenstück zur Analyse der Krise der Kunst“ versteht, womit er in letzter Konsequenz intendiert, „dem Zerfall der Bedeutungen die Konstitution neuer Bedeutungsfelder“ entgegenzusetzen (III, 8). „Die Kunst widersteht - dem Künstler manchmal, aber keineswegs immer bewußt - der Krise in einem subversiven Verhältnis zur gesellschaftlichen Realität. Kunst hat auch unter den Bedingungen ihrer Kommerzialisierung die in ihr liegende Möglichkeit des utopischen Entwurfs nicht verloren - und man könnte den Rang von Kunstwerken vielleicht sogar am Bestand eines utopischen Kerns, am Maß des Vorscheins feststellen, der in ihnen präsent ist“ (III, 8).

II.

Angesichts des Reichtums der kategorialen Bestimmungen wie der Vielschichtigkeit der gedanklichen Bewegung, die die *Philosophische Theorie der bildenden Künste* in so hohem Maße auszeichnen, ist es kaum möglich, den philosophischen Gehalt des Holzschen Denkens in einem Rezensionartikel auch nur annäherungsweise auszuschöpfen. Im Versuch, diesen Gehalt zumindest in den Grundzügen sichtbar werden zu lassen, beschränken wir uns auf einige elementare Gesichtspunkte, die den hier Schreibenden besonders wichtig erscheinen.

(1) Als Kern der Holzschen Theoriebildung ist festzuhalten, daß diese, bezogen auf die allgemeine kategoriale Grundlegung wie auf die Theorie der bildenden Künste im besonderen, eine *Ontologie des Kunstprozesses* ist, also nicht des isolierten Werks, sondern des gesamten Vorgangs der Produktion und Rezeption von Kunstwerken mit der formalen Werkgestalt als der vermittelnden Mitte. Wie jede Ontologie fragt auch die Holzsche nach den stabilen Strukturen von Seienden (nach den Universalien eines bestimmten Gegenstandsbereichs), bezieht aber ausdrücklich die Geschichtlichkeit der Künste in die ontologische Fragestellung ein: nicht nur arbeite diese die Besonderheit von Kunstwerken gegenüber allen anderen Seienden heraus, sie fragt zugleich nach Funktion und Stellung von Kunst im Ganzen einer Kulturgemeinschaft (I, 12).

(2) Das ontologische Feld, auf dem die mit 'Ästhetik' bezeichneten Phänomene angesiedelt sind, ist die *sinnliche Wahrnehmung (aisthesis)*. Das Moment der interpretierbaren Gestalthaftigkeit - die Ebene allgemein nachvollziehbarer Formen und Formbeziehungen - ist so auch die Bedingung der Möglichkeit ästhetischer Allgemeinheit. Aus diesem Grund besagt die Konstitution des Ästhetischen auf der Ebene der Bedeutung, daß die Eigenart des Ästhetischen nur in der *Beziehung des Gegenstandes an sich zu einem Subjekt, das mit ihm umgeht*, auftritt. Ein und derselbe Gegenstand kann einmal als ästhetischer, ein andermal als nützlicher und auch als beides zugleich aufgefaßt werden. Ein *Kunstwerk* ist ein ästhetischer Gegenstand dann, wenn allein seine Anschaulichkeit sein einziger Gebrauchswert ist, d.h. wenn er *nur* als ästhetischer (und nicht auch noch als 'nützlicher') aufgefaßt wird.

(3) Die ontologische Eigenart des Ästhetischen ist allein durch die *Form* zu bestimmen; die Form selbst ist das Medium, in dem sich die Bedeutungsinhalte konstituieren. Ist die Form überhaupt Ausdruck des produktiven Verhältnisses der Menschen zu den Seienden, d.h. Ausdruck der gegenständlichen Tätigkeit, durch die der Mensch sich mit der Welt vermittelt, so stellen die Formen von reinen Anschauungsgegenständen deren So-sein im Modus der Reflexion durch ein Subjekt dar, machen also die Reflexion oder Widerspiegelung als Seinsverhältnis am Objekt selbst gegenständlich erfahrbar.

(4) *Anschauung*, der Modus sinnlicher Gegebenheit, ist konstitutiver Begriff des Kunstästhetischen: dies resultiert aus der Bindung des Kunstwerks an den stofflichen Gehalt des Gestalteten. *Form und Stoff* sind untrennbar, weil Form Bestimmungsmoment des materiell Seienden ist. Die Leistung des Künstlers besteht darin, aus der Materie eine ihr mögliche bestimmte Form zu entbinden. Das in einem Stoff Angelegte wird künstlerisch zu Ende getrieben. Form also ist Daseinsweise der Materie, in ihr angelegte objektive Möglichkeit, die der Künstler in einer bestimmten *Perspektive* akzentuiert. Die Perspektive ist historisch, auch ideologisch, gebunden. In jeder jeweils verwirklichten Darstellung aber aktualisiert sich nur eine perspektivische und begrenzte Ansicht. Stoffe werden in ihrer künstlerischen Verarbeitung so zu Manifestationen unserer geschichtlichen Teilhabe an Sinnfiguren. Permanenz und Historizität, Tradition und Traditionsbruch, Rückgriff und Innovation sind für den künstlerischen Prozeß charakteristisch.

(5) Ontologische und anthropologische Strukturen, wie sie jeder künstlerischen Darstellung zugrunde liegen, haben, zusammen mit überindividuellen historischen Prägungen, den Status von *Universalien*, deren logischer Allgemeinheit eine ontologische Realität entspricht: sie sind *universalia in re*. Zugleich existiert das Kunstwerk als ein absolut Singuläres in einer letztthinnigen Unterschiedenheit von jedem anderen. Im Modus der *Singularität* vermag es, in einer geordneten Konstellation das Wesen einer Sache, eines Sachverhalts, eines Verlaufs festzuhalten und zu einem abgeschlossenen Ganzen gerinnen zu lassen.

(6) Die Einheit des Kunstwerks ist die einer *eidetischen Synthesis*: aus der Mannigfaltigkeit der kontingenten Elemente der Wirklichkeit werden wesentliche, notwendige Charakterzüge hervorgehoben. Diese in der Anschauung selbst sich vollziehende Synthesis ist mit Kant als „Synthesis der Apprehension“ zu bezeichnen. Ist nun die synthetische Einheit der Wahrnehmung im Alltag zufällig und transitorisch, so ist sie im Kunstwerk begrenzt und abgeschlossen. Das Kunstwerk vollbringt die Synthesis der Apprehension in paradigmatischer Weise. Dabei schließt die Ablesbarkeit der Sinngehalte, die es auf diese Weise vermittelt, ein, daß das Perzipierte verbal interpretiert werden kann. Kraft der differenzierten Regelmäßigkeit seines Aufbaus ist es möglich, im Fall der Kunst von einem *anschaulichen Denken* zu sprechen, in dem Sinn, daß die in der Kunst wirksamen Formen der Anschauung (die ästhetische Synthesis der Apprehension) eine Art Denken ist. Das bedeutet, daß das in der sinnlichen Anschauung Aufgefaßte in seiner sinnlichen Gegebenheit ein *Singuläres* ist, das durch die eidetische Synthesis der künstlerischen Darstellung aus der Beliebigkeit der Einzelperzeption herausgehoben wird. Kraft der Darstellung erhält der Wahrnehmungsinhalt eines aufs *Allgemeine* gerichtete Bedeutung: die Singularität des Erlebnisses wird in die Allgemeinheit mittelbarer Erfahrung überführt.

(7) Das Medium dieser Transformation ist mit dem Kantschen Begriff des *Schemas der Einbildungskraft* zu bezeichnen, im Sinne einer „Regel der Bestimmung unserer Anschauung, gemäß einem allgemeinen Begriff“, durch die Einzelnes und Allgemeines aufeinander bezogen, „die Anschauung zum Begriff“ gebracht werden kann. Kraft solcher Schemata erreichen singuläre Bedeutungen den Grad von Allgemeinheiten. Jedes Kunstwerk stellt ein Schema oder eine 'Idee' dar und kann so gegenüber der Wirklichkeit eine hermeneutische Funktion übernehmen. Von dieser Begründung her ist der Kunst eine prinzipiell unendliche Erkenntnisrelevanz zuzugestehen.

(8) Die Ästhetik als philosophische Disziplin hat es mit Gestaltungsformen zu tun, durch welche der ästhetische Gegenstand sich als solcher auszeichnet. Ihr philosophischer Sachgehalt entfaltet sich auf drei ontologischen Ebenen:

a. In den allgemeinen Strukturen des Ästhetischen erkennen wir ontologische Bestimmungen des Wirklichen, die sich als 'materiales Apriori', und d.h. als oberste Universalien der Materialität begreifen lassen. An den Kunstwerken werden jeweils bestimmte Aspekte der materiellen Verfassung der Welt anschaulich.

b. Die prinzipielle Singularität der ästhetischen Erfahrung und die prinzipielle Allgemeinheit des in der ästhetischen Erfahrung konstituierten Sinns sind Momente der Vermittlung, durch die die Singularität des erscheinenden Allgemeinen und die Allgemeinheit des sich manifestierenden Einzelnen ineinander übergehen und durch die das Wesen des Wirklichen abgebildet wird.

c. Die Konstitution der Form des Kunstwerks durch die Auffassungsperspektive des Künstlers und die Konstitution seiner Bedeutung durch die Auffassungsperspektive des Rezipienten geschieht in der Weise, daß die Subjektiv-

täten von Künstler und Rezipienten als Eigenschaften des Werks selbst wahrgenommen werden. Das Werk trägt seine Bedeutung in sich selbst und kann abgetrennt von Künstler rezipiert werden. Der Rezipient seinerseits faßt seinen persönlichen Eindruck als Ausdruck des Werks selbst auf. Am Kunstwerk wird die Objektivität des Subjektiven ablesbar. Das Kunstwerk als Produkt eines schöpferischen Akts wird also zum gegenständlichen Träger der Einheit von Subjekt und Objekt und damit zu einem Dialecticum schlechthin.

(9) Im Gegensatz zu anderen Gegenständen wirkt der ästhetische Gegenstand allein durch die *Eigenbedeutsamkeit seiner Erscheinung*. Das Wirkende ist dabei keine gegenständliche Eigenschaft, sondern der *Eindruck*, den der ästhetische Gegenstand auf den Rezipienten macht. In diesem Gesichtspunkt hat die Theorie der ästhetischen Wirkung ihren Kern (vgl. ebd., 59-61). Zu vermuten sei, daß es *Universalien der ästhetischen Wirkung* gibt, die beim Einstellungswechsel von der interessierten zur interesselosen Zuwendung zur Außenwelt freigesetzt werden. Solche Universalien sind Kategorien des entlasteten Verhaltens (Gehlen).

(10) Ästhetik als philosophische Disziplin, in der Spannweite von einer allgemeinen Theorie der Sinnlichkeit bis hin zur Theorie der Weltbedeutung der Künste, entfaltet sich in der ontologischen Region der Vermittlung zwischen Subjekt und Objekt, dergestalt, daß das Subjekt im Objekt seiner selbst ansichtig wird. Aus diesem Grund ist die *Theorie der ästhetischen Wirkung* das Zentrum der Ästhetik. Sie ist das vermittelnde Glied zwischen Produktions-, Rezeptions- und Werkästhetik. *Wirkung* heißt dabei der von Objekt auf das Subjekt ausgehende Einfluß und die im Subjekt aufscheinende Erscheinung des Objekts. Diese Wirkung äußert sich in der Universalität einer Befindlichkeit, in der das 'In-der-Welt-Sein als Ganzes' erschlossen ist (Heidegger); die Erschlossenheit ist absoluter Begriff (*notio completa*), auf den Philosophie und Kunst gerichtet sind.

(11) In diesem Sinn hat das Kunstwerk den Charakter einer Monade: Es ist, als gegenständlich gewordene ästhetische Wirkung, ein absolut Einzelnes, das in seiner besonderen Seinsweise die einmalige perspektivische Erscheinung einer Totalität ist, die in sich die ganze Welt der Bedeutungen enthält. Aus diesem Grund sind die Möglichkeiten der Auffassung des Kunstwerks nie abschließbar. Die ästhetische Theorie der Repräsentation des Absoluten in der monadischen Existenz des einzelnen Werks ist so die Grundlage der Rechtfertigung einer unendlichen Serie von Interpretationen.

(12) Ästhetik als systematische Philosophie kann nach Kant nur mittels einer *reflexionstheoretischen Grundlegung* begründet werden. In diesem Zusammenhang bietet sich die Kategorie der *Aneignung* an: In ihr wird das Objekt geistig in Besitz genommen, seine Eigenschaften werden zu Momenten meines Begriffs von ihm, ich erfahre seinen Sinn im Modus meiner Produktivität. Das Werk ist damit Widerspiegelung des gegenständlichen Verhaltens des Subjekts als eines reflexiven Verhältnisses, es ist die äußerlich gegenständlich gewordene, also *anschauliche Reflexion*: Es ist *Widerspiegelung der Reflexion*

oder *Reflexion der Reflexion*. Die ontologische Verfassung des Kunstwerks entspricht also im Bereich der Sinnlichkeit der Verfassung des Begriffs im Reich der Abstraktion. Zwischen Kunstwerk und Begriff besteht eine strenge Analogie.

(13) Ist die Seinsweise des Kunstwerks die der anschaulichen Reflexion, dann sind Kunstwerke ein Mittel, durch das der Mensch sich seiner Stellung in der Welt vergewissert. Die *Kunst ist damit das Medium, in dem der Mensch sich über sich selbst verständigt*. Diese Funktion erfüllt die Kunst aber nur über *Formfindung*: als formal konstruierte *Reflexionsgestalt*. Gegenstände und Inhalte der Kunst sind durch die Weltlichkeit des Menschen gegeben: Sie sind wirkliche und mögliche Seiende und Verhältnisse in der Welt. Auch die unrealsten Phantasieprodukte werden den Bedingungen der Vorstellbarkeit unterworfen. Dabei modifiziert die ästhetische Abbildung die determinierenden Prädikate der abgebildeten Eigenschaften durch formale Gestaltungsmittel, die den Effekt einer *Verfremdung* haben. Verfremdende Kunst faßt die Welt als eine voller unverwirklichter Möglichkeiten und damit als mögliches Feld der Verwirklichung von Möglichkeiten durch unser Handeln. Im Verhältnis des Wirklichen zum Möglichen wird die Differenz zwischen Sein und Sollen, Wirklichkeit und Ideologie bewußt. Kunst ist damit immer auch *Kritik*, und sie ist zugleich *Utopie*, nicht allein in artikulierten Inhalten, sondern in der Werkform selbst, als präsenten Inbild einer gelungenen Totalität, im Glück des erreichten Optimum.

(14) Indem Kunst einen Aspekt des Wirklichen festhält, ist sie Abbild von etwas, das nur im so-Wirken existiert, aber doch unabhängig von uns. Hier liegt der Kern ihres *mimetischen Charakters*. Der Mythos, der die Natur und die Lebensverhältnisse in ihrem so-Wirken erfaßt und empfindet, hat eine ontologische Nähe zur Kunst. In Mythos und Kunst liegt das Phänomen der *unsinnlichen Ähnlichkeit* (Benjamin) - Übereinstimmung im so-Wirken - vor. Ähnlichkeit meint nicht allein die gestaltqualitative Beinahe-Gleichheit, sondern auch konstruierte Korrespondenzen. Das Produzieren von Ähnlichkeiten, als Fähigkeit des *mimetischen Vermögens*, unterliegt dem historischen Wandel kraft des Wandels seines Trägers. Im Lichte des Benjaminschen Konzepts läßt sich Ästhetik als Theorie der *zweckfreien Mimesis* auffassen. Mimesis aber ist zu eng verstanden, sollten man sie quasi-naturalistisch auf die Nachahmung von Sein und Geschehen in der dinglichen Erscheinungswelt einschränken. Kunst macht sichtbar, was ohne sie nicht zu sehen ist (Paul Klee).

(15) Die Besonderheit der Kunst gegenüber der Arbeit ist erst aus der Verbindung des handwerklich-materiellen und des ideologisch-ideellen Moments in der Aktivität des Künstlers zu bestimmen. Was die Kunst zur Kunst macht, ist nicht die Tatsache, daß ihre Produkte durch Arbeitsvorgänge geschaffene Artefakte sind, sondern daß sie Bilder von Weltgehalten entwerfen, die ihren Inhalt durch die Auslegung von Welt bekommen. Die Kunst wird zur Kunst durch den bedeutungskonstituierenden Akt der Form. Zur Macht der Mimesis gehört, daß es ihr gelingt, die individuelle Erfahrungsgeschichte des Künstlers

oder Rezipienten in die menschliche Gattungsgeschichte zu transformieren (Lukács).

(16) Mimesis, als Nachahmung von Wirklichkeit, heißt Produktion einer (gegebenenfalls auch unsinnlichen) Ähnlichkeit. Modi dieses Produktionsprozesses sind Akzentuierung, Selektion, Deformation, Konstruktion von Korrespondenzen und Analogien. Sie gehen, über das Subjekt, als Konstitutionsbedingungen in den ästhetischen Gegenstand ein. Erfahrbare im ästhetischen Gegenstand wird die Subjektvermitteltheit des Objektiven. Dem ästhetischen Gegenstand kommt so in der subjektiven Auffassung, ihr inhärierend, Objektivität und Allgemeinheit zu. Das Einzelne erweist sich als Allgemeines. Die Bedeutung der Kunst hängt von der Allgemeinheit des Inhalts ab, weshalb die Wahl von Thema und Motiv für den Rang eines Werks von entscheidender Bedeutung ist. Form ist immer Form eines Inhalts, der sich allgemein bedeutsam und menschengeschichtlich perspektivierend erweisen muß, um einem Werk Bestand in einer Epoche und darüber hinaus im kulturellen Erbe zu sichern.

(17) Einzig die Kunst schafft - mit Hilfe der Mimesis - ein objektiviertes Gegenbild zur wirklichen Welt, das sich selbst zu einer 'Welt' abrundet (Lukács). D.h., die Kontingenz der bloß historischen Begebenheit wird in die Notwendigkeit eines geschlossenen Bild- oder Handlungssystems überführt, das jederzeit als Allegorie für andere Bedeutungskomplexe genommen werden kann, sofern nur die Korrespondenzen in sinnlicher oder unsinnlicher Ähnlichkeit nachvollziehbar konstruiert werden. Solche Korrespondenzen haben ihren gegenständlichen Grund darin, daß es *Universalien von Situationsstrukturen* gibt, die bildhaft gefaßt werden können und zum tradierbaren Bestand von Kulturwissen gehören: die „Grundbilder der Phantasie“ oder „Archetypen“. In ihnen werden Grundmuster allgemeinsten Daseinsformen manifest. Sie bilden eine „Kategorientafel der Phantasie“ (Bloch). Prinzipiell ist, im Reichtum der Möglichkeiten menschlicher Selbstverwirklichung, jedes vergangene Werk unter der einen oder anderen Perspektive aktualisierbar. Kunst schlechthin, als Inbegriff aller in der Geschichte verwirklichten Werkgestaltungen, ist die jederzeit zu vergegenwärtigende Erinnerung an das Gattungsschicksal der Menschheit, die in jedem Werk auf besondere Weise sich subjekthaft spiegelt. Auch die Aneignungs- und Interpretationsgeschichte der Werke gehört zum Bedeutungsraum, den ein Werk eröffnet. Beschäftigung mit Kunst ist daher immer eine Art Archäologie unserer Existenz. Sie kann zu einer Archäologie des Wissens in wissenschaftlich-historischer Betrachtung werden, als ästhetische Erfahrung ist sie primär die der jetztzeitlichen Betroffenheit. Hegels große Konzeption, die Künste als sinnliche Erscheinungen der Gattungsgeschichte aufzufassen und in der Kunst im ganzen die Abkürzung der Geschichte zu sehen, ist materialistisch zu wenden.

(18) Kunst ist Ort der Freiheit nicht im Sinne der Realität eines idealen Seins (Schiller), doch in dem der *Idealität einer realen Norm* (real, weil aus dem Wesen des Menschen abgeleitet). Die Kunst erweist sich so als normative Re-

flexion der Wirklichkeit, dergestalt, daß die mimetische, aber verfremdende Transformation der wirklichen Welt in die andere Welt des Kunstwerks zugleich die Möglichkeit des Anders-Sein-Könnens der wirklichen Welt in den Blick rückt und zum Eingreifen in die bestehenden Verhältnisse anregt.

III.

Der Rang der Holzschen Ästhetik steht außer Frage. An Reichtum der theoretischen Bestimmungen, konzeptioneller und logischer Stringenz wie Souveränität des Zugriffs auf die in der Geschichte der Weltkunst überlieferten Materialien sucht die *Philosophische Theorie der bildenden Künste* ihresgleichen. Was es, der gängigen Meinung zufolge, in der gegenwärtigen Welt nicht mehr geben kann - hier liegt es vor, das große systematische Werk.

Es hat Vorzüge, die sich anderen Orts schwerlich werden finden lassen. Zu diesen gehört die konsequent durchgeführte Verbindung von Theoriebildung, Kunstanalyse und Kunstkritik - nicht im Sinne eines bloßen Addendum der verschiedenen Sparten der Kunstwissenschaft, sondern als synthetische Methode der Theoriebildung, in der sich der Begriff durch die analytische Durchdringung der ästhetischen Singularia konkretisiert, die Kritik in der Anwendung des begrifflich Erkannten ihre Begründung erfährt - wie sich der theoretische Begriff selbst in den Akten der Kritik bewähren muß: Kritik ist nicht nur Applikation, sondern auch Herausforderung der Theorie.

Man wird weit suchen müssen, um im modernen Schrifttum ein zweites Beispiel für eine solche methodische Synthesis zu finden. Eher fallen Werke der literarischen Moderne ein, die ein ähnliches (zumindest gleichgelagertes) Problem bewegt: so Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands* und Thomas Manns *Doktor Faustus*. Auch hier liegt das Phänomen vor, daß die Grenzen der Theorie, Kunst und Kritik überschritten werden in Richtung auf eine neue Synthesis - doch geschieht dies in völlig anderer Form und auf einem gänzlich anderen Terrain, gewissermaßen aus der entgegengesetzten Richtung: Von der Position der Kunst selbst her - der Ebene der ästhetischen Fiktion - werden die Grenzen zwischen Ästhetik und Theorie niedergerissen und der Zugang zur Ebene des Begriffs gesucht, als Versuch, eine Bewußtseinsform zu konstituieren, in der Kunst, Kritik und Begriff synthetisiert sind.⁴ Wo aber gibt es Ähnliches im theoretischen Raum? Lukács' späte Ästhetik - *Die Eigenart des Ästhetischen* - ist der Holzschen an philosophischer Stringenz vergleichbar: Beide fragen nach den Universalien des Ästhetischen, beide geben eine ontologisch-anthropologische Grundlegung im Rahmen materialistisch-dialektischen Philosophierens.⁵ Doch Lukács' Ästhetik mangelt die Dimension der analytischen Durchdringung künstlerischer Phänomene wie auch der explizierten

⁴ Vgl. T. Metscher, *Ästhetik des Widerstands*. In: ders., *Der Friedensgedanke in der europäischen Literatur*, Fischerhude 1984, S.165-198.

⁵ Dazu T. Themann, *Onto-Anthropologie der Tätigkeit. Die Dialektik von Geltung und Genesis im Werk von Georg Lukács*, Bonn 1996.

Kunstkritik. Bekanntlich gibt es beide, bezogen auf Literatur, höchst extensiv in Lukács' Werk - doch stehen in diesem die literarhistorischen und kritischen Arbeiten unvermittelt neben denen philosophischer Theorie. So verbleibt diese, im bestimmten Sinn, abstrakt. Die Konkretion des Begriffs, die Holz' Ästhetik gerade auszeichnet, fehlt ihr. Auch Blochs *Prinzip Hoffnung* bietet sich zum Vergleich an: Es besitzt eine anthropologische Fundierung, es verbindet kategoriale Arbeit mit der analytischen Durchdringung phänomenaler Gegebenheiten, auch mit der Arbeit der Kritik. Doch ist das *Prinzip Hoffnung* keine, im präzisen Sinn, philosophische Ästhetik. Es ist ein weit gefaßter, kaum streng systematischer, anthropologischer und kulturphilosophischer Entwurf, in den ästhetische Theorie (und auch Geschichtsphilosophie) anteilig eingehen. In diesem Sinn ist es zugleich mehr und weniger als die *Philosophische Theorie der bildenden Künste*. Auch Adornos Arbeiten zur Kunst verbinden die Analyse ästhetischer Gegenstände mit theoretischer Begriffsbildung - ja diese Verbindung ist ihnen programmatisch. Was ihnen jedoch mangelt, ist der Charakter von Systematizität - gilt diese doch der gesamten Frankfurter Schule als Indiz ideologischer Affirmation. In diesem Punkt trennen kritische Theorie und dialektischen Materialismus der Linie Lukács-Bloch-Holz Welten.⁶ Man wird wohl zur Hegelschen *Ästhetik* zurückgehen müssen, um auf philosophischem Terrain der *Philosophischen Theorie der bildenden Künste* Vergleichbares zu finden. Denn auch in ihr durchdringen sich kategoriale Bildung, Kunstanalyse und Kritik in sich wechselseitig bedingender und erhellender Gestalt. Aber auch Hegels *Ästhetik*, das wissen wir, stand, in diesem Punkte zumindest, auf einsamem Posten im Schrifttum seiner Epoche (die Verbindung zur Kunstanalyse war auch Kants ästhetischem Denken fremd).

Zu den Verdiensten des Buchs gehört weiter ein Gesichtspunkt, der, obwohl er die Theoriebildung methodisch nicht berührt, für seine systematische Struktur höchst bedeutend ist; der auch politisch Holz' Werk als Theorie an der Front der Zeit qualifiziert. Wir meinen die Überwindung des Eurozentrismus in der philosophischen Theorie. Hier wird, aus der Tradition europäischen Denkens heraus (und nicht von einer dezisionistisch gesetzten Außenperspektive her), der eurozentrische Charakter dieses Denkens unumkehrbar überschritten. Dies geschieht durch den für die Theoriebildung essentiellen Einbezug nichteuropäischer Kulturen. Denn in der Tat kann von anthropologischen und ästhetischen Universalien nicht reden, wer sich allein auf den europäischen Kulturraum beschränkt (ein großes Manko des Lukácsschen Denkens): Die Postulate einer ontologischen Ästhetik sind allein durch eine universalgeschichtliche Betrachtungsweise einzulösen. In diesem Sinn betrifft die universalgeschichtliche Position, die Holz kunsthistorisch bezieht, auch die systematische Struktur seiner Theoriebildung.

⁶ Benjamins Werk stellt auch für diesen Zusammenhang ein Sonderproblem dar. Sicher wird man aber hier gleichfalls sagen müssen, daß philosophische Systematizität im Holz'schen oder Lukács'schen Sinn nicht intendiert ist.

Sehr viel mehr wäre zu nennen. Nicht zuletzt die kritische Souveränität, mit der Holz dem Phänomen der modernen Kunst begegnet, weit jenseits der falschen Alternativen, die das Denken sowohl von Lukács wie von Adorno belastet haben⁷, weit jenseits aber auch der heute modischen Beliebigkeit - ein Zugriff, den man sich auch auf den Gebieten der Literatur und Musik ausgearbeitet wünscht.

Holz' großes Werk steht - nahezu als erratischer Block - fremd und widerständig in einer Zeit, in der Ästhetisches zwar feuilletonistisch Konjunktur hat, ja ästhetische Theorie, in postmodernen Narrenkleidern, zur neuen 'Leitwissenschaft' erkoren wird, die in der Sache aber unfähig erscheint, das Phänomen des Ästhetischen in seiner historischen wie aktuellen Verfaßtheit - und das heißt: in der Komplexität seiner Bestimmungen - begrifflich zu fassen. Und 'begrifflich fassen' meint immer auch: *systematisch* erfassen, als Arbeit des konkreten Begriffs. Vielleicht aber ist solches Denken - vielleicht ist eine Philosophie, die 'ihre Zeit in Gedanken' faßt und diese Zeit im Zusammenhang der Geschichte der Welt - in der Tat allein noch von marxistischen Voraussetzungen her möglich; eines Marxismus freilich, der der großen philosophischen Tradition nicht enträt, der eben doch ontologisch, anthropologisch, geschichtsphilosophisch auszuarbeiten ist - ein Marxismus *mit* Aristoteles, Leibniz, Spinoza, Hegel, auch mit Goethe würden wir sagen, nicht ohne oder gegen sie. Ein Marxismus, der sich als dialektischer Materialismus versteht.

Die Holz'sche *Philosophische Theorie der bildenden Künste* setzt eine Norm, an der sich jede heutige wie zukünftige Ästhetik wird messen lassen müssen.

⁷ Dazu jetzt richtungsweisend U. Schulenberg, *Zwischen Tradition und Avantgarde. Drei Paradigmen für die Aporien des Entweder - Oder*, Frankfurt/M., New York 2000.

Qin Shi Huangdi oder die chinesische Wende der bürgerlichen Gesellschaft

„Der erhabene Herrscher hat die Welt geeint, er hat alle Dinge geprüft und weiß über alle, nahe und ferne, Bescheid. Er weist jedem Wesen seinen Platz zu, er untersucht die Ereignisse und die Tatsachen und gibt ihnen den Namen, der ihnen zukommt.“
(Text auf einer Stele Qin Shi Huangdis)

1.

Würde die Bourgeoisie sich heute in einem historischen Spiegel betrachten, so sähe sie die Gestalt Qin Shi Huangdis, des Ersten Kaisers der Qin, dem es nach schweren Kämpfen gelang, seine Rivalen niederzuringen und die chinesischen Gebiete zu einen. Und wirklich: Läßt das Geschehen in China am Ende der Ära der Streitenden Reiche sich nicht als Chiffre verstehen, die, einmal entziffert, auf den Triumph hier und jetzt des sich verwertenden Wertes weist? Denn auch wir sehen die Widersacher dieses Wertes am Boden und die Welt¹ – im Zeichen des kapitalistischen Zentrums – vereint.

2.

Zwanzig Jahre zuvor hätte wohl niemand daran auch nur im geringsten gedacht. Das, was wir heute erleben, war damals schlicht jenseits der Vorstellungskraft. Doch die Geschichte schlägt, wie man weiß, Kapriolen, die nicht vorhersehbar sind: Die Vorsehung ist sichtlich mit Blindheit geschlagen. Wenn Hegel lakonisch bemerkt, daß die Eule der Pallas Athene erst bei einbrechender Dunkelheit zu fliegen beginnt, so kann man auch das aus diesem Diktum ersehen, daß die Geschichte sich nicht voraussehen läßt. Denn, um es in einer modernen Sprache zu sagen, jedes Gesellschaftssystem ist nicht-linear, es ist hyper-sensibel bezüglich der Anfangszustände und das impliziert, daß Voraussagen undenkbar sind.²

Das bedeutet nun nicht, daß die Geschichte nicht determiniert sei (auch chaoti-

¹ Das „Reich der Mitte“ war für die alten Chinesen bekanntlich die „Welt“. „Man setzte das eigene Reich mit tian-xia (‘dem, was sich unter dem Himmel befindet’) gleich. Damit war aber die Auffassung verbunden, wonach die eigene Herrschafts- und Kultursphäre, in Potenz die gesamte bewohnte Erde, die Ökumene sei.“ (R. Moritz, *Die Philosophie im alten China*, Berlin 1990, S. 22)

² „Wenn die zukünftige Entwicklung eines dynamischen Systems sehr empfindlich von der genauen Lage der Anfangsbedingungen abhängt, deren Feststellung ja stets mit Unsicherheiten behaftet ist, kann man nur für begrenzte Zeiten gute Vorhersagen machen.“ (W. Ebeling, *Chaos, Ordnung und Information*, Berlin 1989, S. 33) „Solange wir nicht den Anfangszustand mit unendlicher Genauigkeit kennen, kann (bei chaotischen, nicht-linearen Systemen, N.E.) von Vorhersagbarkeit keine Rede sein.“ (P. Davies, *Prinzip Chaos*, München 1993, S. 77)

sche Systeme sind deterministisch),³ es heißt lediglich, daß sie dies retrospektiv, nicht auch prospektiv ist: für uns ist sie prospektiv offen.⁴ Wie der Flügelschlag eines Schmetterlings nämlich den Wetterverlauf umstürzen kann,⁵ so auch kann jedes Geschehen, wie unscheinbar es auch sei (und sofern sich das System vom Gleichgewichtszustand entfernt), den prospektiven Verlauf der Geschichte verändern.⁶ Über weite Strecken hinweg mag allerdings ein Gesellschaftssystem im Gleichgewicht sich befinden, nur „lineare“ Modifikationen erfahren, daher „berechenbar“ sein, dann aber, wenn ein Parameter (oder auch mehrere) einen kritischen Wert überschreitet, stürzt es ins „Chaos“, und was dann resultiert, ist etwas, das nicht vorhersehbar war. – Indessen genügt oft ein Wendepunkt nicht, damit eine Gesellschaftsformation eine andere ablöst: der historische Zug, um ein Bild Benjamins zu gebrauchen, muß mehrere Weichen passieren.

3.

Was immer Geschichte auch sei, die Makro-Geschichte, die Geschichte auf globalem Niveau, ist die Geschichte der Sukzession historischer Formationen, die sich insofern unterscheiden, als die Art und Weise der Produktion und Verteilung jeweils von einer anderen Dominante beherrscht, daß der Produktions- und Verteilungsprozeß von dieser aus organisiert wird. So kennen wir die Formationen der Aneignung, der Hervorbringung, der Abpressung und des sich selbst verwertenden Werts.⁷

³ In nicht-linearen Systemen liefern die Grundgleichungen eine völlige Determination der Lösung (vgl. Ebeling, a.a.O., S. 33f.).

⁴ Das heißt: in Richtung des Zeitpfeils. Eine chaotische Bahn läßt sich erst bestimmen, wenn sie tatsächlich gegeben ist (vgl. Davies, a.a.O., S. 81).

⁵ „Der Flügelschlag eines Schmetterlings auf einer Alpenwiese kann dazu führen, daß der nächste Orkan statt über die Nordsee über Frankreich hinwegzieht.“ (P. Coveney/R. Highfield, *Anti-Chaos*, Reinbek 1994, S. 274)

⁶ Das ahnten schon die Enzyklopädisten: „Zuviel Schärfe in der Galle eines Fanatikers, zu heißes Blut im Herzen eines Eroberers, die schlechte Verdauung im Magen eines Monarchen, eine Grille im Kopfe einer Frau sind ausreichende Ursachen, um Kriege zu veranlassen, um Millionen von Menschen zur Schlachtbank zu führen, um Bauwerke niederzureißen, um Städte in Schutt und Asche zu legen, um Völker in Trauer und Elend zu stürzen, um Hunger und Pest hervorzurufen, um Trostlosigkeit und Not für eine lange Reihe von Jahrhunderten auf unserem Erdball zu verbreiten.“ (P. Thiry d'Holbach, *System der Natur*, Frankfurt/M. 1978, S. 206) „... innerhalb einer Ordnung, in der alles miteinander verknüpft ist, (gibt) es keine kleinen Dinge ... und die geringfügigsten Ursachen (sind) die bedeutendsten ...“ (D. Diderot, *Mystifikation*, Berlin 1956, S. 46) Die Erfahrung lehrt, „daß in der physischen wie in der moralischen Welt die größten Ereignisse oft die Wirkung fast unmerklicher Ursachen sind.“ (C.-A. Helvétius, *Vom Geist*, Berlin 1973, S. 260) – Man denke nur, was gewesen wäre, wäre Lenin in Finnland ertrunken.

⁷ Die archaische Formation, in der das Verhältnis zu den Naturbedingungen ein aneignendes ist (Sammeln, Jagen); die barbarische Formation, in der man der Natur nachhilft, indem man anbaut und züchtet (also die Produkte hervorbringt); die koerzitive Formation, in der eine besondere Klasse das Mehrprodukt zwangsmäßig abschöpft; schließlich die kapitalistische Formation, in der sich der sich selbst verwertende Wert die Produktionssphäre botmäßig macht.

In allen diesen Formationen dominiert jeweils ein bestimmter Modus der Reproduktion der Gesellschaft, der alles konzentrisch erfaßt und nach seinem Bilde gestaltet. Ein neuer Modus jedoch, wenn er einen früheren ablöst, löscht diesen keineswegs aus, er „überlagert“ ihn nur, um jenen dann mit der Zeit – oft bis zur Unkenntlichkeit – zu modifizieren. So impliziert auch der Umstand, daß die Nahrung im Anschluß an die „neolithische Wende“ nunmehr hervorgebracht wird, nicht im geringsten, daß die Praxis der Aneignung (also Sammeln und Jagen) gänzlich verschwindet, sie wird vielmehr abgedrängt, marginalisiert, um in späterer Folge zu einem Vorrecht der herrschenden Klasse zu werden.⁸ Dasselbe gilt für den Wechsel von der barbarischen zur koerzitäven Formation: Das im engeren Sinne produktive Verhalten (der Landbau, die Viehzucht) bildet die Basis der Surplusaneignung, es wird allerdings, was das Verhältnis der Produzenten zu ihrem Hauptproduktionsmittel – dem Boden – betrifft, radikal umgeformt. Schließlich hebt der kapitalistische Wert die Klassenspaltung (d.h. die Surplusabschöpfung) nicht auf, er gibt ihr nur eine andere, nicht-koerzitive Erscheinung.

Historische Formationen sind darüber hinaus progressiv, in dem Sinne nämlich, daß, ist einmal eine „höhere“ Stufe erreicht, kein Rückfall mehr auf eine „tiefere“ Stufe erfolgt. Das gilt freilich nicht für diese oder jene Gesellschaft, es gilt nur global.⁹ Räumlich entsteht eine Formation als ein „Herd“ (oder mehrere „Herde“), von der (oder von denen) aus sukzessive der Erdball assimiliert wird (wenn man von den zahlreichen „Nischen“ absehen möchte, in denen sich Reste früherer Formationen erhalten¹⁰).

4.

Die koerzitive Formation, deren Determinante die Abpressung ist, umfaßt verschiedene „Weisen, den Lebensunterhalt zu gewinnen“, ¹¹ Weisen der Produktion, die sich nicht progressiv ablösen, auch wenn sie bisweilen eine auf die andere folgen. Es handelt sich hier nur um alternative Modalitäten der koerzitäven Mehrproduktabsorbierung, um die verschiedenen Formen, die das Verhältnis der Arbeiter zu den Eigentümern der Produktionsbedingungen annimmt, ¹² Formen, die alle darauf hinauslaufen, daß die Surplusarbeit koerzitiv, zwangsmäßig abgeschöpft wird.

Innerhalb dieser Formation also trifft man auf unterschiedliche Typen (oder

⁸ So im alten Orient oder im Reich der Inka. In dieselbe Kategorie fallen auch die feudalen Jagdmonopole.

⁹ Seßhafte Bodenbauern in Nordamerika gingen zum „Wildbeutertum“ über, als ihnen die entlaufenen Pferde der Spanier die Möglichkeit boten, großflächig Bisons zu jagen.

¹⁰ Auch wenn es sich nicht um „lebende Fossilien“ handelt, da solche Gruppen durchaus Metamorphosen durchlaufen.

¹¹ K. Marx, Das Elend der Philosophie, in: MEW 4, S. 130.

¹² „... das unmittelbare Verhältnis der Eigentümer der Produktionsbedingungen zu den unmittelbaren Produzenten ...“ (K. Marx, Das Kapital III, in: MEW 25, S. 799)

Modelle), als deren bedeutendste man den kommunal-despotischen Typ, den sklavistischen Typ und den grundherrlich-feudalistischen Typ nennen kann (mit ihren zahlreichen Varianten in den Dimensionen des Raums und der Zeit).¹³

Allen diesen Modellen, wie verschieden sie auch sonst in manchen Dingen sein mögen, ist die Klassenspaltung gemeinsam, der Staatsapparat und das Privateigentum (und sei es das Privateigentum des Despoten oder des Tempels). Kurz: Im Unterschied zu den vorhergehenden Formationen ist die koerzitive zivilisiert.¹⁴

Von einigen frühen, (relativ) autochthonen Zivilisationsherden aus (der olmekischen Golfküste und den Anden im Westen, dem Niltal, dem Zwischenstromland, dem Indusgebiet und dem Hoanghotai im Osten) dehnt sich die Zone der Zivilisierten (die Zone der Surplusaneignung) allmählich zu einem ost-westlichen Gürtel der Klassengesellschaft, der sich in weiterer Folge beständig nach Norden und Süden verbreitert, bis schließlich dann im Jahr 1415 (dem Auftakt der kolonialen Expansion) der Großteil der Welt (sieht man von Randgruppen ab) zivilisiert ist.¹⁵

Die Wege, auf denen das zivilisierte Gebiet permanent expandiert, sind nun von dreierlei Art:

1. Durch Kontakt mit der äußeren Welt, die den Sprung in die Klassengesellschaft schon hinter sich hat, werden entweder autochthone Prozesse der Klassenbildung beschleunigt oder auch andererseits (sofern dieser Impuls auf günstige Umstände trifft) ausgelöst.¹⁶ Das gilt namentlich für das minoische Kre-

¹³ „Als letzte Phase der primitiven Gesellschaftsformation ist die Ackerbaugemeinde eine Übergangsphase zur sekundären Formation, also Übergang von der auf Gemeineigentum begründeten Gesellschaft zu der auf Privateigentum begründeten Gesellschaft. Die sekundäre Formation umfaßt, wohlverstanden, die Reihe der Gesellschaften, die auf Sklaverei, Leibeigenschaft beruhen.“ (Marx an V. I. Sassulitsch, Dritter Entwurf, in: MEW 19, S. 404) – Schon in den 60er Jahren hatten sowjetische Historiker ein Modell vorgeschlagen, das sich auf die Brief-Entwürfe von Marx an V. Sassulitsch berief und die orientalische, antike und feudale Produktionsweise in einer Formation zusammenfaßte. Vgl. L. Pecirka, Von der asiatischen Produktionsweise zu einer marxistischen Analyse der frühen Klassengesellschaften, in: Eirene 6 (1967), S. 167; B. Töpfer, Problematik der vorkapitalistischen Klassengesellschaften, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1967, S. 285.

¹⁴ „Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein.“ W. Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, in: Illuminationen, Frankfurt/M. 1977, S. 254

¹⁵ Spätestens zu dieser Zeit sind „primitive Kulturen“ ein Randphänomen; die koloniale Expansion hat nicht „primitive“, sondern zivilisierte Gesellschaften zugrunde gerichtet – und oftmals auch solche, die die Bewunderung und den Neid von Reisenden, Händlern und Conquistadoren erregten (so Marco Polo in Peking, Vasco da Gama in Malindi und Calicut, Bernal Díaz in Tenochtitlán).

¹⁶ „Um ihnen (den Zivilisierten, N.E.) zu widerstehen, mußte man sich eine ähnliche Bewaffnung anfertigen: Schmiede mußten herangebildet und mit Rohstoffen versorgt, Kupfer und Zinn herbeigeschafft, der Handel organisiert und ein ausreichender Lebensmittelüberschuß gesichert werden, um die Handwerker zu ernähren.“ (V. G. Childe, Stufen der Kultur, Stuttgart 1952, S. 178)

ta, Mykene, Rom, die Staaten am Niger (Ghana, Mali und Songhai), die Stadtstaaten an der ostafrikanischen Küste (Kilwa, Mombasa, Malindi) und viele andere mehr.

2. Die Zivilisierten stoßen in barbarische Gegenden vor, um sich den Zugriff auf Rohstoffquellen (Metalle vor allem) zu sichern; sie unterwerfen diese Gebiete, um in der Form von Tributen diese begehrten Produkte dann sich zu eignen zu machen.¹⁷ Oder sie expandieren, um ihre Steuergrundlage, die vornehmlich aus den Früchten des Bodens besteht, auszuweiten: die bequemste Methode, die Einkünfte des Staates zu mehren, ist die Okkupation agrarischer Zonen.¹⁸ Rom, das Gallien unterwirft, ist ein Beispiel dafür.

3. Nomaden (oder auch Seßhafte, die in Bewegung gerieten) dringen in Imperien vor, um sich den Reichtum, der ihnen märchenhaft scheint, einzuverleiben, oder auch um, da die Dürre sie ständig bedroht, von dem Land Besitz zu ergreifen, das die Herden, die des Futters ermangeln, abweiden könnten, wenn die Hirten die Bauern vertrieben. Doch da die Anziehungskraft zivilisierter Lebensformen so groß ist, werden die Eroberer meist innerhalb kürzester Zeit assimiliert (und mit ihnen ihre Ausgangsgebiete). Das geschah unter anderem mit den Germanen im römischen Reich und mit den Mongolen in China.¹⁹

Überhaupt wird die Epoche der vorkapitalistischen Klassengesellschaft beherrscht durch den Zusammenstoß zwischen Barbaren und Zivilisierten, durch Invasionen in zivilisiertes Gebiet (Gutäer und Akkader, Ammoniter und Uräer, Hyksos und Ägypter, „Seevölker“ und Hethiter, „Tataren“ und Chinesen, Germanen und Römer, Chichimeken und Tolteken), durch Zerstörung von Reichen, Assimilierung, Perioden friedlicher Koexistenz und Durchdringung.

5.

Die Geschichte Chinas seit den frühesten Zeiten der Klassengesellschaft (also der Shang-Dynastie) kann als Modellfall der koerzitiven Geschichte bis zur Heraufkunft der modernen Epoche aufgefaßt werden – wir sehen hier nämlich Metamorphosen innerhalb einer Formation (was den Wechsel von Produktionsweisen einschließt), graduellen technologischen Fortschritt (Schießpulver, Buchdruck und Kompaß), Expansion und Absorption barbarischer Zonen, Barbareneinfälle, Fremdherrschaft und Assimilierung, dynastischen Wechsel und das periodische Auseinanderbrechen des Reiches, dem stets eine neue Reichseinheit folgt.

Man sollte daher, wenn man dem Geheimnis der Geschichte auf die Spur zu

¹⁷ Oder sie oktroyieren den Austausch, wie die Ägypter im Falle des Zedernholzes aus Byblos.

¹⁸ Und man kam so auch billig in den Besitz jenes Landes, das an die Elite verteilt werden konnte.

¹⁹ Die seßhaften Barbaren (die Bauern) werden in der Regel von den Zivilisierten unterworfen und zivilisiert (in eine Klassengesellschaft integriert), während die nomadisierenden Barbaren (vor allem die Hirten) die Zivilisierten periodisch bedrohen, in ihre Gesellschaften einfallen, sie plündern oder sich auch zu ihrer herrschenden Klasse zu machen verstehen.

kommen versucht, den Blickpunkt verschieben und den chinesischen Fall nicht wie die Geschichte des Okzidents lesen, sondern the other way round die okzidentale Geschichte durch die Brille des chinesischen Paradigmas betrachten – als des Paradigmas der koerzitiven Formation.

Und wirklich: Mit ein wenig Phantasie findet man all das, was China paradigmatisch uns vorführt, auch am äußersten Rand auf der anderen Seite des riesigen Festlands, das vom pazifischen bis zum atlantischen Ozean reicht: Transformationen innerhalb einer Formation (den Übergang von der sklavistischen zur feudalen Produktionsform), die Expansion Roms in barbarische Zonen, Invasionen (der Kelten, Germanen, Normannen, Sarazenen und Ungarn), Barbarenreiche auf römischem Boden (die Reiche der Goten, Franken, Vandalen), den Wechsel von „Dynastien“ (der Merowinger, Karolinger, Kapetinger/ Ottonen, Welfen und Staufer), Zerfall und erneute Gründung von Reichen.

Nichts spricht indes für die Ansicht, daß der Okzident – so wie auch China – innerhalb dieser Dynamik nicht ein Gefangener war: Der Ausbruch (und die Passage zu einer höheren Formation) war keineswegs ausgemacht.

6.

Und doch ist dieses Randgebiet ausgebrochen. Wie von ungefähr nämlich entsteht nach dem Jahr tausend Kapital als autonomer historischer Faktor, expandiert über die Grenzen seines Heimatgebietes hinaus (gewinnt damit eine unwiderstehliche Kraft) und bemächtigt sich schließlich der Sphäre der Produktion, um hier die Produktivkräfte der menschlichen Arbeit auf ungeahnte Höhen zu führen.

Paradoxerweise gibt den Anstoß dafür die Invasion der Barbaren – der Normannen, der Sarazenen (die so barbarisch nicht sind) und der Ungarn. Diese beschleunigen nämlich das Auseinanderbrechen des karolingischen Reiches, das bis zum Jahr 1000 in kleinste Burgbezirke zerfällt: autonome, gleichsam unabhängige „Staaten“, welche allein sich in der Lage befinden, ihr Gebiet vor den Barbareneinfällen zu schützen. Um aber die Verteidigung organisieren zu können, belasten die Herren ihren Bezirk mit einem Steuersystem, dessen Druck auf das Land die agrarische Produktion auf das äußerste steigert – sei es, daß man Wälder und Ödland an den Rändern der Weiler unter den Pflug nimmt, sei es, daß man sich neuer Methoden (des Systems der drei Felder) bedient. Das wachsende Surplus erlaubt so aber nicht nur den Unterhalt einer bedeutenden Schar berittener Krieger, sondern zugleich auch eines wachsenden Kreises von Spezialisten, die von der Landarbeit freigestellt sind und sich der Produktion von Waffen, Kleidung und Schmuck für die domini widmen.

Da jedoch eine Zentralgewalt fehlt, ist, wie zu erwarten, das System instabil, die Rivalitäten der Herren führen zu endlosen Kämpfen untereinander, und um in diesen bestehen zu können, muß man die Krieger durch reiche Geschenke,

Feste und Entfaltung von Pracht an sich binden.²⁰ Dabei spielt die Qualität der Produkte, die man an die Vasallen verteilt, mit denen man sich umgibt und die man demonstrativ in den periodischen Festen zerstört, eine immer größere Rolle. Man schickt deshalb Dienstmännern los, um überall dort Stoffe, Schwerter und Wein zu erwerben, wo die Güte dieser Produkte einen gewissen Ruf erlangt hat. Diese Dienstmännern nun bilden die Keimform der Händler, die, da sie auf ihren Fahrten auf eigene Faust verkaufen und kaufen (und sich so zu bereichern verstehen), sich im Laufe der Zeit von ihren früheren Herren befreien (die es ihrerseits vorziehen, das Angebot der herumziehenden Händler zu nutzen), sich am Fuß einer Burg, eines Klosters oder in Ruinen aus römischer Zeit (einem Bischofssitz) niederlassen und, sobald sich der Umlauf des Geldes beschleunigt (da nun die Dörfler ihre Produkte in den rasch expandierenden burg verkauft und die Steuern und Renten in Geldform bezahlen), dem Kapital als dem sich selbst verwertenden Wert zwanglos ins Dasein verhilfen.²¹

Zugleich verschmelzen in den endlosen Kämpfen der Burgbezirke gegeneinander nach und nach diese proto-staatlichen Zellen zu immer größeren territorialen Gebilden, da es nicht ausbleiben kann, daß jeweils der Stärkste der Burgherrn sich durchsetzt und die anderen botmäßig macht – ein Prozeß, der, wenn sonst nichts im Weg steht, in einer zentralisierten Monarchie kulminiert. Was hier jedoch besondere Erwähnung verdient, das ist der bezeichnende Umstand, daß dieser Zentralisierungsprozeß der staatlichen Macht der Dynamik des Kapitals stets einen Schritt hinterherhinkt, daß mit anderen Worten der Aktionsradius der proto-kapitalistischen Händler ursprünglich und über weite Strecken hinweg größer ist als jede faktische staatliche Einheit, so daß es ihnen nicht schwerfällt, sich der Kontrolle des Staats zu entziehen.²² Und als

²⁰ „Es war normal, daß der Herr sich freigebig zeigte, und je mehr er es tat, um so mehr liebte man ihn, um so besser diente man ihm.“ (G. Duby, *Krieg und Gesellschaft im Europa der Feudalzeit*, in: ders., *Wirklichkeit und höfischer Traum*, Berlin 1986, S. 146) „Um zu verkindern, daß ihre 'Freunde' sich von ihnen entfernten, wie sie sich selbst zunächst vom König und dann von den Fürsten entfernt hatten, mußten die domini freigebig sein und schenken. Ihre Autorität bemaß sich an ihrer Großzügigkeit. Sie war die Haupttugend aller Führer, eine unerläßliche Tugend. Was aus den Bauern herausgepreßt wurde, diente dazu, die Ritter zu bewaffnen, sie zu kleiden, ihnen Vergnügungen zu verschaffen; es lieferte die Nahrung für das ununterbrochene Fest, das jeder dominus sich schuldig war, im Umkreis seiner Person zu unterhalten.“ (G. Duby, *Die drei Ordnungen*, Frankfurt/M. 1981, S. 230)

²¹ „Weil das Handlungskapital eingepfercht ist in die Zirkulationssphäre und seine Funktion ausschließlich darin besteht, den Warenaustausch zu vermitteln, so sind zu seiner Existenz ... keine anderen Bedingungen nötig als zur einfachen Waren- und Geldzirkulation.“ (K. Marx, *Das Kapital III*, in: MEW 25, S. 337)

²² Und das im Unterschied etwa zu den Händlern in China. „Einige von ihnen waren außerordentlich wohlhabend, in ihren Reihen fand man Eisenfabrikanten und Salzkaufleute. Ihre Macht wurde von den frühen Bürokraten sofort attackiert und sehr schnell zerstört. Es wurden Luxusgesetze gegen sie erlassen und es wurden ihnen hohe Geldsteuern auferlegt.“ (J. Needham, *Bemerkungen über die sozialen Beziehungen zwischen Wissenschaft und Technologie in China*, in: ders.: *Wissenschaftlicher Universalismus*, Frankfurt/M. 1979, S. 169)

schließlich die Staaten sich konsolidierten, da hatte die Klasse der Händler schon eine so dominante Position innerhalb der Struktur der Gesellschaft gewonnen, daß sie dem Souverän gegenüber (der sich darüber hinaus beständig in Geldnot befand) als Partner auftreten konnte. Das Kapital kann sich so als autonome historische Kraft etablieren.²³

Dies wäre wohl ohne Folgen geblieben (ja ein Rückfall war durchaus wahrscheinlich), wären nicht um das Jahr 1415 besondere Umstände zusammengetroffen (die Reconquista auf iberischem Boden und der osmanische Vormarsch),²⁴ ein Bedingungsgeflecht, das die Expansion des sich selbst verwertenden Werts über die mediterran-atlantischen Grenzen hinaus äußerst begünstigen sollte. So expandierend, gewann dieser kapitalistische Wert eine neue Dynamik: Die Klasse der Händler akkumuliert, von diesem Augenblick an, fieberhaft.²⁵

Der Schwung der Bourgeoisie stößt jedoch bald schon auf äußerst lästige Schranken: die Restriktionen des freien Arbeitskräfteverkaufs durch feudalistische Fesseln, die Korporationen und Stände, die Steuerfreiheit der Privilegierten, lokale Autonomien, Binnenzölle sowie auch der Wirrwarr der Gewichte und Maße – all das wird zu einem zu engen Korsett der sich formierenden Bourgeoisie, das sie dann auch durch ihre bloße kapitalistische Praxis zermüht, allein oder auch im Verein mit der Krone Schritt für Schritt abbaut, um es schließlich in Revolutionen oder vermittels Reformen zu sprengen. – Was dann entsteht, das ist eine Gesellschaft von Bürgern, d.h. von freien und gleichen Warenbesitzern, deren Beziehung untereinander sich auf Kauf und Verkauf reduziert.²⁶

Auf dieser Grundlage nun unterwirft sich das Kapital, welches bisher die Produktion nur von außen zu dirigieren vermochte, die Produktionssphäre unmittelbar: Auch die Arbeitskraft (und diesmal en masse) wird zur Ware.

Der Sektor, von dem aus dieser Prozeß seinen Ausgangspunkt nimmt, die Erzeugung von Stoffen, zerfällt im Prinzip in zwei Phasen, das Spinnen und Weben, die so aufeinander abgestimmt sind, daß einer bestimmten Anzahl von Webern eine bestimmte Anzahl von Spinnern entspricht.²⁷ Wächst nun die

²³ Vgl. dazu: E. Nyikos, *La liberté dévoilée*. Versuch über die Naturgeschichte der bürgerlichen Freiheit, Passagen (1994), S. 37ff.

²⁴ 1415 wird Ceuta auf afrikanischem Boden – als Fortführung der Kämpfe gegen die Mauren – von den Portugiesen erobert: Hier gelangt man in den Besitz von zuverlässigen Nachrichten über die Goldländer südlich der Sahara, Nachrichten, welche die Entdeckungsfahrten entlang der afrikanischen Küste unter der Patronage Heinrich des Seefahrers nicht unwesentlich anregen sollten. 1453 erobern die Osmanen dann Konstantinopel, als Abschluß der Besetzung des östlichen Mittelmeerraums; sie sperren zwar nicht völlig den Gewürzhandel mit der Levante, tragen aber viel dazu bei, daß sich die Waren empfindlich verteuern.

²⁵ Vgl. Nyikos, a.a.O., S. 55ff.

²⁶ Die civil society im Gegensatz zur kapitalistischen Gesellschaft.

²⁷ Das Verhältnis ist etwa – nach der Einführung des Schnellschützen von Kay – 1:8 oder 12.

Nachfrage nach Tuch sprunghaft an, so kostet es zwar keinerlei Mühe, den Zusatzbedarf an Webarbeitskräften zu decken, den an Spinnarbeitskräften zu stillen jedoch, da man um so viel mehr Spinner benötigt, ist schwer. Es ergibt sich ein Engpaß, dem man nur durch die Anwendung kombinierter Werkzeug- und Antriebsmaschinen abhelfen kann. Da der Umfang dieser komplexen Maschinen den Aktionsradius, innerhalb dessen sich ein Heimarbeiter bewegt, indes übersteigt und da andererseits das Maschinensystem die Zusammenarbeit mehrerer Arbeiter fordert, kaufen die, die über die Mittel verfügen (potentiellen kapitalistischen Wert), Arbeitskraft an, um diese dann in Fabriken mit den Produktionsmitteln (ebenfalls Waren) zu koppeln. – Aber die Nachfrage nach Tuch explodiert, weil ein Land um 1750 herum die peripheren Absatzkanäle auf sich zu vereinigen weiß: nämlich England.²⁸

7.

Drei Wendepunkte mithin: die lange Zäsur um das Jahr 1000, die Expansion in andere Teile der Welt und schließlich der Vormarsch des kapitalistischen Werts in die Sphäre der Produktion – wo dieser Prozeß in der Errichtung des Systems der Fabrik kulminiert.

Die Große Fabrik: Symbol des sich selbst verwertenden Werts und zugleich der fruchtbare Boden, auf welchem der Bourgeoisie ein Gegenspieler erwächst, eine Klasse, deren Lebensprozeß sie zum Subjekt der Überwindung des Privateigentums (und damit auch der Spaltung der Gesellschaft in Klassen) – und nicht wie von ungefähr – prädestiniert. Nicht nur allein, daß die Arbeiterklasse sich der Diktatur des Fabrikkapitals ausgesetzt sieht (mit ihren drakonischen Strafen, niedrigen Löhnen und ihrer Tendenz, die Arbeitszeit bis an die Grenzen der Belastbarkeit auszuweiten), sie ist auch den Wechselfällen des konjunkturellen Verlaufs (der zyklischen Arbeitsverlust impliziert) ausgeliefert²⁹ – Gründe genug, der Gesellschaft der Bourgeoisie gegenüber Aversionen zu hegen.

Das allein würde aber noch nicht genügen und ist (als isoliertes Faktum genommen) in der Tat ohne großen Belang. Wichtiger ist (ja zentral), daß die Große Fabrik, dadurch, daß das Maschinensystem den Arbeiter zu einem Organ degradiert,³⁰ das allein im Zusammenspiel mit den anderen zu funktionie-

²⁸ Vgl. Nyikos, a.a.O., S. 65ff. – E. J. Hobsbawm hat darauf hingewiesen, daß „unter vorindustriellen Verhältnissen ... Raum für die Industrialisierung nur in einer Pionieration“ war (E. J. Hobsbawm, *Industrie und Empire I*, Frankfurt/M. 1977, S. 48, Anm. 10).

²⁹ Während einst Katastrophen naturbedingt waren (sieht man von Raubkriegen ab, die aber selbst oft durch Naturkatastrophen ausgelöst wurden), so entspringen sie jetzt der Gesellschaft.

³⁰ „Der Produktionsprozeß hat aufgehört, Arbeitsprozeß in dem Sinne zu sein, daß die Arbeit als die ihn beherrschende Einheit über ihn übergriffe. Sie erscheint vielmehr nur als bewußtes Organ, an vielen Punkten des mechanischen Systems in einzelnen lebendigen Arbeitern; zerstreut, subsumiert unter den Gesamtprozeß der Maschinerie selbst, selbst nur ein Glied des Systems, dessen Einheit nicht in den lebendigen Arbeitern, sondern in der lebendigen (aktiven) Maschinerie existiert, die seinem einzelnen unbedeutenden Tun gegenüber als gewaltiger Organismus ihm gegenüber erscheint.“ (K. Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, in: MEW 42, S. 593)

ren vermag,³¹ kooperatives Verhalten trainiert, ein Verhaltensschema hervorbringt, das, da man den Kalamitäten des Lebens nur kollektiv beikommen kann, sich spontan bald in gemeinsamem Vorgehen (in Streiks etwa) fortsetzt und konkretisiert; diese Praxis als Kollektiv ist es nun, welche die Adoption einer revolutionären Doktrin entscheidend begünstigt,³² einer Doktrin, deren Essenz im Konzept einer assoziierten Gesellschaft besteht, die auf Gemeineigentum an den Produktionsmitteln gründet (und so der kollektiven Natur der Produktion Rechnung trägt),³³ damit aber auch die Voraussetzung schafft für bewußte Kontrolle und Planung (also die Herrschaft über das eigne Produkt) – und diese Doktrin kristallisiert mit der Zeit in organisierten Verbänden.

In einem Verein zusammengeschlossen, allein schon durch das Maschinensystem diszipliniert und geschult,³⁴ ist die Arbeiterklasse so nicht nur fähig, in einer neuen Gesellschaft sich selbst zu regieren, sondern sie ist auch wie geschaffen dafür, als Subjekt der Geschichte die bürgerliche Ordnung zu stürzen – dann, wenn das System aus dem Gleichgewicht fällt.³⁵

8.

Es ist eine der Paradoxien der Geschichte, daß in den Zentren der Welt sich der kapitalistische Wert halten konnte, während in manchen Peripherien es gelang, das Privateigentum aus dem Wege zu räumen. Doch dies führte dort nicht zu einer assoziierten Gesellschaft (im Sinne von Marx), sondern zu originären Gebilden (welche das theoretische Denken nicht vorsah), zu Regimen mithin, die sich vom Weltsystem abzukoppeln verstanden und deren Verdienst es unstreitig war, über Jahrzehnte hinweg ihr Gebiet von Auslandskapital freigehalten zu haben.³⁶

³¹ Das Maschinensystem als anonymes System läßt das Zusammenspiel (im Gegensatz etwa zum Bau von Pyramiden und Tempeln) als in der Sache selbst begründet erscheinen; es wird also nicht nur passiv ertragen, sondern auch aktiv sanktioniert.

³² Man könnte es so formulieren: Nicht das Sein „bestimmt“ das Bewußtsein, sondern das Handeln. Vgl. dazu: E. Nyikos, *Der Geist in diesem Garten. Eine Theorie der Unwirklichkeit*, CD-Rom, Wien 1998, Zugangstor D.

³³ „Die Lösung kann nur darin liegen, daß die gesellschaftliche Natur der modernen Produktivkräfte tatsächlich anerkannt, daß also die Produktions-, Aneignungs- und Austauschweise in Einklang gesetzt wird mit dem gesellschaftlichen Charakter der Produktionsmittel.“ (F. Engels, *Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft*, in: MEW 20, S. 260)

³⁴ „... der ... durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse.“ (K. Marx, *Das Kapital I*, in: MEW 23, S. 790f.)

³⁵ Wenn sich also, im Sinne Lenins, eine revolutionäre Situation ergibt.

³⁶ Es ist nicht schwer zu zeigen, daß sich das Zarenreich vor dem Ersten Weltkrieg zumindest auf dem Weg in die Peripherie befand. Die Oktoberrevolution ist also die erste periphere Revolution der Geschichte. Vgl. E. Nyikos, „Periphere Revolutionen“ im Globalsystem, in: Z., Nr. 20 (1994).

Dieser „Akt der Aggression“ sollte dann aber auch ihr Todesurteil bedeuten. Denn die globale Bourgeoisie duldet es nicht, Anlagefelder (wie unscheinbar sie immer auch sind) zu verlieren, ganz zu schweigen davon, daß sie allein schon aus Prinzip nicht goutiert, wenn man es wagt, das Privateigentum – wo immer es sei – anzutasten. Sie organisiert deshalb auch eine gewaltige Maschinerie (die aus Agitprop, Krediten und Bomben besteht), um die freien Gebiete von neuem als Peripherie in das globale System einzugliedern – was denn auch glücklich gelingt.³⁷

Mittlerweile indes hat auch der interne Antagonist des kapitalistischen Werts sich verloren – die Klasse für sich wurde neutralisiert. Denn während der Phase der Prosperität, deren das produktive System nach dem Krieg sich erfreute, verschob sich im Feld der Anforderungen, welche seit alters die unteren Klassen bestürmen, der Akzent von der Sicherstellung der Lebensgrundlagen, welche ein kollektives Vorgehen fordert, hin zu Belangen der Freizeit,³⁸ die nur privat zu bewältigen sind – und dieses private Verhalten kollidiert unweigerlich mit dem Konzept einer assoziierten Gesellschaft. Es „zerläuft“ so das Klassenbewußtsein, der Gegner wird assimiliert, die Klasse für sich degeneriert zu einer Klasse, die nur mehr an sich ist und die, atomisiert, zum Spielball blindester Mächte gerät: das Subjekt der Geschichte verschwindet.

9.

Was wir demgemäß heute erleben, das ist offenbar eine chinesische Wende: die Perspektive einer Gesellschaft, die in den Grenzen einer Formation sich bewegt. Also, um dem Schauspiel einen Titel zu geben: „Variationen über ein Thema“, das in unserem Fall aber „Kläglichkeit“ heißt – die Flickschusterei, immer mehr Energien, Ressourcen und Zeit zu verschwenden, um so den Schäden zu steuern, welche die Tauschwertorientierung, also die kapitalistische Gier, unausweichlich bewirkt.³⁹

Und dennoch: auch wenn es so scheint, als sei die Geschichte versandet, es wäre völlig verkehrt, die Sache verloren zu geben und sich resigniert in die Herrschaft des Tauscherts zu schicken⁴⁰ – denn die Geschichte ist nicht-linear und das heißt: sie ist offen.

³⁷ Es kann Zweifel daran bestehen, daß es ohne Aggression (d.h. ohne den Kalten Krieg) die Sowjetunion nach wie vor gäbe: Die Sowjetunion wurde ganz einfach zu Tode gerüstet.

³⁸ Heute sind die Fabriken (nachdem die Arbeitszeit radikal reduziert worden ist) Durchgangs-orte zur Freizeit; ganz zu schweigen davon, daß der Dienstleistungssektor seit längerem schon den überwiegenden Teil der Arbeitskräfte beschäftigt; die Heimarbeit schließlich (auf elektronischer Basis) erlebt neuerdings eine Wiedergeburt.

³⁹ Nur nebenbei sei erwähnt: Qin Shi Huangdi ließ die Bücher der konfuzianischen Gelehrten verbrennen; sie waren daher auch redlich bemüht, ihn wo es nur ging schlechtzumachen. Das kann der Bourgeoisie mit ihren „Gelehrten“ wohl schwerlich passieren.

⁴⁰ Oder noch schlimmer: sie als Zivilgesellschaftsidylle auch noch euphorisch zu feiern.

Jürgen Harrer

Zum Tod von Walter Grab

In der Nacht zum 18. Dezember des vergangenen Jahres ist in Tel Aviv der Historiker Walter Grab gestorben. Walter Grab hat mit seinen bahnbrechenden Forschungen über die deutschen Jakobiner für die Geschichtswissenschaft Neuland erschlossen und in der Fachwelt für Aufsehen gesorgt. Doch ebenso ist sein Name einem breiten Publikum zum Begriff geworden. Zahlreiche Leser hat er gerade auch in der deutschen Gewerkschaftsbewegung gefunden. Sie kennen seine Bücher über die Französische Revolution und ihre Impulse für den deutschsprachigen Raum, über Georg Büchner oder Heinrich Heine, demokratische Bewegungen im deutschen Vormärz oder die Revolution von 1848 in Deutschland. Walter Grabs Leitmotiv für seine wissenschaftliche Arbeit war es, jene Vorkämpfer politischer und sozialer Gleichheit der Vergessenheit zu entreißen, die von der in Deutschland immer wieder siegreichen Reaktion geschmäht und verfolgt wurden, sich trotzdem nicht gebeugt haben und dafür von der herrschenden Geschichtsschreibung erneut ausgegrenzt und verleumdet wurden. Dem herrschenden Geschichtsbild hat er somit eine Sicht auf die deutsche Geschichte entgegengestellt, die mit den vergessenen radikal-demokratisch-republikanischen Traditionslinien auch die Brüche und unterdrückten Alternativen ins Bewußtsein hob und für die politische Auseinandersetzung der Gegenwart fruchtbar machte.

Walter Grab wurde 1919 in Wien geboren. Er entstammte einer bildungsbürgerlichen jüdischen Familie, war tief in der deutschsprachigen Kultur verwurzelt und den Werten der Aufklärung, der Demokratie und des Sozialismus, der Völkerverständigung und des Friedens, gerade auch zwischen Israel und den Palästinensern, fest verbunden. Nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Österreich 1938 gelang ihm die Flucht nach Palästina. Dort mußte er sich und seine Familie lange Jahre als Handwerker und Kaufmann über Wasser halten, bis er an der neu gegründeten Universität von Tel Aviv ein Studium der Geschichte, Philosophie und Literaturwissenschaft aufnehmen konnte. Nachdem er mit 46 Jahren bei Fritz Fischer in Hamburg promoviert hatte, konnte er sich in Israel als Hochschullehrer und Professor für Geschichte eine neue Existenz aufbauen. 1970 begründete er das Institut für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, das er bis zu seiner Emeritierung 1986 leitete und dessen „Jahrbuch für Deutsche Geschichte“ er herausgab. Nach Beendigung seiner universitären Laufbahn weitete Walter Grab seine rege internationale Vortragstätigkeit noch aus. Seit ihm vor einigen Jahren die Folgen einer mißlungenen Operation ans Haus fesselten, konzentrierte er sich auf seine wissenschaftliche Publizistik, die er unmittelbar bis zu seinem Lebensende fortsetzte.

Die umfangreiche Liste seiner Veröffentlichungen widerspiegelt die reiche wissenschaftliche und publizistische Tätigkeit, mit der Walter Grab weltweite

Anerkennung gewann. Zu seinen Veröffentlichungen zählen 20 Bücher und mehr als 70 größere wissenschaftliche Abhandlungen, daneben zahlreiche Zeitungs- und Zeitschriftenartikel und Rezensionen. Zu seinen Büchern gehören Werke wie „Noch ist Deutschland nicht verloren“ (1970), „Eroberung oder Befreiung“ (1974), „Radikale Lebensläufe“ (1980), „Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern“ (1984), „Georg Büchner und die Revolution von 1848“ (1985), „Dr. Wilhelm Schulz aus Darmstadt“ (1987), „Die Französische Revolution – Aufbruch zur Demokratie“ (1989), „Der deutsche Weg der Judenemanzipation“ (1991), „Heinrich Heine als politischer Dichter“ (1992). Zuletzt veröffentlichte Walter Grab im PapyRossa Verlag seinen autobiographischen Bericht „Meine vier Leben“ (1999) sowie unter dem Titel „Zwei Seiten einer Medaille“ (2000) eine Aufsatzsammlung zum Thema demokratische Revolution und Judenemanzipation.

Als ihn Bundespräsident Gustav Heinemann 1969 zum persönlichen Gespräch einlud, nahm Walter Grab mit großer Freude an. Als ihm zehn Jahre später das Bundesverdienstkreuz verliehen werden sollte, lehnte er ab. Er wollte diese Auszeichnung nicht mit dem ehemaligen SS-Mann und CDU-Bundestagsabgeordneten Wissebach teilen. Der staatlichen Vereinigung Deutschlands begegnete er weitere zehn Jahre später von Anfang an mit realistischem Blick: Er sah darin die Gefahr eines Erstarkens alldeutscher Großmannssucht nach außen und reaktionärster Tendenzen im Innern angelegt. Sein Credo hat Walter Grab selbst zuletzt so formuliert: „Mein wissenschaftliches Interesse gilt der Demokratie, die auf dem Gleichheitsprinzip beruht. Davon ausgehend bin ich der Überzeugung, daß der der gesamten Menschheitsgeschichte grundlegende Sinn darin besteht, zur Gleichheit, also zur Gleichwertigkeit aller Menschen zu streben. ... Der Privatkapitalismus ist über den bürokratischen Staatskapitalismus, der sich selbst 'real existierender Sozialismus' nannte, zwar siegreich geblieben, aber die profitorientierte Marktwirtschaft ist unfähig, die gewaltigen Probleme der Menschheit zu lösen.“

Friedrich-Martin Balzer

Wolfgang Abendroth

Bibliographisch-biographische Anmerkungen

I.

Im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam befinden sich im 19,36 m umfassenden Nachlaß von Wolfgang Abendroth vier Mappen mit angefangenen Publikationslisten, zunächst handschriftlich von Wolfgang Abendroth selbst erstellt, nach maschinenschriftlicher Abschrift zumeist handschriftlich fortgeführt. Eine Gesamtbibliographie existiert bisher nicht. Sie wird aus Anlaß des 50. Jahrestages der Gründung des Marburger Institutes für wissenschaftliche Politik, dem Ort der von Abendroth begründeten „Marburger Schule“, im Mai 2001 vorgelegt.

Das vorliegende Gesamtverzeichnis stützt sich auf bereits vorliegende 4 Teilbibliographien, verdankt jedoch entscheidende Ergänzungen – mehr als 400 Titel – den Nachforschungen im Nachlaß von Wolfgang Abendroth, der im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam betreut wird.¹

Das vorliegende Gesamtverzeichnis der Veröffentlichungen Wolfgang Abendroths belegt: Der wissenschaftliche Politiker, der in der politischen Geschichte der Bundesrepublik eine so hervorragende Rolle gespielt hat, war „in herausgehobener Weise tagespolitisch engagiert“²; als vehementer Kritiker des Kapitalismus, als Antifaschist und als Verteidiger des im Grundgesetz normierten Demokratie-, Rechtsstaats- und Sozialstaatspostulats. Die Liste der deutschsprachigen Periodika, in denen Abendroth auf Ersuchen nach Politikberatung nach 1949 am meisten publiziert hat, illustriert diesen Sachverhalt anschaulich: Sozialistische Politik (1956-1964) (49), Deutsche Volkszeitung (1966-1985) (49), die tat (1965-1983) (40), Blätter für deutsche und internationale Politik (1963-1985) (33), Stimme der Gemeinde (1962-1973) (30), Gewerkschaftliche Monatshefte (1950-1979) (23), Konkret (1962-1979) (22), Neue Gesellschaft (1954-1961) (16), Die Andere Zeitung (1955-1968) (16) und Marxistische Blätter (1968-1983) (13).³

Als Einschnitt in der öffentlichen Wirksamkeit Abendroths ist sein Ausschuß aus der SPD im Jahre 1961 anzusehen. Der unbeugsame Antifaschist Abendroth war noch im sogenannten „Umerziehungslager“ Wilton Park der SPD

¹ Siehe Jaap Haag, Inventar des Nachlasses Wolfgang Abendroth (1906-1985), 1923-1985 (-1995), hrsg. vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam 1997, 60 S.

² Siehe Alex Demirovic, Der nonkonformistische Intellektuelle, Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule, Frankfurt/M. 1999, Fußnote 413, S. 478.

³ Zu Teilaspekten der Rolle von Abendroth in der Nachkriegs-Presse siehe: Uli Schöler, „Rote Blüte im kapitalistischen Sumpf ...“. Abendroth, SPD und Presse in der Nachkriegsära, in: spw, Nr. 29 (1985), S. 430-437. Eine umfassende Analyse der Publizistik von Abendroth in der BRD steht noch aus.

beigetreten, weil er der Meinung war, dass es „einer vierzonalen Lösung des Problems der Wiedervereinigung der beiden Arbeiterparteien bedürfe und es ein Fehler sei, sie, wie es in der Sowjetischen Besatzungszone geschehen war, nur im zonalen Umfang durchzuführen“.⁴ Nach seinem Ausschluss aus der Partei, der er auch trotz des erheblichen Drucks auf Beitritt in die 1946 gegründeten SED als Mitglied verbunden blieb, boten sich ihm sozialdemokratische Periodika nicht mehr zur Veröffentlichung an. Linksprotestantische und linkskatholische Organe sprangen ein. 1976 vom Fernsehmagazin „Kennzeichen D“ befragt, was in seinen Augen am Programm der SPD sozialistisch sei, erklärte Abendroth: „Nichts, denn die Sozialdemokratie hat tendenziell seit dem Godesberger Programm und schon vorher, aber in noch verstärkterem Maße seit dem Orientierungsrahmen '85 und erst recht im Regierungsprogramm auf eigentlich sozialistische Methoden wie auch im eigentlichen Sinne auf sozialistische Zielsetzungen verzichtet. Im Bezug auf die Methoden wird es deutlich dadurch, dass Gesellschaftsanalyse und gesellschaftsgeschichtliches Denken ersetzt ist durch den Gebrauch der Termini von Werten, die beliebig ausfüllbar sind. Es ist zweitens deutlich dadurch, dass die Sozialdemokratie auch auf den Begriff der Klassenanalyse und des Klassenkampfes verzichtet. Es ist drittens ersichtlich daraus, dass von sozialistischen Zielsetzungen, also planender Gestaltung des gesellschaftlichen und politischen Seins, wie von gesellschaftlichem Eigentum und gesellschaftlicher Bestimmtheit der ökonomischen Kommandostellen, von Sozialisierung überhaupt nicht mehr die Rede ist.“⁵ Was hätte wohl Abendroth zur Programmdebatte der PDS heute gesagt?

Die nach 1961 veröffentlichten Beiträge belegen indes, dass mit dem Beginn der Studentenbewegung und dem Anwachsen von kritischem Bewusstsein und Klassenbewusstsein sich das Klima in der Bundesrepublik günstig zu verändern begann und Abendroth ein viel gefragter Autor in den unterschiedlichsten Publikationsorganen und gefeierter wie gehasster Redner⁶ auf öffentli-

⁴ Wolfgang Abendroth, *Meine wissenschaftliche Entwicklung vor dem Dritten Reich und während der Illegalität*. Das Ms. von 12 Seiten aus dem Jahre 1983 befindet sich im Nachlaß Wolfgang Abendroth in Amsterdam.

⁵ Sozialdemokratie und Sozialismus, Gespräch mit Wolfgang Abendroth. Das Gespräch führte Ernst Elitz, in: *Kennzeichen D* vom 31. Mai 1976.

⁶ Als Beispiel sei hier der Marburger Prof. E. Heuß genannt, der in seinem Leserbrief an die Marburger „Oberhessische Presse“ vom 27. April 1968 erklärte, der Ausdruck „Schreibtischmörder“ auf Abendroth bezogen sei „eher noch ein „understatement““. Bevor Eichmann seine Anweisungen vom Schreibtisch aus geben konnte, hätte zunächst in das Gehirn eines Eichmann eingehämmert werden müssen, dass die Juden Untermenschen seien. „Hier sind Goebbels und auch Alfred Rosenberg anzuführen, die für eine solche Geistesverwirrung verantwortlich gewesen sind, und es ist nicht zuletzt diese Einsicht, die zur Hinrichtung von Alfred Rosenberg in Nürnberg geführt hat.“ Zwei weitere Professoren ersuchten wenige Tage später den Rektor der Philipps-Universität unter Bezugnahme auf angebliche Äußerungen von Abendroth in der Bonner Beethoven-Halle die vom Kleinen Senat der Universität am 4. Mai 1968 ergangene Ehrenerklärung über die Verfassungstreue von Prof. Abendroth zurückzuziehen. „Wir bitten um rechtsverbindliche Auskunft seitens des Kleinen Senats, inwieweit die Berufung auf die illegale Demokratie und der Aufruf zur physischen Gewalt mit einer auch großzügig ausgelegten ‚Verfassungstreue‘ vereinbar ist.“ 1969 – im Vorfeld des Bundestagswahl-

chen Versammlungen wurde. Seine Publikationstätigkeit erhöhte sich nach 1961 erheblich.

Ungeachtet der Tatsache, dass in der DDR immer wieder über Abendroths Tätigkeit in der BRD berichtet wurde und einzelne in der BRD erschienene Texte vollständig oder zumeist auszugsweise nachgedruckt wurden, bleibt es auffallend, dass sich unter den fast 1.000 in dieser Gesamtbibliographie aufgeführten Erstveröffentlichungen nur zwei befinden, die für DDR-Publikationsorte bestimmt waren bzw. dort erbeten wurden: eine Abhandlung über Vietnam und das Völkerrecht im Jahre 1968 und ein Interview, das Ludwig Elm für den „Sonntag“ nach Abendroths Teilnahme am Internationalen Historikerkolloquium über „Die Kriegsziele Hitlerdeutschlands im zweiten Weltkrieg und die Ursachen ihres Scheiterns“ Ende Mai 1975 in Weimar mit Abendroth führte. Nach dem gleichsam politischen Todesurteil, das P.A. Steiner 1949 in der „Neuen Justiz“ über den aus der SBZ geflohenen Jenaer Professor Abendroth fällte, wonach Abendroth ein „pseudomarxistischer Trotzkist“ sei, und dem noch 1984 geäußerten Verdacht, Abendroth habe „antikommunistische Vorbehalte“, ist dies nicht gar zu verwunderlich. Karl-Heinz Schöneburg, der Abendroth 1948 bei dessen Flucht vor dem NKWD in der SBZ unterstützte, hat 1987 als stellvertretender Direktor der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften der DDR diese Anwürfe zu Recht als „Entgleisung“ und „mehr als peinlich“ zurückgewiesen.⁷

II.

Hat nun Abendroth seine eigene politisch-praktische Position von seiner akademisch-theoretischen Arbeit „getrennt“, die im Umkreis der Frankfurter Schule zudem als „eher theoriefern und deskriptiv“⁸ bezeichnet wird? Die auffallend umfangreiche öffentliche Wirkung von Abendroth in freier Rede und schriftlich verfassten Beiträgen für alle ihm offenstehende Periodika ist keineswegs ein Nebenprodukt seiner akademischen Universitätstätigkeit gewesen, sondern stellt

kampfes – erneuerte der spätere Hessische Ministerpräsident Walter Wallmann die Attacken auf Abendroth, in denen er sich u.a. mit dem Urteil des Volksgerichtshofes gegen Abendroth wegen „Hochverrats“ identifizierte. Im Amsterdamer Nachlaß befinden sich zahlreiche Unterlagen über die Angriffe, gegen die sich Abendroth immer wieder zur Wehr setzen musste.

⁷ Siehe zu den Vorwürfen und zur Entgegnung: Karl-Heinz Schöneburg, Wolfgang Abendroth (1906-1985): Kein staats- und rechtstheoretischer Nekrolog, in: *Staat und Recht*, Herausgeber: Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR, 36. Jg., Heft 7/1987, S. 579, Fußnote 1. (Siehe die Beiträge zum 70. Geburtstag des Brandenburger Verfassungsrichters unter dem Titel „Spannung im Verfassungsbogen“, Potsdam 1998). Zum Umgang der DDR-Geschichtswissenschaft und leitender Persönlichkeiten der DDR mit Abendroth siehe auch: Friedrich-Martin Balzer, Emil Fuchs, *Erbe der Französischen Revolution und des Roten Oktober, Schlaglichter aus den „Wochenberichten“ von Emil Fuchs im Bundesorgan der Religiösen Sozialisten (1931-1933)*, Teil II, in: *Berliner Dialog Hefte, Die Zeitschrift für den christlich-marxistischen Dialog*, 11. Jg. 2000, Heft 1 (43), S. 49 sowie in: *Christ und Sozialist, Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V.*, 53. Jg., 2/2000, S. 50f.

⁸ Vgl. Demirovic, a.a.O.

das Herzstück seines wissenschaftlichen Politikverständnisses und seiner Beteiligung an den Klassenauseinandersetzungen in der Bundesrepublik Deutschland dar. Eine praxisferne Theorie wäre Abendroth nie in den Sinn gekommen. Stets war für Abendroth die Einheit von Theorie und Praxis ein unverzichtbarer Bestandteil des Marxismus.⁹ „Er ist nicht die Theorie eines Individuums, der ein anderes Individuum eine andere und höhere Theorie entgegenstellen könnte; er ist vielmehr der proletarische Klassenkampf, in Gedanken gefasst; er ist aus den Dingen selbst, aus der historischen Entwicklung emporgewachsen und wandelt sich mit ihr; deshalb ist er so wenig ein leerer Trug wie eine ewige Wahrheit.“¹⁰ In diesem von Lukacs definierten Sinne sind – ohne seine glänzenden wissenschaftlich-theoretischen Abhandlungen in historischer, politisch-soziologischer und rechtlicher Hinsicht herabzuwürdigen – dann auch seine 48 in der Bibliografie aufgeführten Leserbriefe Ergebnis seines theoretischen Denkens und Mittel des politischen Kampfes.

Gegenüber der „Kritischen Theorie“ der Frankfurter Schule wahrte Abendroth – entgegen seiner hohen Wertschätzung für Carl Grünberg vom Frankfurter Institut für Sozialforschung in der Weimarer Republik – stets kritische Distanz, was nicht ausschloß, dass er Kurt Lenk und Jürgen Habermas, als die Frankfurter selbst nicht mehr den Mut besaßen, sie ihrer Fakultät zu präsentieren, unter ebenfalls schwierigen Bedingungen in Marburg – u.a. auch mit der Unterstützung des liberalen Erziehungswissenschaftlers Professor Leonhard Froese – den Weg zur Habilitation ebnete. In einem Leserbrief an die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ bestätigte Abendroth 1971, „dass ein größerer Teil der Mitarbeiter des (Marburger) Instituts marxistisch denkt, und zwar nicht in dem Rahmen der sogenannten „Frankfurter Schule“, sondern in Fortführung der Methoden, die Karl Marx und Friedrich Engels entwickelt haben“.¹¹ Er hielt es wie seine Mitarbeiter für erforderlich, „dass diese Methoden wissenschaftlich an einer Stelle in der deutschen Politikwissenschaft (wenn auch ohne jeden Monopolanspruch) vertreten und an konkreten Fragestellungen zur Geltung gebracht und weiterentwickelt werden“. Im Gespräch mit der Marburger Studentenzeitung anlässlich seiner Emeritierung im Jahre 1972 variierte Abendroth seine Kritik an der Frankfurter Schule mit den Worten: „... man kann auch die Frankfurter Schule in dieser Richtung (realsoziologisch-

⁹ Siehe Wolfgang Abendroth, Das Problem der Beziehungen zwischen politischer Theorie und politischer Praxis in Geschichte und Gegenwart der deutschen Arbeiterbewegung, in: Die Neue Gesellschaft, 5. Jg., 6/1958, (November/Dezember 1958), S. 466-477. Siehe auch das Gespräch aus Anlaß des 75. Geburtstages von Wolfgang Abendroth: „Die Theorie ist für die Praxis da, weil sie die Praxis anleiten will“. Dialektik im Gespräch mit Wolfgang Abendroth zum 75. Geburtstag, in: Dialektik, Beiträge zu Philosophie und Wissenschaften, Bd. 3, Köln 1981, S. 147-161.

¹⁰ Wolfgang Abendroth, Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie, Das Problem der Zweckentfremdung einer politischen Partei durch die Anpassungstendenz von Institutionen an vorgegebene Machtverhältnisse, vierte, erweiterte Auflage, Köln 1978, S. 45.

¹¹ Wolfgang Abendroth, Die Marburger Marxisten (Leserbrief), in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 48 vom 26. Februar 1971, S. 11.

politischer Forschung) kaum als marxistisch bezeichnen.“¹² Die Sonderentwicklung der Frankfurter Schule z.B. beruhe „– auch schon am Ende der Weimarer Republik“¹³ – ... vor allem auf diesem Missverständnis des Ausklammerns der gesellschaftlichen und politischen Praxis. Marxismus bleibt auch im Geiste von Marx und Engels immer Theorie des realen Klassenkampfes. Im realen Klassenkampf kommt man nicht darum herum, dass man auch theoretische und methodologische Grundprobleme diskutieren muß. Läßt man diese methodologische Diskussion allein und verliert die Verbindung mit der Praxis, dann entwertet man sie zum lediglich esoterischen Spiel. So sehr ich diese methodologische Grunddiskussion für notwendig halte, so erforderlich ist es nach meiner Meinung, vor allem auch die realhistorische und realsoziologische wissenschaftliche Arbeit weiterzutreiben.“¹⁴ Vehement hatte Abendroth im Jahr zuvor das Marburger Institut gegen Angriffe von Iring Fetscher verteidigt. Dieser habe versucht, die „Schulen“-Unterschiede zwischen der sogenannten Frankfurter Schule des Instituts für Sozialforschung unter Adorno, „die ihre Analysen bekanntlich im allgemeinen auf philosophische und geisteswissenschaftliche Probleme beschränkt hat und in ihren empirisch-soziologischen Arbeiten meist nur zu Ansätzen der Darstellung realsoziologischer Prozesse – und das auch nur unter Vernachlässigung sozialökonomischer Fragestellungen – gelangt ist“, einerseits und der stärker „realsoziologischen und politisch-soziologischen Problemen verhafteten Marburger Schule zu dem Zweck auszunutzen und auszuspielen, die Marburger Schule zu diffamieren und zu isolieren.“¹⁵

Das „innere Geheimnis der geistigen Fruchtbarkeit des Marxismus“ hat Abendroth unter Berufung auf Georg Lukacs' Aufsatz aus dem Jahre 1919 „Was ist orthodoxer Marxismus?“ in knappster Form so ausgedrückt: „Marxisten in dem Sinne, in dem Marx selbst kein Marxist war, es nicht sein wollte, gibt es ... nicht und kann es nicht geben; das Schwören auf die Worte der Meister ist das Schicksal jeder Schule, die eine endgültige Wahrheit letzter Instanz kennt. Irgendeine Wahrheit dieser Art kennt der Marxismus aber nicht. Er ist kein unfehlbares Dogma, sondern eine wissenschaftliche Methode. [...] Dem entspricht es durchaus, dass es gerade die ‚orthodoxen‘ Marxisten gewesen sind, welche die wissenschaftlichen Resultate, die einst von Marx und Engels gewonnen

¹² Wolfgang Abendroth, Ein Glied in der Kette marxistischer Forschung (mb-Gespräch), in: marburger blätter, 23. Jg., Nr. 4/1972, S. 14.

¹³ Frank Deppe spricht in diesem Zusammenhang vom „Abendroth-Kriterium“, will sagen, „dass für die ganze politische Argumentation von Wolfgang Abendroth (entsprechend den Erfahrungen seiner Generation) die Endphase der Weimarer Republik gleichsam die Schlüsselperiode gewesen ist, auf die er sich – sowohl im Hinblick auf die Organisationen der Arbeiterbewegung, als auch im Hinblick auf seine Staats-Faschismustheorie als auch sein Verfassungsverständnis – immer wieder bezog.“ Brief von Frank Deppe vom 28. Februar 2000 an den Verfasser.

¹⁴ Wolfgang Abendroth, Ein Glied in der Kette marxistischer Forschung, a.a.O. (Hervorhebung F.M.B.), S. 15.

¹⁵ Wolfgang Abendroth, Wissenschaftlicher Pluralismus, Habilitations- und Berufungspolitik, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Köln, 16. Jg., 4/1971, S. 380.

worden sind, nach der wissenschaftlichen Methode dieser Männer zu revidieren verstanden haben.¹⁶ Nach einem Epochenumbruch ohnegleichen ist das Dogma, sofern es sich als unfehlbar ausgab, gescheitert; das materialistische Erklärungsmodell der Geschichte und die daraus folgende Methode marxistischer Geschichts- und Politikwissenschaft haben jedoch ihre Aussagekraft nicht eingebüßt. In dem von Lukacs definierten Sinne war Abendroth ein „orthodoxer Marxist“. Wie einer seiner Lehrer, August Thalheimer, hat Abendroth dabei mehr Wert auf die Anwendung marxistischer Methoden zur Analyse jeweils gegenwärtiger politischer Auseinandersetzungen gelegt, als sich um die Errichtung von theoretischen Gebäuden zu kümmern, die keinerlei Verbindlichkeit für die soziale und politische Praxis mehr besitzen. Von daher erklärt sich der große Anteil von Beiträgen zur politischen Publizistik, in denen die Beziehung von Theorie und Praxis ihren jeweiligen Ausdruck fand und die Abendroth als Marxisten von außergewöhnlichem Rang auszeichnen.

Die überragende Bedeutung, die Wolfgang Abendroth auf dem Hintergrund seiner tiefen Prägung durch den Untergang der Weimarer Republik in die Barbarei und den gemeinsamen antifaschistischen Widerstandskampf aller Fraktionen der Arbeiterbewegung und all derer, die sich aus dem bürgerlichen Lager dazu bereit fanden, in der Geschichte der Bundesrepublik besaß, schloß die erbitterte Feindschaft und Verfolgung durch mächtige Gegner, auch durch sich selbst als Freunde und Genossen verstehende Weggefährten jedoch keineswegs aus, um von diversen Nachrichten- und Geheimdiensten, die ihn ein Leben lang bespitzelten, überwachten, bedrohten und verfolgten, gar nicht zu reden. Aus den lebenslangen Angriffen auf Abendroth sei hier nur ein Beispiel herausgegriffen. Im Zusammenhang mit der Kontroverse um das Buch der Marburger Wissenschaftler Frank Deppe, Georg Fülberth und Jürgen Harrer über „Die Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung“¹⁷ richtete Professor Peter von Oertzen (SPD) 1979 einen Brief an sämtliche Spitzenvertreter des DGB sowie seiner Einzelgewerkschaften mit der Absicht, Wolfgang Abendroth – sieben Jahre nach dessen Emeritierung – intellektuell und moralisch zu diskreditieren. In diesem Brief erklärte er, dass Abendroths „partei-kommunistische“ „Auffassungen ... mit dem Programm des DGB und ... mit den Grundsätzen der Demokratie, den Zielen des Sozialismus und den Traditionen der freiheitlichen Arbeiterbewegung“ „unvereinbar“¹⁸ seien. Diese Auseinandersetzung, die wahrlich mehr war als ein „Intellektuellenstreit“, löste eine breite Welle der Solidarität aus, deren Erstunterzeichner Bernt Engelmann, Willi Bleicher und Klaus Fritzsche waren. 2.461 Personen im gan-

¹⁶ Zit. nach: Wolfgang Abendroth, Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie, Das Problem der Zweckentfremdung einer politischen Partei durch die Anpassungstendenz von Institutionen an vorgegebene Machtverhältnisse, vierte, erweiterte Auflage, Köln 1978, S. 45.

¹⁷ Frank Deppe, Georg Fülberth, Jürgen Harrer (Hrsg.), Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung, vierte, aktualisierte und neu bearbeitete Auflage, Köln 1989.

¹⁸ In: Solidarität mit Wolfgang Abendroth, verantwortlich für den Inhalt: Prof. Dr. Klaus Fritzsche, Sinn-Edingen, [1979], S. 7.

zen Bundesgebiet von Hamburg bis München, darunter 180 Gewerkschaftssekretäre, 109 Hochschullehrer und Hunderte von Arbeitern und Studenten schlossen sich dieser Solidaritätserklärung an.

III.

Struktur und Funktion der Veröffentlichungen von Wolfgang Abendroth sind von 1926 bis 1985 unverändert geblieben. Am Ende der Rekonstruktion des Gesamtwerkes stehen 13 selbständigen Veröffentlichungen in Buchform mehr als 1.000 Erstveröffentlichungen in anderer Form gegenüber. Innerhalb der selbständigen Buchveröffentlichungen ist charakteristisch, dass es sich bei fünf Buchveröffentlichungen um Sammelchriften handelt, die jedoch nur einen Bruchteil – weit weniger als 10 Prozent seiner verstreuten Eingriffe in die Politik – gebündelt und somit allgemein zugänglich gemacht haben. Zwei der Buchveröffentlichungen – auch dies ist kennzeichnend – sind Ergebnis von Gesprächen mit Wolfgang Abendroth, in denen Abendroth der Befragte war.

Ein Blick in das Verzeichnis lieferbarer Bücher im Jahre 2000 läßt bei objektiv anhaltender Aktualität erkennen, dass nur zwei von 13 Buchveröffentlichungen, zwei Monographien – nämlich über „Die deutschen Gewerkschaften“¹⁹ und seine „Einführung in die Geschichte der Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1933“²⁰ in Neuauflagen noch greifbar sind. Auch die in den zahlreichen verstreuten Aufsätzen Abendroths historisch geronnenen Erfahrungen und methodischen Muster – seien sie nun in einer früheren, aber nicht mehr lieferbaren Sammelchrift zusammengetragen oder nicht – könnten jedoch auch heute noch nützlich sein, und zwar nicht nur für den „normalen“ jungen Intellektuellen, der in den Bibliotheken dieser Welt vielfach auf Abendroths Spuren stoßen kann²¹, sondern – worauf es Abendroth noch mehr ankam – für den „normalen“ jungen Arbeiter.

Wäre die Wiederkehr seines 100. Geburtstages am 2. Mai 2006 nicht Anlaß und Ansporn zugleich, eine möglichst große Auswahl seiner Schriften wieder allgemein zugänglich zu machen? Was nützt eine noch so umfassende Bibliographie und die im Zusammenhang mit der bibliographischen Verifizierung entstandene private Sammlung der Schriften Abendroths, wenn diese keine Leser mehr finden? Immerhin käme durch Abendroths ständige Kommentierung der Ereignisse und jeweilig aktuellen Auseinandersetzungen so etwas wie eine Geschichte der Bundesrepublik dabei heraus.

¹⁹ Wolfgang Abendroth, Die deutschen Gewerkschaften. Weg demokratischer Integration, Heidelberg 1954, 110 S., 5. Aufl., Berlin 1989.

²⁰ Wolfgang Abendroth, Einführung in die Geschichte der Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1933, 3. Auflage, Heilbronn 1997.

²¹ In der größten Bibliothek der Welt – der Library of Congress in Washington D.C. – sind z.B. 62 der Buchtitel von und mit Abendroth zugänglich. Ob das ausreicht, um auf breiter Basis von ihm zu lernen?

Die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels

Es ergreift mich immer ein besonderes Gefühl, wenn ich einen neu erschienenen Band der MEGA in Händen halte, darin blättere und lese. Zeigt doch jeder neue Band, dass die Klarheit der Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse, der Gedankenreichtum und die Ideen von Marx und Engels ihre Anziehungskraft für viele politisch Interessierte sowie für Wissenschaft und Politik nicht verloren haben. Der Band, der heute vor mir liegt, ist jedoch für mich ein ganz besonderer. Nicht nur, weil er als Vorauspublikation zum Band 32 der 4. Abteilung der MEGA¹, in der neben Exzerpten und Notizen auch die von Marx und Engels in ihren Büchern und Zeitschriften hinterlassenen Marginalien veröffentlicht werden sollen, eine Sonderrolle einnimmt, sondern weil auch ich wie zahlreiche andere an den Vorarbeiten zu diesem Band über Jahrzehnte aktiv Anteil hatte. Deshalb erlaube ich mir auch, aus eigenem Erinnern zu einigen Passagen im historischen Teil der Einleitung ein paar mir wichtig erscheinende Ergänzungen zu machen.

Ein wichtiger Bestandteil der Publikation ist die Einleitung, die man unbedingt gründlich lesen sollte, da sie nicht nur notwendige Hinweise zur Benutzung des Verzeichnisses, wie Aufnahmekriterien, Aufbau und Ordnung des Kataloges sowie Inhalt der einzelnen die Titelangaben ergänzenden Rubriken, erläutert, sondern mit einer Abhandlung über Katalogeditionen von Privatbibliotheken sowie einer Darstellung der bewegten Geschichte der Bibliotheken von Marx und Engels wesentlich zum Verständnis und zur Bedeutung dieses Kataloges beiträgt. Besonders die Darstellung der Geschichte dieser Bibliotheken verdeutlicht die gewaltigen Anstrengungen, die notwendig waren, bevor dieser Band erscheinen konnte, in dem 1450 wieder aufgefundene Titel (etwa 2100 Bände) oder ungefähr zwei Drittel der Schriften aus den persönlichen Bibliotheken von Marx und Engels verzeichnet sind, die sich heute in unterschiedlichen Bibliotheken in Amsterdam, Berlin, Moskau, Paris, Prag, Tokio, Trier und weiteren Städten befinden. Bedauerlicherweise wurde in dieser insgesamt gehaltvollen Darstellung die besondere Rolle Bruno Kaisers bei der Suche nach den nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges als verschollen geltenden Bibliotheken von Marx und Engels und als Inspirator des vorliegenden Verzeichnisses sowie der bedeutende Anteil von Inge Werchan an der Identifizierung und Verzeichnung der einzelnen wieder aufgefundenen Bände ungenügend zum Ausdruck gebracht.

¹ Karl Marx, Friedrich Engels: Gesamtausgabe: (MEGA). Hrsg. von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung, Berlin: Akademie Verl., Abt. 4. Exzerpte, Notizen, Marginalien; Vorauspublikation zu Band 32: Die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels, bearb. von Hans-Peter Harstick u.a., 1999.

Die Schwierigkeiten zur Rekonstruktion der Bibliotheken liegen vor allem darin, dass von den heute über die ganze Welt gestreuten Beständen kein vollständiges Inventarverzeichnis der im Besitz von Marx und Engels vorhanden gewesen Literatur angefertigt wurde, solange die Bücher in London bzw. Manchester zusammenstanden. So sind nur einige wenige Teilverzeichnisse zur Bibliothek von Marx überliefert², die nur einen geringen Einblick in die Sammlung gestatten.

Hinzukommt, dass Marx bereits frühzeitig den durch seine 1849 in Folge der Niederschlagung der demokratischen Revolution in Deutschland notwendig gewordene Emigration nach London erlittenen Verlust zahlreicher wertvoller Bücher und Periodika beklagen musste, obwohl es ihm noch gelang, seine Bonner Bibliothek seinem Freund und Kampfgefährten Roland Daniels zur Aufbewahrung zu übergeben. Was wir heute über diese Bibliothek wissen, verdanken wir vor allem Daniels, der ein Verzeichnis dessen, was ihm Marx zu treuen Händen übergeben hatte, anlegte und diesem ins Exil nachsandte. Die Überführung der Bibliothek nach London verzögerte sich immer wieder. Daniels, der im Zuge der Kommunistenverfolgung verhaftet, aber im Prozeß freigesprochen und als todkrank Mann aus dem Gefängnis entlassen wurde, konnte die Überführung selbst nicht mehr organisieren. Als die Bücherkisten endlich in London anlangten, fehlten etliche wertvolle Bände.

Im Londoner Exil nutzte Marx ausgiebig die Bibliothek des Britischen Museums für seine umfangreichen Studien. Seine private Bibliothek wuchs jedoch trotz finanzieller Sorgen und beengter Wohnverhältnisse stetig an. Diese Bibliothek wurde geprägt von ökonomischer, historischer, philosophischer Literatur sowie von Schriften sozialistischer Verfasser, die er in Antiquariaten und Buchhandlungen erstand oder von Autoren und Freunden als Geschenk erhielt. Die Werke waren vorwiegend in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache, aber auch in einigen weiteren Sprachen geschrieben. Sie füllten bald die Regale seines Arbeitszimmers bis an die Decke.

Sammlungsschwerpunkt der Engels'schen Bibliothek waren Militaria, ein Gebiet, das Engels besonders interessierte. Im badischen Aufstand, an dem er als Adjutant in Willichs Freischar teilgenommen hatte, konnte er gewisse praktische Erfahrungen auf militärischem Gebiet sammeln, die er durch theo-

² a) Verzeichnis des persönlichen Buchbesitzes (123 nummerierte Titel) von August 1844 im Notizbuch von Karl Marx aus den Jahren 1844-1850; b) Bestandsverzeichnis der Bibliothek von Karl Marx, verfasst 1850 von Roland Daniels. Veröffentlicht in: Bruno Kaiser, Inge Werchan: Ex libris Karl Marx und Friedrich Engels. Schicksal und Verzeichnis einer Bibliothek, Berlin 1967, S. 209-228; c) Russisches in my bookstall, angefertigt von Karl Marx. Veröffentlicht in: (M. D. Dvorkina; M. A. Gladysheva; B. M. Rudjak; O. K. Senekina:) Russkije Knigi v Bibliotekach K. Marksa i F. Engelsa, Moskva 197, S. 1-15; d) Liste, in der Marx in seinem Notizbuch die von Wilhelm Wolff übernommenen 246 Titel verzeichnete (Wolff-Liste). Veröffentlicht in: Schriften aus dem Karl-Marx-Haus, Nr. 47 (Beiträge zur Nachmärz-Forschung); e) Liste von 1878, in der Marx 26 Schriften notiert, die er von N. I. Utin erhalten hatte (Utin-Liste), unveröffentlicht.

retische Studien ergänzte. Auf diese Weise hatte er sich fundierte militärwissenschaftliche Kenntnisse angeeignet, die er journalistisch verwertete.

Nach dem Tode von Marx übernahm Engels nur einen Teil von dessen Bibliothek, einen anderen Teil nahmen Laura und Paul Lafargue sowie Eduard Aveling und Charles Longuet als Angehörige, den Rest überließ er guten Freunden. Engels selbst verfügte, dass nach seinem Tode der schriftliche Nachlaß – vor allem Manuskripte, Exzerpte, Notizen sowie seine eigene Bibliothek und der bei ihm befindliche Teil der Marx'schen Sammlung – der deutschen sozialdemokratischen Partei übergeben werden solle. So gelangte der größte Teil der Marx-Engels'schen Büchersammlung nach dem Tode von Engels nach Berlin, wo diese schließlich – allerdings ohne besondere Kennzeichnung – in den Bestand der sozialdemokratischen Parteibibliothek eingearbeitet, mit Besitzstempel versehen sowie ohne Einschränkungen wie der übrige Bestand genutzt wurde.

Erst mit Beginn der Arbeiten an der ersten MEGA durch das Moskauer Marx-Engels-Institut interessierte man sich ernsthaft für den Bestand aus den Bibliotheken von Marx und Engels als einer wichtigen Quelle. B. I. Nikolaevskij wurde beauftragt, in der SPD-Parteibibliothek danach zu recherchieren und die gefundenen Werke zu erfassen. Ein Vorhaben, das 1933 durch die Errichtung der faschistischen Diktatur in Deutschland abgebrochen werden musste.

Nach der Machtergreifung Hitlers konnte zwar ein Großteil des SPD-Parteiarchivs, aber nur ein geringer Teil der Bibliothek ins sicher erscheinende Ausland gebracht werden und letztlich im Internationalen Institut für Sozialgeschichte (IISG) eine Bleibe finden. Der in Berlin verbliebene Teil der Parteibibliothek der SPD wurde ebenso wie zahlreiche andere Arbeiterbibliotheken, soweit vorher nicht noch Bestände in Sicherheit gebracht werden konnten, von den Faschisten beschlagnahmt und u. a. im Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem eingelagert. Ein Teil dieser beschlagnahmten Bestände wurde dem Institut für Staatsforschung für den Aufbau der Bibliothek zur Verfügung gestellt. Doch, wie aus Unterlagen des Preußischen Finanzministeriums hervorgeht, durften auch mehrere große deutsche Bibliotheken, wie die heutige Staatsbibliothek in Berlin, die Bayerische Staatsbibliothek und verschiedene Universitätsbibliotheken ihre Sammlungen aus den beschlagnahmten Beständen ergänzen. Hiervon waren auch die Bestände aus den Bibliotheken von Marx und Engels betroffen. Während des Krieges versuchten die deutschen Okkupanten auch die in Besitz des IISG übergegangenen Bestände der Parteibibliothek der SPD aus Amsterdam auf Lastkähnen wieder nach Deutschland zu bringen, wobei sie fast verloren gingen. Glücklicherweise konnten diese Bestände bei Kriegsende gerettet und ins IISG zurückgeführt werden.

Insgesamt waren die durch den Hitlerfaschismus verursachten Schäden und ihre Auswirkungen für den Bestand der Bibliotheken von Marx und Engels verheerend. Wo sich überall Bücher und Periodika aus dem Besitz von Marx und Engels befanden, war unbekannt. Daran hatten offensichtlich auch die

unmittelbar nach Kriegsende durchgeführten Recherchen durch Mitarbeiter des Moskauer Marx-Engels-Lenin-Instituts nur wenig geändert.

Ein neuerlicher Ansatz bei der Suche nach den Schätzen aus den Bibliotheken von Marx und Engels ging von Bruno Kaiser aus. Kaiser – ein profunder Kenner der Literatur des Vormärzes und der frühen Schriften des Sozialismus – hatte bereits im belgischen Exil über Marx und Engels geforscht und einige bis dahin unbekannte Arbeiten von Engels wieder entdeckt. Nachdem er, aus dem Exil nach Berlin zurückgekehrt, am 1. April 1948 als Hauptbibliothekar (Abteilungsleiter)³ seine Arbeit in der damaligen Öffentlich-Wissenschaftlichen Bibliothek (ÖWiBi; heute: Staatsbibliothek Berlin) aufgenommen hatte, stieß er bald in den ausgedehnten Kellern des historischen Baus Unter den Linden 8 auf umfangreiche Bestände sozialistischer Literatur. Sie waren 1933 von den deutschen Faschisten aus verschiedenen Arbeiterbibliotheken geraubt und später der Staatsbibliothek zur Ergänzung ihrer Bestände überlassen worden. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem Kaiser seine Arbeit aufnahm, blieben sie jedoch unbearbeitet und bildeten schließlich den Grundstock der Bibliothek des neu gegründeten Marx-Engels-Lenin-Instituts (MELI) in Berlin. Es handelte sich dabei vor allem um Bestände der Bibliothek des Parteiarchivs der KPD, die in den zwanziger Jahren aus Furcht vor einem Parteiverbot von Wilhelm Pieck vorsorglich zur gewissermaßen treuhänderischen Bewahrung Eduard Fuchs übergeben worden waren, aber auch um Bücher und Periodika mehrerer kleinerer örtlicher bzw. regionaler Bibliotheken früherer Arbeiterparteien und Gewerkschaften sowie um Exemplare aus der SPD-Parteibibliothek, die Kaiser eine erste Spur der verlorengegangenen Bibliotheken von Marx und Engels wittern ließ.

Richtig fündig wurde Kaiser jedoch, als er – dann schon als Leiter der Bibliothek des in Berlin gerade gegründeten Marx-Engels-Lenin-Instituts – aus der Bibliothek des Parteivorstandes der SED für die Forschungsarbeit des Instituts wichtige, historisch wertvolle Literatur übernehmen konnte, wie es davor bereits Mitarbeiter der Parteihochschule u.a. Parteieinrichtungen praktiziert hatten. Vorausgeschickt werden muß, dass in diese Bibliothek nach der Vereinigung von SPD und KPD auch der auf Bitte des Zentralaussschusses der SPD bereits 1945 an diesen zurückgegebene Bestand der alten SPD-Parteibibliothek eingeflossen war, der zuvor noch in Berlin-Dahlem lagerte. Hinweise des Mitarbeiters der Bibliothek des Parteivorstandes der SED Neumann, der vor 1933 in der SPD-Parteibibliothek gearbeitet hatte und offensichtlich auch bei der Rückführung der SPD-Bibliothek an den Zentralschuß der SPD mitgewirkt hatte, sowie Kaisers entwickelter bibliophiler Spürsinn ließen ihn bald die ersten Exemplare aus den Bibliotheken von Marx und Engels finden. Organisiert und geleitet von Kaiser sahen in einer ersten Aktion – weitere gründlicherere folgten – Mitarbeiter der Bibliothek des MELI die Bibliothek des Parteivorstandes der SED durch und förderten einige

³ Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jg. 62, 1948, H. 1/2, S. 109.

hundert vermutlich aus den Bibliotheken von Marx und Engels stammende Exemplare zum Vorschein, die durch Kaiser und später vor allem durch Inge Werchan nach bestimmten Kriterien auf eine Provenienz von Marx und Engels geprüft, identifiziert und danach katalogisiert wurden. So konnte den bisherigen Einzelfunden Kaisers z. B. in der durch ihn übernommenen Privatbibliothek des Journalisten Döschers oder in einem Restbestand der Bibliothek Ribbentrops⁴ bald zahlreiche weitere Funde hinzugefügt werden. Bis Mai 1953 war die Zahl der aus den Bibliotheken von Marx und Engels stammenden Bände auf annähernd 400 angewachsen, worüber Kaiser anlässlich des 135. Geburtstages von Marx die Öffentlichkeit informierte. Weiterhin zeigte er im Mai 1953 in einer Ausstellung zahlreiche Stücke aus den wertvollen Funden.⁵

In den folgenden Jahren setzten Kaiser und Werchan die Suche nach Exemplaren aus dem Besitz von Marx und Engels verstärkt fort, intensivierten die Katalogisierung der Fundstücke, formulierten und präzisierten die Kriterien für die Aufnahme in den Bestand der Bibliotheken von Marx und Engels. Bei ihrer Suche konnten sie zahlreiche weitere Bände ermitteln, die in einem gedruckten Katalog aller wieder aufgefundenen Schriften aus den Bibliotheken von Marx und Engels Forschern und Interessierten zugänglich gemacht werden sollten. Doch entstanden diesem Vorhaben, nachdem die Öffentlichkeit über die Funde informiert war, Erschwernisse dadurch, dass das ZK der SED auf Bitten des ZK der KPdSU beschloß, zuerst den russischsprachigen Teil und später auch weitere Teile des Bestandes der Bibliotheken von Marx und Engels dem Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU zu übergeben. Nachdem Bemühungen Kaisers, gemeinsam mit dem Moskauer Institut ein Verzeichnis der wieder aufgefundenen Bestände der Marx-Engels'schen Bibliotheken zu veröffentlichen, das auch die russischen Bücher nachwies, gescheitert waren, konnten Kaiser und Werchan nur noch das Manuskript für die „Ex libris Karl Marx und Friedrich Engels“⁶ fertigstellen, bevor auch die dort aufgeführten 504 Titel die Reise nach Moskau antraten und in Berlin nur noch Fotokopien von ihnen sowie der Katalog mit allen Angaben zu ihrer Identifikation verblieben.

Dennoch wurden von Kaiser und Werchan die Suche nach weiteren Stücken aus den Bibliotheken von Marx und Engels sowie die Katalogisierung und Beschreibung neuer Funde unvermindert fortgesetzt. Ungefähr 1966/67 stießen Mitarbeiter der Bibliothek des seit einiger Zeit in Institut für Marxismus-

⁴ Bruno Kaiser, Unbekannte Dokumente von Marx und Engels; in: Neues Deutschland, Ausg. B, Nr. 159 vom 9.7.1952, S. 3.

⁵ Bruno Kaiser, Aus der Bibliothek von Karl Marx. Ein Bericht über wiedergefundene Schätze, in: Neues Deutschland, Ausg. B, Nr. 104 vom 5.5.1953, S. 3; Karl-Marx-Ausstellungen der wissenschaftlichen Bibliotheken der DDR; in: Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jg. 67, 1953, H. 7/8, S. 291-293.

⁶ (Bruno Kaiser; Inge Werchan:) Ex libris Karl Marx und Friedrich Engels. Schicksal und Verzeichnis einer Bibliothek, Berlin 1967.

Leninismus (IML) umbenannten MELI bei der Durchsicht von Dubletten im gleichnamigen Prager Institut sowie bei Recherchen in einem staatlichen Prager Antiquariat auf erste Spuren von Beständen der alten SPD-Parteibibliothek, die in den dreißiger Jahren in das Institut für Staatsforschung in Berlin gelangten und während des Krieges nach Prag ausgelagert wurden. Gemeinsam wurden daraufhin von Mitarbeitern der Bibliotheken des IML-Berlin, des Prager Parteiinstituts und der Prager Universitätsbibliothek relevante Bestände der beiden Prager Bibliotheken durchgesehen und die Titel, die als vermutlich zu den Bibliotheken von Marx und Engels gehörig identifiziert wurden, kopiert und im Katalog der Bibliotheken von Marx und Engels mit allen interessierenden Angaben verzeichnet. Ein Hinweis des staatlichen Prager Antiquariats, das einen Teil der seiner Zeit ausgelagerten Bestände des Instituts für Staatsforschung in die BRD verkauft hatte, führten Kaiser über das Antiquariat Sauer & Auvermann in die Bibliothek der Hochschule für Verwaltungswissenschaft in Speyer und die Bibliothek des Bundestages in Bonn, wo er bei einem Besuch ebenfalls Exemplare aus den Bibliotheken von Marx und Engels entdeckte⁷. So wurden in jahrelanger, mühseliger Kleinarbeit in Berlin und an anderen Plätzen mehrere hundert weitere Bände aus den Bibliotheken von Marx und Engels aufgespürt und größtenteils entsprechend den erarbeiteten Kriterien erschlossen. Als Kaiser 1972 in den Ruhestand trat und die Leitung der Bibliothek an Jürgen Stroeck übertrug, führte Inge Werchan die Arbeiten zur Rekonstruktion der Bibliotheken von Marx und Engels selbständig fort⁸ – allerdings bereits seit einigen Jahren als Mitarbeiterin an der MEGA – und reichte diese verantwortungsvolle Aufgabe nach ihrer Berentung an Richard Sperl und Rolf Hecker weiter.

Wie in Berlin, so bemühten sich in Amsterdam Mitarbeiter des IISG, die aus den Bibliotheken von Marx und Engels stammenden Schriften zu erfassen, die sich im Bestand des vom IISG erworbenen Teils der alten SPD-Parteibibliothek befanden sowie darüber hinaus weitere Stücke aufzufinden und zu erwerben. Hierüber berichtete Hans-Peter Harstick 1973 in dem Artikel „Zum Schicksal der Marx'schen Privatbibliothek“⁹. Auch das Karl-Marx-Haus in Trier recherchierte unter Leitung von Hans Pelger nach Schriften aus den Bi-

⁷ Bruno Kaiser, Weitere Bücher von Karl Marx an einem überraschenden Ort entdeckt; in: Neues Deutschland, Ausg. B, vom 28.9.1973.

⁸ Hierzu veröffentlichte sie u.a.: Inge Werchan, Verzeichnis von verschollenen Büchern aus den Bibliotheken von Marx und Engels; in: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, H. 8, Berlin 1981; Inge Werchan, Verzeichnis von verschollenen Büchern aus den Bibliotheken von Marx und Engels, T. 2; in: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, H. 12, Berlin 1982; Inge Werchan, Auf den Lesespuren von Friedrich Engels in Eugen Dührings Buch „Kursus der National- und Sozialökonomie“, 2. Aufl. 1876, in: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, H. 11, Berlin 1982, S. 167ff.

⁹ Hans-Peter Harstick: Zum Schicksal der Marx'schen Privatbibliothek. In: International Review of Social History, Vol. XVIII, 1973, part 2, S. 202-222.

bibliotheken von Marx und Engels. Nach der Veröffentlichung der „Ex libris Karl Marx und Friedrich Engels“ und der Beschlussfassung zur Herausgabe der MEGA hatten auch Marx-Engels-Forscher in Moskau die Möglichkeit, einen Katalog der wieder aufgefundenen russischen Titel aus den Bibliotheken von Marx und Engels¹⁰ zu veröffentlichen, der 1979 den Buchmarkt bereicherte.

In den siebziger und Anfang der achtziger Jahre wurde immer deutlicher, dass die einzelnen Initiativen bei der Suche nach Schriften aus den Bibliotheken von Marx und Engels Erfolge verzeichnen konnten, doch eine gemeinsame, koordinierte Zusammenarbeit immer notwendiger wurde. Auch die Arbeit an der neuen MEGA stellte in dieser Hinsicht höhere Anforderungen. So wurden im Zusammenhang mit den Arbeiten an der MEGA erste Kontakte zwischen einzelnen Instituten geknüpft und erste Vereinbarungen zur Zusammenarbeit getroffen. Beim Zusammenbruch der sozialistischen Länder erwiesen sich diese Kontakte sowohl für die Weiterführung der MEGA als auch für die Erarbeitung eines umfassenden Verzeichnisses der wiederentdeckten Schriften aus den Bibliotheken von Marx und Engels als Überlebenschance dieser internationalen Projekte. So konnte nach Gründung der Internationalen Marx-Engels-Stiftung im Jahre 1990 und die Aufnahme der MEGA in das Akademieprogramm des Bundes und der Länder auch das Bibliotheksprojekt unter Leitung von H.-P. Harstick weitergeführt werden. Mit diesem Band liegt nunmehr ein wichtiges Ergebnis dieser internationalen wissenschaftlichen Zusammenarbeit vor, dessen Hauptteil ein Verzeichnis aller bisher wieder ermittelten Bücher, Broschüren, Zeitschriften und Zeitungen aus den persönlichen Bibliotheken von Marx und Engels bildet, einschließlich der Angabe ihres derzeitigen Standortes.

Ein Katalog der Privatbibliothek einer hervorragenden Persönlichkeit wird nicht allzu häufig gedruckt, ist aber auch nicht außergewöhnlich, wie auch aus den Ausführungen über Verzeichnisse von Privatbibliotheken in der Einleitung des vorliegenden Bandes hervorgeht. Doch zeigt die kurz skizzierte Geschichte der Bibliotheken von Marx und Engels sowie die immensen Anstrengungen zu ihrer Rekonstruktion in Form eines gedruckten Kataloges, welche Bedeutung dieser Veröffentlichung zukommt. Auch sind die Privatbibliotheken nicht so zahlreich, in deren Beständen sich in Form von Marginalien die wissenschaftliche und politische Auseinandersetzung ihrer Besitzer mit dem Gelesenen so eindrucksvoll, inhaltsreich und unmittelbar widerspiegelt wie in zahlreichen Bänden dieser Sammlung, vor allem wenn sie aus der Bibliothek von Marx stammen.

Besonders Marx war es, der sich nicht allein mit den Augen, sondern auch mit Bleistift, Farbstift, ja, manchmal auch mit Tinte und Feder durch die Berge an Literatur arbeitete, die er für seine wissenschaftliche und politische Arbeit

¹⁰ (M. D. Dvorkina; M. A. Gladysheva; B. M. Rudjak; O. K. Senekina:) *Russkije Knigi v Bibliotekach K. Marksa i F. Engelsa*. Moskva 1979.

nutzte. Im Prozeß des Lesens korrigierte er Druck- und andere Fehler, unterstrich für ihn wichtige Fakten und Gedanken, kennzeichnete mit markanten Anstreichungen ihn interessierende Ausführungen, ließ seine Emotionen heraus, wenn er diese oder jene Äußerung am Rande mit „Bravo“ oder „Blödsinn“ kommentierte, oder notierte auch in fremdsprachigen Werken – vorzugsweise in russischsprachigen – die Bedeutung einzelner Vokabeln. Von besonderem Interesse sind jedoch seine, in zahlreichen Bänden zu findenden, oft umfangreichen Bemerkungen auf Buchrändern, Vorsatzblättern und anderen unbedruckten Stellen eines Bandes, in denen sich Marx kritisch mit den Darlegungen auseinandersetzt oder angeregt von dem Gelesenen, neue Gedanken und Erkenntnisse entwickelt. Wenn auch weniger häufig und nicht so ausgeprägt finden sich vorwiegend mit Bleistift gefertigte An- und Unterstreichungen sowie Randbemerkungen von der Hand Engels, in Exemplaren seiner Bibliothek, aber auch in der von Marx. Verschiedentlich findet man derartige Lese- und Arbeitsspuren von beiden Freunden in ein und demselben Exemplar.

So gewährt der Fundus beider Bibliotheken einen tiefen Einblick in die Arbeitsmethoden von Marx und Engels, in die Art und Weise, wie sie sich Wissen aneigneten, es weiter verarbeiteten und zu neuen Erkenntnissen und Einblicken gelangten. Die Bibliotheksbestände geben Auskunft über Interessengebiete. Widmungsexemplare von Autoren umreißen den Freundeskreis sowie den Bekanntheitsgrad und die Wertschätzung von Marx und Engels unter Zeitgenossen. Somit stellen die Bestände der beiden Bibliotheken, die durch die vorliegende Veröffentlichung erschlossen werden, eine unverzichtbare Quelle für die Wissenschaftsbiographie von Marx und Engels dar, auch wenn die reichhaltigen Marginalien erst in späteren Bänden veröffentlicht werden.

Der Erschließung gerade dieser Quelle nimmt sich der Katalog der wieder aufgefundenen Schriften aus den Bibliotheken von Marx und Engels in besonderer Weise an. Für jeden Titel wurde eine ausführliche Titelbeschreibung angefertigt. Die Ordnung der Titel einschließlich der Titel von Periodika erfolgte konsequent in alphabetischer Reihenfolge nach Verfasser und Sachtitel. Bei Titeln in kyrillischer Schrift wurde der Verfassersname bzw. das Ordnungswort des Sachtitels transliteriert und der Titelbeschreibung vorangestellt. Zur Erleichterung der Nutzung des Verzeichnisses wurden die Möglichkeiten von Verweisungen ausgeschöpft, so bei Mehrverfasserschriften, Pseudonymen, Herausgebern usw.

Der Titelbeschreibung folgen dann so wichtige Angaben, wie die über den derzeitigen Standort des Exemplars und die Zuordnung zur Bibliothek von Marx oder Engels. Es folgen weiterhin Angaben, die gleichzeitig auch als Kriterien für die Aufnahme in den Katalog von Bedeutung waren und sind: Angaben, ob und auf welchen Seiten in dem betreffenden Exemplar Bemerkungen oder Anstreichungen von Marx, Engels oder auch dritten Personen zu finden sind; ob eine handschriftliche Widmung vorhanden ist und für wen; Hinweise, ob der Titel von Marx oder Engels exzerpiert wurde oder in einzel-

nen ihrer Arbeiten bzw. Briefen Erwähnung fand und ob der Titel in einem der wenigen Teilverzeichnisse über den Buchbestand in der Marxschen Bibliothek aufgeführt wurde; Informationen über vorhandene Besitzstempel, Marken von Zollämtern, Buchhändlern, Buchbindern u.ä., die Hinweise auf Marx oder Engels als Eigentümer des Werks geben könnten.

Wenn nicht Widmungen oder handschriftliche Bemerkungen bzw. markante Anstreichungen und Kennzeichnungen eine eindeutige Identifikation auf die Zugehörigkeit zur Bibliothek von Marx oder Engels erlauben, ist es häufig sehr schwierig, eine klare Entscheidung zu treffen.¹¹ So reichen einfache Anstreichungen, ob mit Tinte, Blei- oder Farbstift, ebenso wenig wie die Zugehörigkeit zu einem von Marx bzw. Engels bearbeiteten Wissensgebiet oder ein bestimmter, den beiden Freunden bekannter Verfasser als alleiniges oder gemeinsames Kriterium aus, um die Provenienz eines Exemplars zur Marxschen oder Engels'schen Bibliothek zu beweisen. Ein Blick in die persönlichen Bibliotheken von August Bebel in Zürich oder von Ferdinand Lassalle in Wrocław, um bei bekannten zeitgenössischen Vertretern der Arbeiterbewegung zu bleiben, machen dies deutlich. Deshalb entscheidet oft gerade der Nachweis, auf Grund welcher Kriterien ein Exemplar dem Bestand der Marxschen oder Engels'schen Bibliothek zugeordnet wurde, wie zuverlässig und sicher die Entscheidung gewertet werden kann. Um möglichst sicher zu gehen wurden im Vorfeld einer solchen Entscheidung von Inge Werchan verschiedentlich Graphologen und andere Fachleute zu Rate gezogen. Weiterhin wurde damals beschlossen, dass dort, wo auf Grund fehlender Widmungen oder eindeutiger Marginalien andere Kriterien für die Zuordnung herangezogen werden müssen, wenigstens drei Kriterien eine Zuordnung unterstützen sollen. Leider konnte für den vorliegenden Band nicht in allen Fällen dieser Option gefolgt werden. So bleiben – ohne die Gewissenhaftigkeit der einzelnen Entscheidung in Zweifel zu ziehen – doch einige Fragen auch künftig offen.

Als Erleichterung für den Nutzer enthält der Band ein Verzeichnis der benutzten Abkürzungen. Weiterhin werden in einem Anhang ein „Autorenverzeichnis“ zu den im Katalog aufgeführten Schriften sowie eine „Aufgliederung der verzeichneten Titel nach Wissenschafts- und Sachgebieten“ angeboten.

Insgesamt kann man die Herausgeber und den Verlag zu diesem gelungenen Werk nur beglückwünschen und hoffen, dass uns in absehbarer Zeit in einem Nachtrag weitere aufgefundene Werke aus den Bibliotheken von Marx und Engels offeriert werden, die bisher unentdeckt blieben.

¹¹ Selbst solche für Marx typische Anstreichungen, wie sie auf S. 366 und S. 384 des vorliegenden Bandes abgebildet wurden, bieten nicht in jedem Falle die Gewähr, dass sie wirklich von Marx gemacht wurden. So ist mir aus meiner Bibliothekspraxis bekannt, dass wir eine Leserin dabei erappten, derartige markante Anstreichungen nachzuahmen, als sie, der Bibliotheksordnung zuwiderhandelnd, in einem Druck aus dem 19. Jh. bestimmte Stellen kenntlich machen wollte. In diesem Falle konnten die nachgeahmten Anstreichungen gemeinsam mit der Leserin wieder entfernt werden.

Neue Formation des Kapitalismus?

Workshop in Marburg, 20./21. Oktober 2000

Der Workshop „Neue Formation des Kapitalismus?“ wurde als gemeinsame Veranstaltung des *Marxistischen Arbeitskreises* (MAK) an der Philipps-Universität Marburg und der Redaktion der Zeitschrift *Sozialismus* (Hamburg) organisiert. Thema des Workshops war die (regulationstheoretische) Fragestellung, ob wir es gegenwärtig mit einer qualitativ neuen Phase der kapitalistischen Produktionsweise zu tun haben. Ausgehend von der Annahme, daß eine weitgehend stabile Widerspruchsbearbeitung jeder Phase kapitalistischer Vergesellschaftung sich als kohärentes Artikulationsverhältnis von (ökonomischem) Akkumulationsregime und (politischer) Regulationsweise darstellt, fragt die Regulationstheorie nicht allein nach den Krisentendenzen des Kapitalismus. Vielmehr greift sie zwei Phänomene auf, deren empirische Evidenz unbestritten ist: *Erstens* die Frage nach den Gründen für die relative, aber temporäre Stabilität der kapitalistischen Entwicklung, und *zweitens* die Frage nach einer Periodisierung des Kapitalismus, d.h. seiner historisch-spezifischen Entwicklungsweise. Unter der Leitfrage „Neue Formation des Kapitalismus?“ wurden diese kapitalismustheoretischen Probleme in drei Abschnitten diskutiert.

I.

Den ersten Abschnitt „Strukturelle Krise des Fordismus oder Übergang in eine postfordistische Formation?“ leiteten *Sabah Alnasseri, Ulrich Brand, Thomas Sablowski* und *Jens Winter* (Frankfurt) mit einem Referat über „Raum, Regulation und Periodisierung des Kapitalismus“ ein. Alnasseri et.al. unternahmen dabei den Versuch einer Kriterienbestimmung für die Einordnung der These von einer neuen gesellschaftlichen Formation. In ihrer zentralen These gingen sie davon aus, „daß der sozial produzierte Raum selbst ein Kriterium der Periodisierung ist“ (vgl. Alnasseri et al., 2). Unter Regulation verstehen sie „die Art und Weise, wie die sozialen Verhältnisse sich in Auseinandersetzungen und Kämpfen durch die Ausbildung von hegemonialen Projekten, Kompromissen und Formen von Konsens trotz und wegen ihrer Widerspruchlichkeit reproduzieren können“ (vgl. ebd., 4). Wohingegen „der Begriff des Akkumulationsregimes eine bestimmte makroökonomische Kohärenz und phasenweise Stabilität innerhalb der an sich planlosen und krisenhaften Bewegung der Kapitalakkumulation [bezeichnet]“ (ebd.). Akkumulation und Regulation stünden zudem keineswegs in einem Determinationsverhältnis. Vielmehr bilde die Artikulation beider Ebenen die Grundlage für die Herausbildung einer bestimmten Entwicklungsweise. Von zentraler Bedeutung für Alnasseri et.al. war der Begriff der Kohärenz. Hierbei unterschieden sie zwischen einer *makroökonomischen Kohärenz* des Akkumulationsregimes als längerfristig stabile „Kapitalverwertung im Rahmen einer bestimmten Verteilungskonfiguration des gesellschaftlichen Produkts“ (vgl. ebd., 6) und einer

sozialen und politischen Kohärenz der Regulationsweise als Artikulation einer stabilen Akkumulation „durch ein stabiles Ensemble von gesellschaftlichen Wertvorstellungen und institutionellen Formen“ (ebd.). Ihr Krisenbegriff ergibt sich somit aus der Umkehrung: Fehlt die Kohärenz, bzw. löst sie sich auf, müsse von einer strukturellen Krise der Entwicklungsweise gesprochen werden. Damit sei der Regulationstheorie die Möglichkeit zur Periodisierung der kapitalistischen Produktionsweise in verschiedenen Entwicklungsweisen gegeben. Angesichts der bisherigen räumlich-analytischen Konzentration der Regulationstheorie auf den Nationalstaat (*Fordismus*) konzentrierten sich Alnasseri et.al. im weiteren auf den Raumbezug der kapitalistischen Entwicklung als einem Aspekt der Periodisierung.

Anders als in der regulationstheoretischen Fordismusanalyse müsse der Nationalstaat dabei selbst als historisches Phänomen betrachtet werden und dürfe weder normativ noch analytisch als alleiniger Bezugspunkt dienen, um so eine auf den Fordismus zentrierten Formationsanalyse zu vermeiden. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen bezeichneten Alnasseri et.al. auch den Fordismus als eine Entwicklungsweise, die ihren sozialen Raum selbst produzierte. Die nationalstaatlichen Fordismen seien dabei an konstitutive Voraussetzungen gebunden gewesen, deren Bereitstellung im internationalen Rahmen erfolgt sei. Wenngleich Alnasseri et.al. dieses Modell der fordistischen Entwicklung in einer strukturellen Krisensituation sahen, gingen sie (noch) nicht von der Herausbildung einer neuen Entwicklungsweise aus. Diese müsse nämlich die Widersprüche nicht nur neu konfigurieren, sondern auch effektiv bearbeiten. Letzteres lasse sich gegenwärtig noch nicht erkennen.

Demgegenüber standen die Ausführungen von Joachim Hirsch (Frankfurt/M.). Er ging von einer tatsächlichen Herausbildung einer qualitativ neuen kapitalistischen Formation aus. Wenngleich ihre begriffliche Benennung Schwierigkeiten bereite, sei der entscheidende Maßstab, „daß nach der Krise der siebziger Jahre wieder eine strukturelle Erhöhung der Profitrate durchgesetzt wurde“ (vgl. Hirsch, 2). Ausgehend von der Konstatierung einer historischen Entwicklung des Kapitalismus, in deren Logik eine ständige Vertiefung der relativen Mehrwertproduktion sowie eine zunehmende Durchkapitalisierung der Gesellschaft zu beobachten sei, konzentrierte Hirsch sich bei der Herausarbeitung einer neuen Formationsperiode auf „die Beziehungen zwischen kapitalistischen (kommodifizierten) und nicht unmittelbar dem kapitalistischen Verwertungsprozess unterworfenen gesellschaftlichen Sektoren“ und auf „die jeweils herrschenden gesellschaftlichen Naturverhältnisse, die Formen der Produktion und Aneignung von Wissen, das Geschlechterverhältnis und das Raum/Zeit-Verhältnis“ (ebd.). Die jeweilige Kohärenz einer Formation dürfe dabei keinesfalls – weder retrospektiv noch prospektiv – überzeichnet werden. Die Umrisse eines eigenständigen postfordistischen Akkumulationsregimes beschrieb Hirsch anhand folgender Merkmale: Ein verändertes Lohnverhältnis, ein neuer Schub der Durchkapitalisierung, ein neues Ausmaß der Internationalisierung der Produktion, ein neues Geldverhältnis, eine Veränderung der Konkurrenzverhältnisse und der Konkurrenzregulierung, eine

veränderte Bedeutung von *Natur und Wissen*, eine neue Bedeutung der *Arbeitskräftequalifikation*, und eine Veränderung des *Raum-Zeit-Verhältnisses*.

Die vor diesem Hintergrund entstehenden Widersprüche sah Hirsch durch die Machtübernahme der neuen Sozialdemokratie bereits ausreichend bearbeitet, um von einer neuen Formation sprechen zu können, deren soziale Kämpfe innerhalb, nicht aber außerhalb ihres Terrains ausgefochten würden. Als zentraler Angelpunkt und Ort der neuen, postfordistischen Regulation könne weiterhin der Nationalstaat in seiner funktionalen Neuausrichtung als „nationaler Wettbewerbsstaat“ dienen. Dies lasse auf eine relativ stabile Formationsperiode schließen. Die Krisendynamik der neuen Formation sah Hirsch demzufolge eher in einer sozialen bzw. einer politischen Repräsentationskrise als in einer ökonomischen Krise.

In der anschließenden Diskussion konzentrierte sich die Kontroversen vor allem auf die Begriffe *Kohärenz* und *Hegemonie*. Der von Alnasseri et al. verwendete Begriff der makroökonomischen Kohärenz sah sich dabei einer scharfen Kritik ausgesetzt. Umstritten war weiterhin die Frage, inwieweit der Kohärenzbegriff überhaupt die Fordismuszentrierung der bisherigen Regulationstheorie zum Ausdruck bringe. Hinsichtlich der Regulationsweise wurde eine weitgehende Einigkeit darüber erzielt, daß jeder Regulation eine spezifische Weise der Re-Regulierung zugrunde liegen müsse. Somit kann der Verweis auf eine (neoliberale) De-Regulierung noch keine neue Regulationsweise begründen und muß deshalb eher als Krisenmerkmal der alten Formation gewertet werden. Weiterhin wurde die Konzeptualisierung der Hegemonie kontrovers diskutiert. Insbesondere der Stellenwert der Amerikanisierung und das Verhältnis von kulturellen vs. ökonomischen Momenten standen dabei im Mittelpunkt. Als klärungsbedürftig galt außerdem das entscheidende Kriterium zur Periodisierung. Reicht hierfür die Identifizierung eines neuen – sich selbst tragenden – Akkumulationsregimes aus, oder bedarf es der Herausbildung einer ganz neuen Formation?

II.

Im zweiten Abschnitt „Herausbildung eines flexibel-finanzzetriebenen Akkumulationsregimes? Elemente einer neuen gesellschaftlichen Betriebsweise“ stand die Frage, ob bereits ein stabiles postfordistisches Akkumulationsregime entstanden sei, zur Diskussion. Im ersten Referat konstatierte Joachim Bischoff (Hamburg) zwar, daß sich mit der „new economy“ neue ökonomische Leitsektoren herausgebildet hätten. Allerdings sei hieraus noch nicht die Existenz einer neuen gesellschaftlichen Betriebsweise abzuleiten. Schließlich hätten beispielsweise weiterhin lediglich 3 Prozent aller Unternehmen an der Börse notierte Aktien. Außerdem bleibe – allen betrieblichen Rationalisierungsmaßnahmen und Umstrukturierungen der unternehmerischen Wertschöpfungsketten zum trotz – das Problem der chronischen Überakkumulation akut. So sei auch der Boom der US-Wirtschaft nicht in einem flexibel-finanzzetriebenen Akkumulationsregime begründet, sondern in der Steigerung

des privaten Verbrauchs. Die Verschuldung der privaten Haushalte, die Kursentwicklung an den Börsen und ein Kapitalzufluß, der das Leistungsbilanzdefizit weit übersteigt, seien die Ursache für die dynamische Entwicklung des US-Kapitalismus in der letzten Dekade.

Im zweiten Referat vertrat *Mario Candeias* (Berlin) die These, daß der Neoliberalismus nicht ein Element der Fordismuskrise, sondern bereits eine neue Entwicklungsweise des Kapitalismus darstelle. Die Behauptung der Nichtexistenz einer neuen Formation sei – hier knüpfte Candeias an die Diskussion vom Vortrag an – u. a. dem an den einmaligen Bedingungen des Fordismus orientierten Kohärenzbegriff geschuldet. Tatsächlich sei es dem Neoliberalismus gelungen, neue Strukturen wie z. B. die WTO zu etablieren, welche die Vorherrschaft eines transnationalen Machtblocks abzusichern helfen. Auch sei der Neoliberalismus nach den Wahlerfolgen sozialdemokratischer Parteien in den letzten Jahren nicht durch ein anderes Modell abgelöst worden. Stattdessen manifestiere sich darin lediglich das Scheitern eines konservativ-orthodoxen Neoliberalismus. Erst die neosozialdemokratische Politik der Integration weiterer sozialer Kräfte in den herrschenden Block ermögliche – unter Beibehaltung der makropolitischen Prämissen – die hegemoniale Absicherung des Neoliberalismus.

Im dritten Referat von *Klaus Dörre* (Göttingen) standen die Auswirkungen der gesellschaftlichen Restrukturierungen auf die betrieblichen Arbeitsbeziehungen im Vordergrund. Grundsätzlich ging er vom Bestehen einer neuen Betriebsweise aus, die er in Orientierung an Albert und Aglietta als internationalen, finanzgetriebenen Aktionärskapitalismus bezeichnete. In Umkehrung des gramscianischen Diktums, daß Hegemonie der Fabrik entspringe, werde der postfordistische Hegemonietyp den Betrieben von außen aufgezwungen. Die zu Beginn der neunziger Jahre eingeführten partizipativen Managementmethoden gerieten zunehmend in Widerspruch zu den kurzfristigen Gewinninteressen der Shareholder. Unternehmensinterne Leistungsvergleiche und die Implementierung von Marktmechanismen im Betrieb seien Folgen dieser Orientierung am Börsenwert. Neben dem Druck der Aktionäre würden die partizipativen Konzepte auch durch das von Statusverlusten bedrohte mittlere Management blockiert und in Frage gestellt. Am Beispiel des Mercedes-Werks in Rastatt verdeutlichte Dörre die erneut wachsende Relevanz tayloristischer Methoden. Dabei ergebe sich die Kombination aus tayloristischer Arbeitsorganisation mit einer dezentralisierten, postfordistischen Fabrik. Die Stabilität des neuen Regimes sei insbesondere auf die Anonymisierung der betrieblichen Herrschaft zurückzuführen. Die Unternehmensleitung erscheine nur noch als Erfüllungsgehilfe des Aktionärsinteresses.

In der Diskussion zum ersten Referat bestand insbesondere eine Kontroverse über die Gründe des Booms der amerikanischen Wirtschaft. Mehrere Diskussionsteilnehmer betonten, daß die Bedeutung der Finanzmärkte mit dem Verweis auf die relativ geringe Zahl börsennotierter Unternehmen nur unzureichend erfaßt werde. Joachim Hirsch machte auf die Relevanz außerökonomi-

scher Faktoren wie die kulturelle Ausstrahlung des US-Modells aufmerksam. Der Hegemoniebegriff dürfe deshalb nicht ökonomisch verkürzt werden. Die Diskussion zum Referat von Mario Candeias kreiste vor allem um die Definition von Neoliberalismus. Richard Detje formulierte den Einwand, daß die Momente der Instabilität unterbelichtet blieben, wenn man bereits von der Existenz eines neoliberalen Herrschaftsblockes spreche. Hans-Jürgen Urban und andere deuteten den Neoliberalismus als Endpunkt der fordistischen Formation. Bezüglich des Vortrags von Dörre warf Frank Deppe die Frage auf, ob sich in den veränderten Arbeitsbeziehungen auf betrieblicher Ebene primär ein technologischer und ökonomischer Wandel ausdrücke, oder nicht vielmehr die Niederlagen der Arbeiterbewegung auch dort ihre Spuren hinterlassen hätten. Außerdem wurde die Abkehr von der Vorstellung kritisiert, Hegemonie entspringe der Fabrik. Dieser Behauptung wurde entgegengehalten, daß die Vermarktlichung der betrieblichen Sozialbeziehungen die Basis des postfordistischen Hegemonieprojektes bilde.

III.

Im letzten Abschnitt „Auf dem Weg in die Shareholder-Society: Verteilungskonflikte, Neue Sozialdemokratie, Strategien der Linken“ ging es vor allem um die praktisch-politischen Herausforderungen, denen sich die Linke stellen muß. *Hans-Jürgen Bieling* (Marburg) plädierte in seinem Beitrag für einen weitgefaßten Begriff des Neoliberalismus. Obgleich von einer Renaissance der Sozialdemokratie gesprochen werden könne, lasse dies keine ungebrochenen Rückschlüsse auf die politische Ökonomie der gegenwärtigen Produktionsweise zu. Entscheidend sei vielmehr, daß die *sozialdemokratische Konstellation* der fordistischen Entwicklungsweise von einer *neoliberalen Konstellation* eines transnationalen High-Tech-Kapitalismus abgelöst worden sei. Mit Bezug auf Stephen Gill beschrieb Bieling dessen politische Ökonomie als *disziplinierenden Neoliberalismus*, dessen Regulationsmodus als *neuen Konstitutionalismus* und konstatierte die Verankerung einer *Kultur des Marktes* in der Zivilgesellschaft. Die neosozialdemokratische Programmatik konzentriere sich dabei auf neokeynesianische, neokorporatistische und kommunitaristische inspirierte Modifizierungen, ohne die Prämissen der neoliberalen Konstellation in Frage zu stellen. Dadurch komme es zu einer politischen Verallgemeinerung des Neoliberalismus.

Im zweiten Referat sprach *Helmut Schauer* (Frankfurt) von einem Übergang vom wohlfahrtsstaatlichen zum Shareholder-Kapitalismus, dem in den letzten 25 Jahren eine grundlegende Revitalisierung der kapitalistischen Produktionsweise gelungen sei. Zugleich sei die politische Linke von dieser Entwicklung überrollt und geradezu paralysiert worden. Dies zeige sich nicht nur in dem scheinbar unaufhaltsamen Zerfallsprozeß der Gewerkschaften. Auch die neuen sozialen Bewegungen hätten sich politisch mittlerweile zerstreut. Zu den hervorstechenden Merkmalen und Konsequenzen des Shareholder-Kapitalismus gehörten *erstens* die Etablierung einer neuen Verteilungsord-

nung auf der Basis einer sanierten Profitrate und zweitens der Aufstieg mikro-korporatistischer Verhandlungen, die Betriebsräte großer Konzerne und eine gewerkschaftliche Funktionselite als nahezu einzige soziale Träger der politischen Linken übrig ließen. Als Grundbedingungen für die Reaktivierung einer linken politischen Praxis nannte Schauer die gedankliche Verabschiedung von der fossilen Produktionsweise und ihrer produktivistischen Logik einschließlich der reformistischen Erfolge, die in ihr gefeiert worden seien. Statt dessen müsse sich die Linke verstärkt mit der Krisenlogik des Shareholder-Kapitalismus sowie mit der Aushöhlung der politischen Demokratie beschäftigen.

Die abschließende Debatte zentrierte sich um einen Problemaufriß der gegenwärtigen politökonomischen Konstellation und ihrer Krisenpotentiale. Zudem wurden Umriss einer linken Gegenstrategie diskutiert. Als zentrale Probleme wurden die anhaltende Überakkumulation und die Notwendigkeit einer organisierten Kapitalentwertung hervorgehoben. Ferner wies insbesondere Alex Demirovic auf die Veränderung von Leitbildern in der gegenwärtigen Konstellation hin. Während die Konsumtionsmuster des Fordismus vom Leitbild des privaten Sparens geprägt gewesen seien, habe sich inzwischen ein Leitbild der privaten Verschuldung herausgebildet. Zudem verwies Demirovic auf die Notwendigkeit, die Problematik einer fortschreitenden Entdemokratisierung – im Sinne einer zunehmenden Apathie weiter Bevölkerungsteile und der Verlagerung politischer Entscheidungen in Netzwerke – zu thematisieren. Als offene Fragen, deren Beantwortung für die Überwindung der politischen Krise der Linken unabdingbar ist, kristallisierten sich vor allem die Zukunft der Demokratie, die politische Bedeutung der Repräsentationskrise, die Bedeutung neoliberaler Konzepte für die Politik der Neuen Sozialdemokratie sowie die Integrationsfähigkeit der gegenwärtigen Entwicklungsweise hinsichtlich ökologischer Widersprüche heraus. Frank Deppe merkte in seinem abschließenden Beitrag an, daß es für die Linke erst einmal darum gehen müsse, Terrains, von denen aus der Kampf um eine Gegenhegemonie geführt werden kann, zurückzugewinnen. Die Entwicklungen an den Hochschulen, wo in einigen Jahren die letzten Linken verschwunden sein dürften, seien ein eindringliches Beispiel hierfür.

Einigkeit konnte darüber erzielt werden, daß die Thematisierung einer neuen Formationsperiode des Kapitalismus in weiteren Konferenzen, Workshops und Arbeitstreffen fortgeführt werden müsse. Richard Detje kündigte zudem an, daß alle Beiträge des Workshops im Frühjahr 2001 als Sammelband im VSA-Verlag erscheinen sollen.

Martin Beckmann / Sven Gronau (Marburg)

Literatur

- Alnasseri, Sabah/ Ulrich Brand/ Thomas Sablowski/ Jens Winter: Raum, Regulation und Periodisierung des Kapitalismus; unveröff. Manuskript, Frankfurt/M. 2000
 Bieling, Hans-Jürgen: Transnationale Vergesellschaftungsprozesse und Neue Sozialdemokratie;

unveröff. Manuskript, Marburg 2000

Bischoff, Joachim: Neoliberales Zeitalter? Abend- oder Morgendämmerung des Laissez-faire-Kapitalismus?; Supplement der Zeitschrift Sozialismus 3/2000

Candeias, Mario: Der Neoliberalismus als neue Entwicklungsweise des Kapitalismus; in: Supplement der Zeitschrift Sozialismus 5/2000, 20-37

Dörre, Klaus: Arbeit, Partizipation und Solidarität im Aktionärskapitalismus; in: Widerspruch 39/2000, 28-40

Hirsch, Joachim: Postfordismus: Dimensionen einer neuen kapitalistischen Formation; unveröff. Manuskript, Frankfurt 2000

Schauer, Helmut: Die Revitalisierung des Kapitalismus und die Linke; in: J. Hinzer u.a. (Hg.): Perspektiven der Linken; Hamburg, VSA, 15-32

Der Untergang des Bolschewismus als Voraussetzung des Stalinismus

Bemerkungen zu den Analysen von Wadim Rogowin¹

Die Schauprozesse 1936 bis 1938 in der Sowjetunion und der Massenmord an Hunderttausenden bewegen seit Jahrzehnten Anhänger der kommunistischen Bewegung wie ihre Gegner, beschäftigten Analytiker und Strategen imperialistischer Mächte und natürlich auch Historiker. Sie gaben den Sympathisanten und den Feinden der Revolution Rätsel auf oder wurden zu Rätseln verklärt. Warum haben die angeklagten bolschewistischen Führer Verbrechen gestanden, die sie nie begingen und die ihrer ganzen politischen Tätigkeit widersprochen hätten? Jene, die die Oktoberrevolution vorbereitet und durchgeführt, sie in Bürgerkriegen verteidigt hatten, gestanden nun öffentlich, sie seien seit Jahrzehnten Agenten feindlicher Geheimdienste gewesen. Wie konnte eine revolutionäre Partei an der Macht jene ihrer Führer und Mitglieder, die Revolution und Bürgerkrieg überstanden hatten, zu Hunderttausenden ermorden, warum hat es die bis dahin herrschende Schicht zugelassen, daß sie vollständig vernichtet wurde? Wie konnte eine von imperialistischer Aggression bedrohte Staatsmacht das eigene Offizierskorps liquidieren und so die eigene Armee enthaupten? Wie war es möglich, in Friedenszeiten eine derart große Zahl von Menschen zu vernichten, wie weit konnte der exponentiell gestiegene Massenterror noch forciert werden, ohne die Grundlagen der Sowjetgesellschaft völlig zu zerstören?

¹ Wadim S. Rogowin: Vor dem großen Terror. Stalins Neo-NÖP. Aus dem Russischen übersetzt von Hannelore Georgi und Harald Schubäth, Arbeiterpresse Verlag, Essen 2000, 475 S.; ders.: 1937. Jahr des Terrors. Aus dem Russischen übersetzt von Hannelore Georgi und Harald Schubäth, Arbeiterpresse Verlag, Essen 1998, 513 S.; ders.: Die Partei der Hingerichteten. Aus dem Russischen übersetzt von Hannelore Georgi und Harald Schubäth, Arbeiterpresse Verlag, Essen 1999, 581 S.

Ungeachtet aller ungeklärten historischen Fragen und aller psychologischen Verrätselungen waren schon damals die schlimmsten Feinde des Kommunismus mit den Apologeten des Stalinschen Terrors in einem Punkte einig: Die Massenverbrechen der „Großen Säuberung“ seien die logische Konsequenz des Bolschewismus. Natürlich bewerteten beide diese unterstellte Folgerichtigkeit entgegengesetzt: Die Antikommunisten aller Couleur sahen in den Verbrechen Stalins den Beweis dafür, wie verabscheuungswürdig bereits die Ideen des Sozialismus und der Revolution seien, da sie unweigerlich zu Massenterror und Massenmord führten. Die Stalinisten indessen hielten die „Große Säuberung“ für eine Konsequenz der Oktoberrevolution und gaben sie als Interesse der Arbeiterklasse aus. In der Tat hatten die „Rekruten des Jahres 1937“ ein klares Bewußtsein dafür, daß die „Große Säuberung“ der Grundstein ihrer jahrzehntelangen Herrschaft in der Sowjetunion war, schließlich gehörten die führenden Funktionäre der Stagnationszeit unter Leonid Breschnew ausnahmslos zu dieser Gruppe. Obwohl sie nach den Jahren der Entstalinisierung auf die öffentliche Glorifizierung der Säuberung verzichten mußten, wurden die damals getroffenen Weichenstellungen niemals wirklich korrigiert.

Die Grundthese jener seltsamen Koalition von Antikommunisten und Stalinisten hat seit den 30er Jahren weitere Anhänger gewonnen, von den Dissidenten bis zu den Renegaten des Kommunismus. Alexander Solschenizyn behauptete, bei der „Jeshowtschina“ handele es sich um eine Strömung des „bolschewistischen Terrors“ wie Bürgerkrieg, Kollektivierung oder die Nachkriegsjahre. Mit dem „Schwarzbuch des Kommunismus“ sollte sogar versucht werden, jene ursächliche Verknüpfung von revolutionärem Sozialismus und Stalinschen Massenterror als ideologische Norm in der imperialistischen Welt durchzusetzen, um jegliche soziale Alternative zum Kapitalismus zu verteuflern.

Besonders makabre Blüten treibt die ursächliche Verknüpfung von bolschewistischer Revolution und Stalinschen Massenterror bei jenen, die auf den Trümmern der Sowjetunion die Restauration des Kapitalismus betreiben. „Demokraten“ und „Nationalpatrioten“ wissen den Haß auf den Bolschewismus mit der Begeisterung für Stalin problemlos zu vereinigen.

Wadim S. Rogowin (1937-1998), promovierter Philosoph, war Professor am Soziologischen Institut der Russischen Akademie der Wissenschaften. Seine Veröffentlichungen zu Fragen der Sozialpolitik und zur Geschichte politischer Bewegungen in der UdSSR bildeten den Anlaß heftiger Kontroversen. Sein besonderes Forschungsinteresse und seine politische Parteinahme galten bis zu seinem Tode der linken Opposition um Leo Trotzki gegen den Stalinismus. Seine historischen Aufarbeitung der großen Säuberung 1936-1938 in der Sowjetunion, insbesondere der drei großen Schauprozesse und des Massenterrors jener Jahre ist eingebettet in eine gewaltige historische Rekonstruktion der nachrevolutionären Geschichte der Bolschewiki, die unter der Fragestellung steht „Gab es eine Alternative zum Stalinismus?“ Rogowin antwortet, es gab sie in Gestalt der trotzkistischen Opposition. Seine auf sieben Bände angelegte

Reihe „Gab es eine Alternative zum Stalinismus?“ wird dankenswerterweise in deutscher Übersetzung vom Verlag Arbeiterpresse in Essen ediert. Bisher sind drei Bände erschienen.

Rogowins Analyse ist die bisher einzige quellengestützte historiographische Analyse der „Großen Säuberung“, die nicht dazu dient, die Idee des Sozialismus zu verunglimpfen, sondern seine Tragödie aufzuzeigen. Wie vor ihm Roy Medwedew erfüllt auch Wadim Rogowin ein historisches Vermächtnis der Opfer des Massenterrors. Er weist empirisch nach, daß der Stalinsche Massenterror gerade nicht die Fortsetzung des Bolschewismus war, sondern der Bolschewismus als politische Strömung vernichtet, seine Träger physisch beseitigt werden mußten, um Stalin die uneingeschränkte Herrschaft zu verschaffen. Als bisher einziger Historiker dieser Periode bezieht Rogowin den wichtigsten politischen Gegner Stalins in jenen Jahren, Leo Trotzki, systematisch mit ein, analysiert den politischen Kampf der linken Opposition gegen den sich herausbildenden Stalinismus als integrales Moment des Massenterrors und fragt nach den Alternativen. Die soziologische Herangehensweise kam dem Verfasser bei seinen historischen Analysen sehr zugute. Rogowin begreift die „Jeshowtschina“ als politisch konterrevolutionäre und die Sowjetgesellschaft sozial neu strukturiende Umgestaltung, deren Mechanismen und Ergebnisse, deren Träger und Opfer er vorstellt.

Warum haben die sowjetischen Historiker so viele Jahrzehnte gebraucht, sich dieses Themas anzunehmen? Das hat viele Gründe. Erstens war die Ausrottung der linken Opposition so gründlich erfolgt, daß keine Überlebenden sie mehr verkörperten und fortführen konnten. Zweitens saßen die „Rekruten des Jahres 1937“ zu Hunderttausenden in allen wichtigen Positionen und waren nicht gewillt, ihre Herrschaftsgrundlagen auch nur untersuchen zu lassen. Sie unternahmen alles, das historische Gedächtnis des Volkes auszulöschen. So meinte Michail Suslow, der Sekretär des Zentralkomitees des ZK der KPdSU und „Königsmacher“ des Politbüros, Wassili Grossmanns „Leben und Schicksal“ könne man frühestens in hundert Jahren veröffentlichen. Drittens waren alle archivalischen Quellen rigoros versperrt, obwohl der Fetischismus der Schergen und Henker mit bürokratischer Akkuratess e Dutzende Millionen Akten produziert hatte, auf denen der Stempel prangte „Aufzubewahren für immer“. Viertens wurde das Thema selbst tabuisiert. „Die Tilgung des Themas ‚Massenrepressalien‘ aus der offiziellen sowjetischen Geschichtsschreibung überließ diese Problematik de facto den ausländischen Sowjetologen und den einheimischen Dissidenten“ (Partei der Hingerichteten, S. 8). Fünftens förderte auch die Art und Weise, wie Nikita Chruschtschow auf dem 20. Parteitag der KPdSU einen Teil der Stalinschen Verbrechen enthüllte, die historische Forschung nicht. Chruschtschow erklärte, Stalin habe sich beim staatlichen Massenterror von den Interessen der Arbeiterklasse leiten lassen. Seine Rede und mehr noch der Beschluß des ZK der KPdSU vom 30. Juni 1956 sprachen nicht von der Tragödie der bolschewistischen Partei und des sowjetischen Volkes, sondern von der Tragödie Stalins. Die Version, daß Stalins Argwohn und späterer Verfolgungswahn die Hauptursache für die große Säu-

berung gewesen seien, lenkte das Augenmerk auf psychologische, gar klinische Symptome und entlastete die Mitbeteiligten an den Verbrechen.

Rogowin hat nach der Öffnung der meisten sowjetischen Archive alle zugänglichen Quellen ausgewertet, außerdem umfassend die ausländischen Quellen erschlossen und nicht zuletzt viele seit Jahrzehnten vergessene oder verschwiegene Quellen und Ausarbeitungen aus den 30er Jahren ausgegraben. Insbesondere die Protokolle der Tagungen des Politbüros und des ZK der KPdSU sowie die Korrespondenz der Parteiführung mit den regionalen Organisationen spielen als Quellen eine große Rolle. Allerdings erhielt er keinen Zugang zu den Untersuchungsakten selbst.

Das dreibändige, 1989 in den USA erschienene Werk des emigrierten sowjetischen Historikers Roy Medwedew „Das Urteil der Geschichte. Ursprünge und Konsequenzen des Stalinismus“ (die deutsche Ausgabe erschien 1992 mit dem Untertitel „Stalin und Stalinismus“) mußte noch ohne sowjetische archivalische Quellen auskommen, es ist ein typisches Werk der oral history. Auch Alexander Solschenizyns „Archipel Gulag“ beruht allein auf Berichten und Erinnerungen. Während Medwedews Bücher der Objektivität näher kommen, übte Solschenizyn einen eigenartigen Umgang mit seinen Quellen: Er nutzte den Umstand, daß viele der ihm zur Verfügung stehenden Erinnerungen von Insassen Stalinscher Lager nie veröffentlicht wurden, um sie ziemlich frei und nach seinem Dafürhalten zu interpretieren.

Darüber hinaus befragt Rogowin die weltweite Forschungsliteratur zum Stalinismus mit ihren Standpunkten und Deutungen danach, welche Quellen sie genutzt und welche sie aus konzeptionellen oder politischen Gründen ignoriert hat. Die Darstellung, an der er sich immer wieder mißt und auf die er sich immer wieder kritisch bezieht, ist „Der große Terror“ von Robert Conquest. Dessen Arbeiten beruhten im wesentlichen auf der Analyse sowjetischer Zeitungen und anderer offizieller Publikationen, ergänzt durch Erinnerungen von Personen, denen es gelang, die UdSSR zu verlassen. Ungeachtet der Beschränktheit seiner Quellen hat Conquest wie kein anderer Historiker vor ihm bewiesen, welche Einsichten und Schlußfolgerungen selbst aus der offiziellen sowjetischen Presse durch äußerst kritische und vergleichende Analyse gewonnen werden konnten, wenn man sie nur unvoreingenommen genug und mit einer Art kriminalsoziologischer Optik las. Sein antikommunistischer Standpunkte mag jene haßerfüllte Hellsichtigkeit befördert haben.

Rogowin führt in die Fachliteratur vor allen den Gesichtspunkt ein, daß es tatsächlich Widerstand gegen die Stalinsche Politik gegeben hat und daß ohne eine systematische Berücksichtigung dieses Widerstandes der Prozeß der Durchsetzung von Stalins Alleinherrschaft nicht zu begreifen sein wird. Er legt das Hauptaugenmerk auf die Logik des Kampfes von Stalinismus und Trotzkismus. In diesem Kampf war die ideelle Kraft der politischen Strömungen ihrer materiellen Stärke umgekehrt proportional, was viele Historiker dazu verführte, den linken Widerstand zu vernachlässigen und die Logik dieses Kampfes als für den Massenterror irrelevant beiseite zu schieben. Doch die Logik dieses Kampfes

führte zur physischen Vernichtung nicht nur der Anhänger der linken Opposition, sondern jener zwei Generationen Bolschewiki, die die Oktoberrevolution vorbereitet und verteidigt hatten. Ungeachtet der pseudokommunistischen Phrasologie war der Stalinsche Thermidor ein Anti-Oktober. Die bolschewistische Partei wurde unter Stalin zur „Partei der Hingerichteten“, die kommunistischen Kader stellten mindestens die Hälfte aller Opfer der großen Säuberung. In den Jahren 1936 bis 1938 wurde der Bolschewismus als politische und ideologische Massenkraft zerstört, die Leninsche Partei endgültig durch eine Stalinsche ersetzt. Die Massenverbrechen der großen Säuberung sind daher nicht die Fortsetzung der Oktoberrevolution, sondern deren Untergang.

Rogowin tilgt viele von der Historiographie unbearbeitete Desiderata, klärt mystifizierte „weiße“ Flecken auf. Vor allem aber geht es ihm um die Überwindung falscher und vereinseitigter Erklärungsschemata für die große Säuberung. Er rekonstruiert die historischen Ereignisse in ihrer Widersprüchlichkeit und Kompliziertheit, und er liefert ein sozialhistorisches Bild, das die Erklärung von Machtgrundlagen und -praktiken nicht vordergründig durch psychologisierende Diagnosen der Paranoia Stalins ersetzt. Das hebt seine Arbeiten entscheidend über die bisherigen hinaus. Das simple Schema eines allmächtigen Stalin, einer sich ihm völlig unterordnenden und von der Geheimpolizei beherrschten Partei und eines sklavisch stummen Volkes kann noch nicht einmal Stalins persönliche Motive erklären.

Darum ist es auch nicht die beschränkte Quellenlage allein, die viele Autoren zahlreiche Faktenfehler, Tatsachenverzerrungen und auch direkte Verfälschungen begehen ließ. Hinzu kommt der soziale und politische Auftrag. Die meisten Sowjetologen waren ebenso wie zahlreiche sowjetische Dissidenten bemüht zu beweisen, daß es aufgrund der „utopischen“ kommunistischen Idee und durch die revolutionäre Praxis der Bolschewiki einfach zu dieser Tragödie hatte kommen müssen. Dieses vorgefaßte Resümee ließ sie gar nicht erst nach Alternativen suchen und veranlaßte sie, jene historischen Quellen zu ignorieren, die ihrem Denkschema im Wege standen. „Keiner der Antikommunisten, die die Moskauer Prozesse der Jahre 1936-1938 analysierten, machte sich die Mühe und berücksichtigte die ‚Aussagen‘ des Mannes, gegen den sich die Hauptanklage in allen Prozessen richtete, obwohl er nicht im Gerichtssaal anwesend war.“ Die Schriften von Leo Trotzki und seinem Sohn Leo Sedow aber lagen nicht in den Geheimarchiven des NKWD, sondern in vielen Sprachen der Welt gedruckt vor.

In „Stalins Neo-NÖP“ untersucht Rogowin jene sozialen Veränderungen in der Sowjetunion in den Jahren 1934 bis 1936, die den anschließenden Massenterror möglich und für die herrschende Bürokratie notwendig machten. Angesichts der für die Massen katastrophalen Ergebnisse der Stalinschen Wirtschafts- und Sozialpolitik seit 1928/29 entstand eine breiten Unzufriedenheit als Basis des zunehmenden Widerstandes bolschewistischer Kräfte der KPdSU. Die sogenannten Neo-NÖP der Jahre 1934-1936 forcierte die Polarisierung der Gesellschaft. Die geringfügige Verbesserung der Wirtschaftslage

reichte aus, eine herrschende bürokratische Schicht zu privilegieren und zu korrumpieren, aber nicht, das Lebensniveau der Massen entscheidend zu verbessern. Stalin konnte die Opposition nur niederhalten, indem er über seine wirklichen Gegner hinaus auch die potentiellen und auch alle nur vermuteten Gegner physisch vernichtete. Der staatliche Terror wurde in einem Massenausmaß und in Formen praktiziert, die bis dahin nicht einmal vorstellbar waren.

„1937. Jahr des Terrors“ schildert und analysiert Vorbereitung, Ablauf und Folgen des ersten öffentlichen Schauprozesses vom August 1936, in dem Sinowjew und Kamenew die prominentesten von 16 Angeklagten waren. Hauptgegenstand des Buches ist die Jeshowtschina im Jahre 1937 als exponentielle Steigerung des Massenterrors, aber auch als Kern jener Entwicklung der nachrevolutionären sowjetischen Gesellschaft und Neukonstituierung der sozialen Grundlagen und Herrschaftsformen der Stalinschen Bürokratie, die Rogowin nicht ansteht, als weißgardistische Konterrevolution zu qualifizieren. Schließlich haben die „Rekruten des Jahres 1937“, die an die Stelle der ermordeten Revolutionsführer traten und in Blitzkarrieren ohne ausreichende Bildung und Erfahrung ungeheure Machtpositionen, materielle und soziale Privilegien erhielten, bis zum Untergang der Sowjetunion regiert und zu verhindern gewußt, daß die Grundlagen ihrer Herrschaft in Frage gestellt wurden. Das Jahr 1937 bestimmte die historische Entwicklung der Sowjetunion und der Welt auf Jahrzehnte voraus. Es fügte der UdSSR und der kommunistischen Weltbewegung Verluste zu, von denen sie sich nicht wirklich erholen konnte und die wesentlich zu ihrem Untergang beitrugen.

Rogowin beschreibt in diesem Band, wie es zu der großen Säuberung kam und wie die ersten Etappen verliefen. Er führt die Analyse über den zweiten öffentlichen Schauprozess vom Januar 1937 mit den Hauptangeklagten Radek und Pjatakow bis zur Vernichtung fast der kompletten sowjetischen Militärlite nach dem (geheimen) Prozeß gegen die Generäle um Tuchatschewski.

Im Folgeband „Die Partei der Hingerichteten“ werden die Ereignisse vom Juni 1937 bis Ende 1938 untersucht. Zu ihnen gehört der dritte öffentliche Schauprozess, von dessen 21 Angeklagten Bucharin und Rykow die bekanntesten waren. Gegenstand sind der vorbereitete, aber dann abgeblasene vierte Prozeß gegen die Komintern, die Absetzung Jeshows und der Abbruch der „Jeshowtschina“. Der Terror gegen ausländische Kommunisten wird ebenso einbezogen wie die Aktivitäten Trotzki und dessen berühmter Gegenprozeß unter Vorsitz von John Dewey. Während in den Moskauer Prozessen die bolschewistischen Führer aller nur denkbaren kriminellen Anschläge auf Stalin und das sowjetische Volk bezichtigt wurden, ermordeten die Agenten des NKWD Hunderte Personen im Ausland, hinzu kommen viele weitere Opfer des NKWD im spanischen Bürgerkrieg.

Der Band „Die Partei der Hingerichteten“ ist eine eigenständige historische Untersuchung, kein bloßer Annex zum vorigen. Angesichts der Massenunzufriedenheit der Arbeiter brauchte Stalin viele Sündenböcke, und zwar mehr, als die alten Bolschewiki zählten. Daher fielen bei der ersten vom Politbüro ange-

ordneten „Massenoperation“ gleich 400.000 Menschen unter die Beschuldigung der Sabotage oder der Spionage für eine fremde Macht. Die zweite „Massenoperation“ richtete sich gegen Ausländer oder Angehörige solcher Völker, die nach 1917 aus dem russischen Reich ausgeschieden waren, gegen Polen, Letten, Finnen, Esten, Deutsche, Griechen, Letten, deren Minderheitenrechte aufgehoben wurden. Die erste ethnische Massendeportation war die von 172.000 Koreanern aus dem Grenzgebiet zu Korea nach Mittelasien. Auch macht Rogowin auf die starke antisemitische Komponente der Moskauer Prozesse aufmerksam.

Wie bereits andere Historiker vor ihm wendet sich Rogowin der Frage zu, warum die exponentielle Eskalation des Massenterrors gestoppt werden mußte. Eine Fortsetzung in diesem Ausmaß, so antwortet er, hätte die Reproduktionsfähigkeit der neu strukturierten Gesellschaft zerstört. Dessen war sich die Führung bewußt. Nachdem die Hauptziele der großen Säuberung erreicht waren, konnte unter maßgeblicher Mitwirkung Berijas die Eskalation abgestoppt werden, ohne den Terrorismus grundsätzlich zu beenden. Rogowin zieht zu diesem Zweck die sowjetische Gesellschaft nach den Moskauer Prozessen, angefangen von Stalin und seinem nächsten Umfeld. Er fragt, wer Vorteil aus dem Massenterror zog, bestimmt die politischen Subjekte und die sozialen Objekte des terroristischen Thermidor. Den Band beschließt ein Ausblick darauf, wie die große Säuberung von den sozialen Gruppen in der UdSSR und den verschiedenen politischen Kräften im Ausland wahrgenommen wurde.

Rogowin verzichtet zwar in seiner Darstellung auf manche Stränge des Terrors, die bereits in der Literatur abgehandelt wurden, wie z.B. die Foltermethoden des NKWD oder die Lebensbedingungen in den Stalinschen Lagern, dafür löst er recht überzeugend nicht wenige jener nicht selten mystifizierten Rätsel. Die große Stärke seiner Bücher besteht darin, daß er die weit verbreiteten psychologischen Erklärungsmuster des Massenterrors durch politische, historische und soziologische Analysen ersetzt. Selbst gute Kenner der sowjetischen Geschichte hielten die Erklärung der „Jeshowtschina“ durch persönliche pathologische Eigenschaften Stalins für ausreichend. Aber die Greuelthaten waren weder selbst Wahnsinn noch waren sie voll und ganz das Produkt Stalinscher Paranoia. Bereits in den 30er Jahren wurde in der Emigration diskutiert, ob Stalin wahnsinnig sei. Rogowin erinnert an den klugen Menschenwiken Boris Nikolajewski. Dieser sagte nach dem XX. Parteitag, er könne Chruschtschow nur dann beipflichten, Stalin als Paranoiker einzustufen, wenn jener im Widerspruch zu seinen Interessen gehandelt hätte. Aber das tat er nicht. „Er betrieb den Terror nicht mit dem Wahnsinn eines Caligula, sondern weil er ihn zu einem Faktor seiner aktiven Soziologie gemacht hatte. Er brachte Millionen um und löschte insbesondere die gesamte Schicht der alten Bolschewiki aus, da er erkannt hatte, daß diese Schicht gegen seinen 'Kommunismus' war.“ (Zit. nach: Die Partei der Hingerichteten, S. 12) Mit der großen Säuberung errang Stalin die uneingeschränkte Macht über die Partei, das Land und die internationale kommunistische Bewegung. Sein Handeln wurde von dieser Politik bestimmt und nicht von klinisch-pathologischen Eigenschaften, es war genau berechnet.

Wo die „Erklärung“ für bare Münze genommen wird, das „teuflische“ Naturell der Bolschewiki schlosse ein Verlangen nach sinnloser Gewalt und Ausrottung ein, verfolgt Rogowin die Mechanismen der Entstehung und Ausbreitung des großen Terrors, deckt er seine Ursachen und die seines Erfolges auf. Mit der gängigen Phrase „Die Revolution frisst ihre Kinder“ ist wenig erklärt. Die „Oktoberrevolution mit dem Bürgerkrieg als Begleiterscheinung fraß ihre Kinder nicht. Alle ihre Organisatoren, ausgenommen diejenigen, die durch den Feind umkamen, überlebten diese heldenhafte Epoche. Zum Untergang der Generation von Bolschewiki, welche die Volksrevolution angeführt hatten, kam es erst zwanzig Jahre nach ihrem Sieg.“ (1937. Jahr des Terrors, S. 26)

Werner Röhr

MEGA 1924-1928: Die ertragreichen Jahre

Rolf Hecker, Diethard Behrens, Galina D. Golovina, Erfolgreiche Kooperation: Das Frankfurter Institut für Sozialforschung und das Moskauer Marx-Engels-Institut (1924-1928), Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge, Sonderband 2. Argument-Verlag, Berlin-Hamburg, 2000, 439 Seiten, davon 317 Seiten Dokumentation und Korrespondenz, 39,80 DM.

Weiterentwicklung des Marxismus und Vermeidung von Dogmatisierungen einzelner Texte oder Sätze von Marx und Engels erfordern die Einordnung ihrer Schriften in den historischen Entstehungszusammenhang. Dieser sowie die Vollständigkeit des literarischen Lebenswerks sind Hauptelemente historisch-kritischer Marx-Engels-Forschung, die seit Ende der siebziger Jahre, gestützt auf umfangreiche Forschungstätigkeit, in die Publikation wissenschaftlich anspruchsvoller Marx-Engels-Gesamtausgaben (MEGA²) mündet.

Das erste Projekt MEGA war schon in den zwanziger Jahren in Angriff genommen worden. Von 1927 bis 1941 erschienen insgesamt 16 Einzelbände mit so wichtigen Erstveröffentlichungen wie „Die Deutsche Ideologie“ (1925 bzw. 1932), „Dialektik der Natur“ (1935), „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“ (1939/41). Die MEGA-Initiative ging – versteht sich – ab 1924 vom jungen Sowjetstaat aus, der personelle und finanzielle Ressourcen in Form eines eigenen Marx-Engels-Instituts bereitstellte – unter Leitung von David Rjazanov und Ernst Czóbel.

Ich habe mich immer gefragt, wie es damals von Moskau aus möglich war, nach nur fünf Jahren bereits die ersten zwei „Halbbände“ herauszubringen mit allen Schriften von Marx bis Anfang 1844 – versehen mit Dokumenten und wissenschaftlichen Anmerkungen, geprüft auf Autorschaft und z.T. mühsam entziffert. Das Spektrum reicht hier von Abiturarbeiten über längst verschollene Artikel in der „Rheinischen Zeitung“ bis hin zu langen Handschriften wie „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“, wo Marxsche Gedanken zur Staatstheorie nur ab und zu aufblitzen innerhalb langatmig zitierter Positionen. Nicht zu vergessen: Gleichzeitig wurden auch noch die folgenden MEGA-Bände aufwendig vorbereitet.

Die Antwort ergibt sich aus einer historisch einmaligen Interessenslage, die ziemlich genau vier Jahre dauerte: von 1924 bis 1928. Interessiert an einer Veröffentlichung des Marx-Engels-Nachlasses war damals auch der Berliner SPD-Vorstand, der ihn – in Kisten verpackt – verwaltete, aber nicht die Mittel zur Eigenpublikation hatte. Doch stimmte er der Fotokopierung des gesamten Bestandes durch das Moskauer Institut ebenso zu wie dessen Absicht zu einer akademischen Edition unter Zurücknahme parteipolitischer Kommentierungen.

Die zweite Erfolgsbedingung für das MEGA-Projekt war das 1924 in Frankfurt am Main gegründete „Institut für Sozialforschung“ (IfS). Unter der Leitung des Direktors und alten Rjazanov-Bekannten Carl Grünberg und der Initiative von Felix Weil und Friedrich Pollock trafen

sich dort linke, meist junge, intellektuelle verschiedener Couleur, die der positive Bezug auf Karl Marx einigte. Einige Namen: Georg Lucácz, Karl Korsch, Karl August Wittfogel, Julian Gumperz, Richard Sorge, Béla Fogarasi, Karl Schmückle, Franz Borkenau. Kritisch von der Universitätsleitung beäugt unterstützte das IfS die Herausgabe der MEGA, so daß es mitunter als Außenstelle Moskaus betrachtet wurde.

Pollock und Weil handelten mit dem SPD-Parteivorstand den Kopiervertrag für den Marx-Engels-Nachlaß aus. Sie gründeten gemeinsam mit dem Moskauer Institut einen eigenen Verlag in Frankfurt für die MEGA, die Marx-Engels-Archiv-Vergesellschaft. Letztere organisierte u.a. das Fotokopieren der regelmäßig aus Berlin ankommenden Marx-Engels-Originale. Außerdem requirierte und empfahl der Verlag junge deutsche Wissenschaftler (z.B. Julius Schaxel) für die in Moskau durchzuführenden Editionsarbeiten usw. Zu Recht steht im Titel des vorliegenden Bandes ganz oben „Erfolgreiche Kooperation“.

Die Autoren Rolf Hecker (Berlin) und Diethard Behrens (Frankfurt) können erstmalig die bis Anfang der 90er Jahre unter Verschluss gehaltene Korrespondenz zwischen der Direktion des Marx-Engels-Instituts und der Leitung des Instituts für Sozialforschung auswerten und sind dadurch in der Lage, jene ertragreiche Kooperation plastisch darzustellen. Ihrer Präsentation folgen 149 Briefe, die überwiegend zwischen Felix Weil, Carl Grünberg u.a. einerseits und David B. Rjazanov, Ernst Czöbel u.a. andererseits in den Jahren von 1924

bis 1931 wechselten. Besorgt wurden Dokumentation und Korrespondenz von Galina D. Golovina vom Russischen Staatlichen Archiv für Sozial- und Politikgeschichte.

Wissenschaftliche Einleitung sowie Dokumentation bringen erstmals Licht in die nicht immer konfliktfreie Beziehung zwischen Moskau und Frankfurt. Die Beendigung der Partnerschaft oder die Scheidung, wie es Rjazanov nannte, erfolgte übrigens in gegenseitigem Einvernehmen. Anders das Ende der Zusammenarbeit Berlin-Moskau. Glücklicherweise waren die Kopierarbeiten im wesentlichen abgeschlossen, als der Berliner SPD-Vorstand 1928 entschied, die Beziehungen mit dem Marx-Engels-Institut abubrechen. Hintergrund waren die international und national verschärften politischen Auseinandersetzungen zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten. Letztere hatten in Umsetzung des VI. Weltkongresses der Komintern zum Kampf gegen den „Sozialfaschismus“ der Sozialdemokratie aufgerufen. Rjazanov selber sollte später sein Versuch, mit Hinweis auf den rein wissenschaftlichen Charakter die MEGA aus dem politischen Kampf herauszuhalten, zum Vorwurf und Vorwand seiner Ausschaltung durch Stalin und das ZK werden.¹

Über die MEGA in der Zeit nach 1930, d.h. nach Rjazanov, wird der Sonderband 3 der Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge berichten. Auf ihn sind nicht nur Marx-Engels-Forscher gespannt, er dürfte

¹ Vgl. die Besprechung des Bandes „D.B. Rjazanov und die erste MEGA“, in: Z 31, September 1997, S. 239ff.

weitere Neuigkeiten aus der Geschichte der kommunistischen Bewegung ans Licht bringen, keineswegs nur angenehme.

Winfried Schwarz

Geschichtspolitik

Michael Klundt: *Geschichtspolitik. Die Kontroversen um Goldhagen, die Wehrmachtsausstellung und das „Schwarzbuch des Kommunismus“*, PapyRossa-Verlag, Köln 2000, 144 S., DM 26,-

Was haben die geschichtspolitischen Debatten um das Buch von Daniel Goldhagen („Hitlers willige Vollstrecker“), die Wehrmachtsausstellung und das „Schwarzbuch des Kommunismus“ miteinander gemeinsam? Dieser Frage widmet sich das Buch von Michael Klundt und fördert dabei weit mehr als die schlichte Erkenntnis zu Tage, daß es sich bei diesen Debatten um die wohl öffentlichkeitswirksamsten Geschichtsdebatten der neunziger Jahre gehandelt hat – läßt man die Walser-Bubis-Debatte einmal beiseite.

Goldhagen und die Wehrmachtsausstellung liegen offensichtlich auf einer Linie, denn beide thematisieren die Verbrechen breiter Teile der deutschen Bevölkerung und ihre Verstrickung in die Vernichtungspolitik des deutschen Faschismus. Quer dazu scheint auf den ersten Blick die Diskussion um das „Schwarzbuch des Kommunismus“ zu liegen, doch verdeutlicht Klundt im Fortgang seiner Darstellung, daß diese Debatte quasi als geschichtspolitische Ergänzung zu den beiden anderen zu lesen ist, und zwar durch die totalitaris-

mustheoretische Auflösung der spezifischen Verbrechen Geschichte des deutschen Faschismus in einem vermeintlichen Jahrhundert der totalitären Verbrechen von rechts und links, Kommunismus und Faschismus. Der geschichtspolitische Ertrag dieser Debatten, jedenfalls aus konservativer und bürgerlich-liberaler Sicht, liegt somit in der Einebnung der deutschen Vergangenheit in eine große totalitäre Nacht, die alle Katzen (bewußt) grau erscheinen läßt.

CONTRASTE

Die Monatszeitung für Selbstorganisation

GEN-MONEY-POLUTION Mit der Lupe in den Supermarkt: Auf's Kleingedruckte achten - Patentierung von Saatgut: Die Bauern in der Zange - »Ja« zu Gen-Mais: Ist Vertrauen alles? - Hunger & Patente - Biobauern in der Zwickmühle - Mit der Firma Monsanto im Dialog - Nachweis in Lebensmitteln: Nur wo Gentech draufsteht...? - Dreschflegel: Sorten sanft selektieren **ISRAEL/PALÄSTINA** Zur Lage der Menschenrechte **TÜRKEI** Neuer Knastyp wurde im Sturm eingeführt **EU-GIPFEL IN NIZZA** Wachstum und Erweiterung: Abbau der Sozialstandards - Tous ensemble! - für ein anderes Europa **u.v.m.**

Ein Schnupperabo (3 Monate frei Haus ohne Verlängerung) für 10 DM nur gegen Vorkasse (Schein/Briefmarken/V-Scheck).

BUNTE SEITEN das einzige Adressverzeichnis der Alternativen Bewegungen. Mit ca. 12.500 Anschriften aus der BRD, CH, A und internationale Kontaktanschriften mit **Reader der Alternativ-Medien** im Innenteil. 1.300 Zeitschriftentitel mit zahlreichen Beschreibungen, Video- & Filmgruppen sowie Freie Radios. Ca. 280 Seiten (DIN A4) für 30 DM zzgl. 4 DM Versandkosten, ISBN 3-924085-05-6. Bestellungen im Internet oder über: CONTRASTE e.V., Postfach 10 45 20, 69035 Heidelberg

Probieren Sie: <http://www.contraste.org>

Vor diesem Ergebnis und der Beschreibung seines Nutzens für die politischen Großmachtprojekte der deutschen Eliten, bietet Klundt eine Rückschau auf die drei untersuchten Großdebatten, ihre Inhalte und vor allem die Reaktionen in der Presse auf sie. Wichtigster Maßstab für die Beurteilung der drei Kontroversen ist die Frage nach ihrer Erklärungskraft für die beschriebene Vergangenheit, nach dem Aufzeigen von Kausalketten, die das Geschehen in die Geschichte einordnen und die materiellen und sozialen Kräfte berücksichtigen. Favorisiert wird von Klundt eine materialistische Geschichtsbeurteilung (15), und von diesem Standpunkt aus werden die drei Kontroversen beurteilt und kritisiert.

Die rein idealistische Herleitung des Holocaust aus dem ideologischen Antisemitismus ist dann auch der Hauptkritikpunkt an Goldhagen, dessen Arbeit sonst als eine wichtige Ergänzung zur bisherigen Forschung beurteilt wird. Als eine Folge dieses rein phänomenologischen Geschichtsverständnisses wird von Klundt auch Goldhagens Eintreten für den NATO-Krieg gegen Serbien und seine Forderung nach Umerziehung der Serben gewertet.

Die Reaktionen auf Goldhagens Buch werden, wie auch bei den anderen Debatten, nach konservativer, sozialliberaler und marxistischer Provenienz unterschieden. Die Abwehrhaltung im konservativen Teil der Presse gegen Goldhagen scheint wenig verwunderlich, um so erklärungsbedürftiger ist die sehr harsche Reaktion auf Seiten der sozialliberalen Intellektuellen. Der Verweis auf die enge Verbindung und Zuarbeit

für den Faschismus durch die universitären Lehrer (Conze, Schieder u.a.) der sozialliberalen Historiker überzeugt ebensowenig wie die Vermutung, diese hätten weniger als Historiker denn als Deutsche reagiert (38). Auf Hans Mommsen beispielsweise, einen der schärfsten und polemischsten Kritiker Goldhagens, trifft ersteres nicht zu und letzteres müßte erst bewiesen werden. Vielleicht sollte nicht die Eitelkeit von Historikern unterschätzt werden, die ihre Arbeit durch den bahnbrechenden Erfolg eines Newcomers entwertet sahen, der zudem noch das eigene methodische Vorgehen denunziert. Nicht zuletzt hier, in einer tendenziellen Diskreditierung des sozialstrukturellen Ansatzes, liegt tatsächlich eine der großen Gefahren bei Goldhagen und den anderen Debatten. Der von Klundt geforderte materialistische Ansatz läßt sich aber nur mit einer solchen Fragestellung umsetzen.

Bezüglich der Wehrmachtsausstellung interessiert sich Klundt vor allem für die breite Allianz der Befürworter und die mit dieser Zustimmung einhergehende Instrumentalisierung. Eine wichtige Frage dabei ist die nach der Instrumentalisierungsfähigkeit der Ausstellung, also nach den Mängeln in der Konzeption. Auch hier verweist Klundt auf die Entkontextualisierung, die Herauslösung des Vernichtungskrieges im Osten aus dem Gesamtzusammenhang des Faschismus. Dies ermöglicht in den Debatten zur Ausstellung, beispielsweise der des Bundestages, eine rein individuelle Lesart, bei der dann die Frage, wie der eigene Großvater zum Verbrecher werden konnte, im Mittelpunkt steht.

Nicht dieser individualpsychologische Zugang ist das Problem, sondern die damit verbundene Ausblendung der politischen Interessenstruktur des deutschen Faschismus und seiner Verbindung zur deutschen Großmachtpolitik vor 1933. Ebenso tabuisiert werden die Kontinuitäten über 1945 hinaus, wie sie etwa anhand der Bundeswehr und ihres Gründungspersonals aufzuzeigen wären. Ganz dem auch von Klundt dargestellten totalitarismus-theoretischen Ansatz des Hamburger Instituts für Sozialforschung folgend, wird diese Vermeidung von Kontinuitätsbezügen in der Dresdener Ausstellung durchbrochen, wo es einen eigenen Annex zur Ausstellung mit Bildern und Texten zur Nationalen Volksarmee und der DDR gab (55).

Unerwähnt und außen vor bleibt selbstverständlich auch der NATO-Krieg gegen Jugoslawien, und dies obwohl der Kriegsschauplatz eben einem Teil der Ausstellung entspricht. Nirgends wird deutlicher als hier, daß die Vergangenheit nun tatsächlich keine hemmende Wirkung mehr auf die Gegenwart der „Berliner Republik“ hat. Moderne Geschichtspolitik im Sinne der Herrschenden bedeutet somit nicht länger Verschweigen der Vergangenheit, sondern eine unverbindliche und kontextlose Trauer über die totalitären Verbrechen des 20. Jahrhunderts.

Diese Sichtweise wurde entscheidend vorangebracht von der Diskussion um das „Schwarzbuch des Kommunismus“. Im Mittelpunkt dieses Abschnitts steht die Deutung des 20. Jahrhunderts aus der Sicht des Totalitarismusansatzes, wie er sich im „Schwarzbuch“, aber auch in der

deutschen Debatte hierzu zeigt. Klundt verdeutlicht die mit dieser Sichtweise einhergehende Einebnung der Verbrechen des deutschen Faschismus, die hinter den tatsächlichen und angeblichen Leichenbergen des Kommunismus nahezu verschwinden. Ganz explizit geht es darum, die Beschäftigung mit den NS-Verbrechen zurückzudrängen, um so Raum zu schaffen für die Verbrechenbilanz des Kommunismus, der auch gleich en bloc als kriminelle Ideologie denunziert wird (S. 113).

Liest man die von Klundt gesammelten deutschen Reaktionen auf die Schwarzbuchdebatte, dann fällt der besonders militante Antikommunismus ehemaliger Linker auf. Äußerungen von Ulrike Ackermann, Christian Semler oder Stefan Reinecke (in taz und SZ) zeugen von der besonderen Bußfertigkeit ehemaliger Linker und ihrem Haß auf all jene, die den Weg in den Schoß des Staates (und manchmal auch denselbigen von hinten) nicht gegangen sind. Hier zeigt sich die Kontinuität eines pathologischen deutschen Antikommunismus, der ein schlagender Beleg für die weiter bestehenden Besonderheiten des deutschen Weges ist. Während in Frankreich der Ministerpräsident Jospin in Reaktion auf die Veröffentlichung des „Schwarzbuches“ die Revolution von 1917 zu den großen Ereignissen des Jahrhunderts zählt und stolz auf die Beteiligung der französischen Kommunisten, die er mit Volksfront und Résistance verbindet, an seiner Regierung ist, muß er sich dies in Deutschland von Ulrike Ackermann als „skandalöse Ehrenrettung“ für die Kommunisten vorhalten lassen (97).

So erscheint die abschließende Bilanz der drei Debatten als ziemlich deprimierend, wie bereits eingangs aufgezeigt. Ein wenig Hoffnung könnte einzig die der von Klundt geforderten materialistische Geschichtsbetrachtung folgende Äußerung Kurt Pätzolds machen, der die „naheliegende Frage“ stellt, „ob es nicht die Wirklichkeit selbst sein könnte, die an der Schwelle zum neuen Jahrhundert immer aufs neue Menschen auf den Gedanken an besser verfaßte Gemeinschaften verfallen läßt“ (116). Dieser Gedanke jedoch soll mit der herrschenden Geschichtspolitik ausgetrieben werden.

Gerd Wiegel

Perspektiven der Linken

Jürgen Hinzer, Helmut Schauer, Franz Segbers (Hrsg.), *Perspektiven der Linken. Ein kämpferisches Leben im Zeitalter der Extreme*. VSA-Verlag Hamburg 2000, 131 S., 19,80 DM

Anlässlich des 85. Geburtstages von Jakob Moneta beschäftigen sich acht Autoren mit dem Zustand des Kapitalismus nach dem Scheitern des Sozialismus in Osteuropa sowie mit der Situation und der Perspektive der Linkskräfte. Es handelt sich um die Ergebnisse einer Konferenz aus gegebenem Anlaß, die im November 1999 stattfand. Das Lebenswerk Monetas, mit dem er der Arbeiterbewegung diente, wird in Form eines Interviews dargestellt, das Ester Schapira und Peter Scherer mit ihm führten. Die politischen Aktivitäten Monetas spannen sich vom Engagement für den Trotzkismus, für die gewerkschaftlichen Belange bis zum heuti-

gen Engagement in der Partei des Demokratischen Sozialismus.

Eingeleitet wird der Band mit einem Beitrag von Franz Segbers. Im Sinne der Zukunftszuversicht Monetas sieht auch er mit dem Scheitern des bisherigen Sozialismusprojekts „nicht die Hoffnung auf eine gute Zukunft“ blamiert. Vielmehr bleibe auch danach „die Erinnerung des Kampfes der Vielen für eine menschenwürdige Zukunft unzerstörbar...“ (denn) die alten Probleme, auf die der Sozialismus eine Antwort geben wollte, dauern an. Sie haben sich sogar globalisiert“ (6). Kritisch vermerkt er, daß die an die Macht gelangte europäische Linke in Gestalt der Sozialdemokratie die Chance, „staatliche Macht für die Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse einzusetzen“, nicht genutzt, demnach versagt habe (8). Es mache sich ein Marktradikalismus breit, „der alles der Gier des Marktes zum Fraß vorwirft. Noch nie in der Menschheitsgeschichte hatte es eine Zeit gegeben, in welcher das ökonomische Prinzip die Gesellschaft in einem solchen Ausmaß durchdrungen hat“ (12). Den drei entwickelten Zentren des Kapitalismus stehe der Rest der Welt gegenüber, „der immer ärmer, immer ausgegrenzter und mehr und mehr vom Welthandel ausgeschlossen wird“. Somit wachse das Unbehagen über den Kapitalismus, indem sich gegen ihn weltweit Widerspruch rege (13).

Helmut Schauer befaßt sich mit den Linkskräften in Anbetracht der Revitalisierung des Kapitalismus. Zwischen der Revitalisierung des Kapitalismus und dem Niedergang der Linken im letzten Vierteljahrhundert bestehe ein Zusammenhang. Es habe

sich seit der Mitte der 70er Jahre ein Epochewechsel vollzogen, den die Linke bisher nicht klar wahrgenommen habe, um tragfähige Alternativen zu entwickeln. Die reformerische Linke sei von diesem „Erdrutsch“ sogar begraben worden, so daß ihr nur die Anpassung an die „Sachzwänge“ der modifizierten Verwertungs- und Akkumulationsbedingungen blieb (16). Ihre „Hoffnungen auf die Rückwende zu einer sozialstaatlich orientierten Politik (haben sich) als trügerisch erwiesen“ (24). Wir befinden uns, so Schauer, „in einem Prozeß umfassender sozial-ökonomischer Veränderung ... mit dem sich auch die Bedingungen jeglicher linker Politik tiefgreifend verändern“. Dies habe zur Krise der Linken, zum anhaltenden Niedergang der sozialen Bewegungen geführt (28). Sie zu überwinden verlange, Lösungen für die heutigen Probleme des Kapitalismus zu finden, wofür er selbst am Ende seines Beitrags einige Vorstellungen entwickelt.

Frank Deppe bietet einen Rückblick auf die Geschichte der Linken in der (alten) Bundesrepublik. Für die Anfangsjahre konstatiert er folgenden Sachverhalt: „In einer hegemonialen Konstellation, die vollständig gegen die Linke gerichtet war, die eine große Niederlage der Linken (nach 1945) zur Voraussetzung hatte, bildeten sich die Strukturen jenes Klassenkompromisses heraus, der für die 'fordistische Ära' des internationalen Kapitalismus charakteristisch gewesen ist.“ (40)

In fast allen hochentwickelten kapitalistischen Staaten sei gegen Ende der 60er Jahre diese Hegemonie des konservativen Blocks zerbrochen. So

wurde die Linke in der BRD zu gleicher Zeit „aus dem Ghetto“ befreit, indem sie zugleich ihr Profil änderte, was er mit konkreten Beispielen belegt (42). Sich auf Hobsbawm berufend, weist Deppe auf die Orientierungslosigkeit und Instabilität der Welt seit 1973 sowie auf die tiefgreifenden Umbrüche hin, die mit der technologischen Revolution und einem neuen Akkumulationstyp des Kapitals verbunden waren und zur Marginalisierung der Linken führten. An allen Fronten seien die Linken in allen ihren Formationen (Realsozialismus, Dritte Welt, kapitalistische Metropolen) in die Krise geraten und hätten die zuvor erkämpften Machtpositionen und Errungenschaften weitgehend verloren (48). Zwar sei unter den Bedingungen der bestehenden globalen Machtverhältnisse „die traditionelle sozialistische Linke, die ein wirtschafts- und gesellschaftspolitisches Alternativprogramm zum nach wie vor vorherrschenden Neoliberalismus vertritt, eher noch schwächer geworden“, doch macht Deppe auch die zunehmenden „Gegentendenzen und Orte des geistigen und politischen Widerstandes“ deutlich. Zahlreiche neue Fragen für die Linken in der BRD würden sich mit der Entwicklung der PDS verbinden, „ein für die bundesdeutsche Geschichte außergewöhnliches Erfolgsmodell“ (55). Es entwickle sich in verschiedenen europäischen Ländern ein „linker Radikalismus“, dem „für die Artikulation von Widerstand, aber auch für die Schaffung von notwendigen Voraussetzungen für einen möglichen gegenhegemonialen 'Block' verschiedener politischer, sozialer und kultureller Kräfte gegen die Vorherrschaft

des Neoliberalismus“ Bedeutung zukomme (60).

Über die Möglichkeiten und Inhalte sozialistischer Politik nach dem Scheitern des Realsozialismus stellt André Brie Überlegungen an. Die nunmehr erforderliche sozialistische Alternative könne in keiner Weise im gescheiterten Sozialismus gesehen werden, da dieses Scheitern grundsätzlich gewesen sei, mit großer Zustimmung der Bevölkerung geschehen sei und tiefe Wurzeln gehabt hätte (64). Doch der heutige kapitalistische Entwicklungsweg führe in den Abgrund. „Das Problem des Kapitalismus für die Welt besteht nicht in der Wahrscheinlichkeit seines ökonomischen Versagens, sondern in der Wahrscheinlichkeit, daß sein Funktionieren über die Grenzen der Belastbarkeit von Natur, Kultur und Zivilisation hinausführt“ (74), was zu dem Einwand herausfordert, daß eben darin ökonomisches Versagen zum Ausdruck kommt, da ja in der kapitalistischen Ökonomie die Ursachen der Überbelastung begründet sind. Jetzt habe die sozialistische Linke eine neue Verantwortung. Um der Allmacht des Marktes Grenzen setzen zu können, bedürfe es entsprechender Institutionen. Alternativen seien „ohne neue politische und soziale Kämpfe sowie erneuerte geistige und kulturelle Attraktivität kapitalismuskritischer Politik, ohne entscheidende und sehr komplexe Veränderungen politischer und insbesondere gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse, ohne Veränderungen in den gesellschaftlichen Macht- und Eigentumsverhältnissen“ nicht durchzusetzen. Es bleibe dabei seine Überzeugung, so Brie, „daß es nicht nur

um eine sozialistische Bewegung, sondern auch um ein sozialistisches Ziel geht“ (71). Brie unterstreicht einen Aspekt, der in linken Überlegungen häufig ungenügend beachtet wird, nämlich die internationale Dimension des Kampfes gegen die Kapitalherrschaft: „Es geht ... um nicht weniger als den Umbau der Weltgesellschaft ...“ (76). In vier Punkt entwickelt er sodann Vorstellungen einer linken Alternative.

Michael Löwy begründet mit einer radikalen Kapitalismuskritik die Notwendigkeit von Sozialismus. Der Kapitalismus führe die Menschheit in den Abgrund, was die „Zerstörung des ökologischen Gleichgewichts und Vernichtung des Lebens auf dem Planeten“ bedeute. (87) Dies sei das Resultat der „kapitalistischen Logik von Profit und Akkumulation“, so daß die Alternative nicht mehr nur heiße, Sozialismus oder Barbarei, sondern Sozialismus oder Tod (89). Der neoliberale Kapitalismus sei eine Religion mit eigenen Götzen wie Markt, Geld, Profitrate, Zinsen, Rentabilität, Wettbewerb, Deregulierung, Freihandel und erzeuge Verzweiflung, Resignation, Fatalismus, Passivität (86). Löwy plädiert dafür, „den utopisch-revolutionären Geist des Marxismus zu neuem Leben zu erwecken und den Wert des Sozialismus als (noch nicht verwirklichtes) Zukunftsprojekt wieder zu entdecken“ (88). Und „der historische Materialismus ist nach wie vor ein unverzichtbares Werkzeug, um die Logik des Kapitals zu verstehen, Entfremdung, Verdinglichung, Warenfetischismus und den Götzendienst des Marktes zu analysieren, um die Bedeutung des Klassenkampfes, die

Rolle der herrschenden Ideologien und die Funktion des bürgerlichen Staates zu begreifen“ (98).

Die angestrebte Alternative, so betont er zu Recht, ergäbe sich nicht aus einem ökonomischen Determinismus: „Sie ist eine objektive Möglichkeit, die aus den objektiven Widersprüchen des Systems und seinen Krisen hervorgeht, doch deren Umsetzung vom 'subjektiven Faktor' abhängt: von einer emanzipatorischen Kritik und von einer emanzipatorischen Praxis.“ (87) Löwy setzt dem „Pseudo-Universalismus“, mit dem allen Ländern der Erde die Vorherrschaft der bürgerlich-industriellen Lebensweise unter dem Deckmantel der Zivilisation aufgezwungen wird und die wahren Interessen der herrschenden Eliten verschleiert werden, eine konkrete Universalität entgegen, die die kulturellen, religiösen, nationalen Besonderheiten der Völker integriert, solidarisch ist. Dies ist der Internationalismus des 21. Jahrhunderts, der über die revolutionäre und sozialistische Tradition hinausgreifen muß (96 f.).

Am Schluß des Bandes ist ein Beitrag Monetas abgedruckt, den er auf einer Gewerkschaftskonferenz im April 1999 gehalten hatte. Am Beispiel des Lafontaine-Rücktritts, des Übergangs der SPD auf neoliberale Positionen, der NATO-Intervention in Jugoslawien, der Demontage der sozialen Marktwirtschaft, der sozialen Polarisierung usw. zeigt er negative Entwicklungslinien bundesdeutscher Realität auf, und er hält dem entgegen, daß es gelte, mit dem Kampf um die Köpfe den Menschen, die in der Wettbewerbsideologie befangen sind, begreiflich zu machen,

daß die Wirtschaft für sie da sei und nicht umgekehrt (122-131).

Harald Neubert

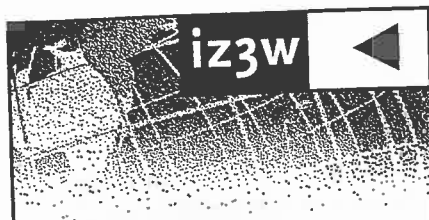
Von der Internationalisierung zur Globalisierung?

Manfred Pohl (Hg.), *Deutsche Unternehmer in der Welt - Von der Internationalisierung zur Globalisierung*, hrsg. von der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte und dem F.A.Z.-Institut für Management-, Markt- und Medieninformationen, Frankfurt am Main 2000, 125 S., 39,90 DM

Die Globalisierung ängstigt die Bundesbürger weiterhin, auch wenn die Linke des Themas längst überdrüssig ist. Diese Angst reicht bis in die bürgerlichen Eliten hinein, und zugleich benutzt sie jene Massenangst für ihre Pläne.

Bundeswirtschaftsminister Werner Müller setzte während einer Tagung der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte in Berlin, im Beisein führender Vorstände und Manager der deutschen Wirtschaft, seine Hoffnungen auf „eine notwendige Entschlackungskur“ durch die Globalisierung. Nach „zwanzig Jahren Sozialismus“ seien drastische Heilmittel gefragt.

Die aktuelle Handelsbilanz widerspricht jedoch der populären Globalisierungsthese. Der Löwenanteil des deutschen Handels wird mit Europa abgewickelt. Neben den harten Fakten widersprechen auch die historischen Erfahrungen den Globalisierungstheorien; die Internationalisierung der Wirtschaft ist schließlich uralte. Bereits lange vor unserer Zeit



Themenschwerpunkte 2000:

- Islamismus
- Hunger & Landwirtschaft
- Herrschaft durch Sprache
- Projektionsfläche Afrika
- Not- und Katastrophenhilfe
- Expo & Fortschritt
- Postkolonialer Literaturbetrieb
- Nationalstaat & Globalisierung

Einzelheft DM 8,- ► Abo DM 60,-
im linken Buchhandel, in
Dritte-Welt-Läden oder beim

iz3w ► PF 5328 · D-79020 Freiburg
Fon (0761) 740 03 · Fax 70 98 66
info@iz3w.org · www.iz3w.org



iz3w-Aboauftrag

- ☐ ich abonniere die iz3w
blätter des informationszentrums 3. welt
- ☐ Jahresabo (8 Ausgaben) DM 60,-
- ☐ Jahresabo ermäßigt DM 50,-
- ☐ Förderabo für DM 100,- /Jahr
- ☐ ein kostenloses Probeexemplar

Name

PLZ/Ort

Straße

Unterschrift

Ich weiß, dass ich diese Bestellung innerhalb
einer Woche widerrufen kann.

Unterschrift, Datum

- Die Zeitschrift zu Politik, Ökonomie
und Kultur zwischen Nord und Süd

rechnung umfasste der Kosmos des
Warenhandels ein Drei-Kontinente-
Reich.

Der amerikanisch-französische Pro-
fessor Christopher Kobrak weist auf
eine andere Kontinuität hin: Seit lan-
gem bewegen sich Kaufleute und
Firmen in ihrer Geschäftspolitik zwi-
schen den Polen Internationalismus
und Nationalismus. „Führungskräfte
sind gezwungen, sowohl die ökonomi-
schen Herausforderungen der In-
ternationalisierung zu bewältigen, als
auch die nationalen Erwartungen ih-
res Heimatlandes und der Gastländer
zu erfüllen.“ Laut Kobrak sind bereits
zwei Internationalisierungswellen über
Mitteleuropa hinweggebraust, die
später jäh gestoppt wurden.

Zu Zeiten Karls V. (1500-1558) hät-
ten die legendären Fugger und andere
Kaufleute schier grenzenlosen Handel
getrieben. Die Entdeckung Amerikas
1492 und die Umschiffung Afrikas
hätten dafür ein neues Terrain bereit-
gestellt. Kobrak findet hier seine er-
ste moderne Internationalisierungswelle.
Reformation, Gegenreformation und Kriege beendeten dann im
Laufe des 16. Jahrhunderts die Inter-
nationalisierung.

Eine zweite Internationalisierungswelle,
Kobrak spricht von „Globali-
sierung“, brachte das 19. Jahrhun-
dert. Handel, Schifffahrt, Kommuni-
kation und die große Industrie sorg-
ten für einen erneuten Internationali-
sierungsschub. Kobrak scheut nicht
vor Friedrich Engels und Karl Marx
und ihrem Kommunistischen Mani-
fest aus dem Jahre 1848 zurück: „Die
große Industrie hat den Weltmarkt
hergestellt, den die Entdeckung Ame-
rikas vorbereitete. Der Weltmarkt hat

dem Handel, der Schifffahrt, den
Landkommunikationen eine uner-
messliche Entwicklung gegeben.
Diese hat wieder auf die Ausdehnung
der Industrie zurückgewirkt, und in
demselben Maße entwickelte sich die
Bourgeoisie, vermehrte sie ihre Ka-
pitalien, drängte sie alle vom Mittel-
alter her überlieferten Klassen in den
Hintergrund.“ Von Globalisierung
im Sinne des Wortes konnte damals
wie heute jedoch keine Rede sein.
Die zweite Internationalisierung hat-
te bis 1914 imperiale politische An-
triebe, sie wurde ebenso getrieben
von Absatzmärkte suchenden Pro-
duktivitätsfortschritten und von inve-
stitionswilligem Kapital und von ei-
ner zeitweise wachsenden Kaufkraft,
die frische Marktlücken schuf. Der
Erste Weltkrieg beendete die zweite
Internationalisierungswelle ebenfalls
kriegerisch und abrupt. Es dauerte
dann mehr als ein halbes Jahrhun-
dert, bis Handel und Kredit wieder
das internationale Ausmaß des Jahres
1914 erreichen konnten! Erst Ende
der siebziger Jahre wurde das alte
Vorkriegsniveau überschritten.

Es liegt nahe, aus alledem zu schlie-
ßen: „Alles schon mal da gewesen,
alles in bester Ordnung.“ Das wäre
jedoch ein zu gelassener Trugschluss,
denn Marktturbulenzen, Maßlosigkeit
und Müllersche Pläne bergen erhebli-
che Risiken.

Hermannus Pfeiffer

Finanzmärkte und Wirt- schaftskrisen

*Hermannus Pfeiffer, Die Zähmung
des Geldes – Finanzplatz Deutsch-
land gegen den globalen Crash, Ro-*

*wohlt Taschenbuch Verlag, Ham-
burg 2000, 250 Seiten, 16,90 DM*

Es ist inzwischen verbreitet, den mo-
dernen Kapitalismus als ‚Casino-Ka-
pitalismus‘ zu bezeichnen, in dem
vor allem dadurch Profite erwirt-
schaftet werden, dass an den interna-
tionalen Finanzmärkten ungeheure
Summen spekulativ hin und her ge-
schoben werden. Das Geldkapital ha-
be nicht nur Oberhand über das In-
dustriekapital gewonnen, sondern
sich gegenüber der ‚Realwirtschaft‘
faktisch verselbständigt, wird oft be-
hauptet.

Hermannus Pfeiffer geht diesem in
der Wirklichkeit doch etwas kompli-
zierteren Beziehungsgeflecht zwi-
schen Geld- und Realkapital schon
seit vielen Jahren nach und kann in-
zwischen als einer der besten Kenner
des bundesdeutschen Bankenwesens
bezeichnet werden. Nun hat er ein
populäres Taschenbuch vorgelegt,
welches die Problematik der Bezie-
hungen zwischen Finanzmärkten und
‚Realwirtschaft‘ endlich einmal ohne
Crash-Prognosen und Krisendramatik
auf eine nüchterne Art darstellt und
auf eine gut verständliche Art erklärt.

Das Buch liefert zunächst grundle-
gende Informationen: Wie arbeiten
die internationalen Finanzmärkte,
warum ist es im letzten Jahrzehnt
dort zu einer so raschen Expansion
des Handelsvolumens gekommen,
welches sind die wichtigsten neuen
Finanzinstrumente (Optionen, Ter-
mingeschäfte, Hedge-Fonds, usw.)
und wie funktionieren sie? Diese Er-
klärung ist im übrigen unabdingbar
zum Verständnis der Ereignisse, da
nur so der von Pfeiffer beschriebene
Zusammenhang zwischen Geld- und

„Realwirtschaft“ und damit auch das Krisenpotenzial der monetären Sphäre richtig eingeordnet werden kann. Dabei wird deutlich, dass die These von den spekulativ selbstständigen Finanzmärkten – also dem „Casino“ – mit Vorsicht zu genießen ist. Pfeiffer zeigt, dass der raschen Expansion der Umsätze an den Finanzmärkten im Kern doch in den meisten Fällen „reale“ Geschehnisse auf den Märkten der Waren und Dienstleistungen zu Grunde liegen. Im Ergebnis seiner Analyse des „konkreten Geschehens auf den Märkten“ (24) wird deutlich, dass die einzelnen Aspekte des Finanzgeschehens: Derivate, Termingeschäfte, Währungstransaktionen, usw. nicht über einen Kamm geschoren werden können. Die These von der Selbstständigkeit der Finanzmärkte gegenüber der Realwirtschaft ist so generell jedenfalls nicht aufrecht zu erhalten: „Reale“ Ereignisse sind häufig die Ursachen von Finanzbooms und Finanzkrisen, ebenso wie Finanzkrisen ihrerseits Realkrisen produzieren oder verstärken können.

Es folgt im zweiten Abschnitt eine Darstellung und Analyse der großen Finanzkrisen seit der Aufgabe der festen Wechselkurse im Jahre 1973 und der Rolle wichtiger nationaler Finanzmärkte wie jener Japans, der USA und Russlands. Diese Darstellungen beschreiben und kritisieren auch die jeweilige Rolle der internationalen Finanzinstitutionen, die eigentlich solchen Krisen vorbeugen oder gegensteuern sollten und diese doch in vielen Fällen verschärft haben. Dabei gilt die besondere Aufmerksamkeit (und Liebe) des Autors der in Basel beheimateten Bank für Internationalen Zahlungsausgleich

(BIZ), gemeinhin als „Zentralbank der Notenbanken“ bezeichnet. Diese in der Öffentlichkeit wenig bekannte Einrichtung, in der vor allem europäische Notenbanken dominieren, hat in der Vergangenheit in der Tat schon frühzeitig Schwachstellen der internationalen Finanzarchitektur aufgedeckt und die marktradikalen und monetaristischen Konzepte des Internationalen Währungsfonds als gefährlich kritisiert: „Die regulatorischen Gegebenheiten müssen angepasst werden, um der Konzentration und Globalisierung der Märkte besser Rechnung zu tragen“, lautet eine ihrer Forderungen (96).

Der dritte Abschnitt ist dem „Finanzplatz Deutschland“ gewidmet, der – etwas überraschend für den kritischen deutschen Leser – in wichtigen Aspekten als geradezu vorbildlich für internationale Regulierungsvorhaben dargestellt wird: „Während die halbe Welt in der Finanzkrise taumelte, Teile der Weltwirtschaft zumindest momentlang vor der Katastrophe standen, kriselten in Deutschland weder Banken noch das Finanzsystem oder die Währung. Warum nicht? – Die drei Grundprobleme der Geldwirtschaft, an denen alle Krisenstaaten scheiterten, sind hierzulande befriedigend gelöst.“ (160) Vor allem die relativ umfangreiche gesetzliche Regelung der Finanzdienstleistungen, die Kontrolle der Kreditgeschäfte und das Universalbankensystem mit seinen vergleichsweise hohen Sicherheitsstandards stellen nach Ansicht des Autors eine – trotz gewisser Auflösungstendenzen – immer noch vergleichsweise solide Basis des deutschen Finanzsystems dar.

Es wundert daher nicht, dass Pfeiffer im vierten, wichtigsten Abschnitt Vorschläge zur „Zähmung des Geldes“ vorbringt, welche stellenweise stark von den deutschen Erfahrungen inspiriert sind: „Robust – wie vielleicht keine zweite – ist die Finanzarchitektur in der Bundesrepublik. Daraus kann, wer möchte, lernen.“ (239) Ohne dass hier auf Details eingegangen werden kann, soll doch die Herangehensweise hervorgehoben werden: Ausgangspunkt von mehr Stabilität der internationalen Finanzmärkte sei die finanzielle Stabilität in den USA, Japan und im Euroraum: „Sind die finanziellen Verhältnisse der drei geordnet, sind auch die globalen Finanzmärkte nicht in die Knie zu zwingen.“ (222) Der Ausgangspunkt für notwendige supranationale Regelungen bleibt also der nationale Rahmen in den Zentren der „Triade“. Wichtig auch die Forderung, eigene Regeln für die Schwellen- und Entwicklungsländer zu schaffen, um deren ohnehin fragile Ökonomien nicht noch zusätzlich Finanzschocks auszusetzen, die in den hochentwickelten Zentren produziert worden sind. Dies ist unmittelbar einsichtig, wenn man z.B. auf das aktuelle Leistungsbilanzdefizit der USA blickt, welches mit einem starken Dollar völlig kompatibel ist. „Aufgabe einer modernisierten globalen Finanzarchitektur wäre es, den 150 einkommensschwachen Staaten nicht einen Crash-Liberalismus zu verpassen, sondern ihnen einen Schutzwall zu gewähren, hinter dem sie sich hinreichend entwickeln können!“ (226)

Zum Schluss weist der Autor darauf hin, dass es in der wirklichen Welt völlig „freie“ Märkte ohnehin nicht

geben kann, dass daher eine breite öffentliche Diskussion über einen angemessenen internationalen Ordnungsrahmen überfällig ist.

Diesen Hinweis könnte man noch ausbauen: Ein Markt ist geradezu dadurch definiert, dass die auf ihm getätigten Geschäfte institutionell geregelt sind – ohne Regeln und vor allem ohne eine wirksame Kontrolle zur Einhaltung dieser Regeln gibt es keinen funktionsfähigen Markt! Wie weit diese Regelung geht und wie sie konkret aussieht, wird nicht durch irgendwelche abstrakten Prinzipien bestimmt, sondern durch Interessen, die sich im politischen Prozess durchsetzen. Maßstab für Umfang und Qualität des Regelwerks sind die Ergebnisse der Marktprozesse, die nur dann ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie der großen Mehrheit der Bevölkerung zu Gute kommen. Auf den Märkten jedenfalls ist Freiheit kein Wert an sich!

Jörg Goldberg

Komplexe Realität und konkrete Theorie

Hermann Bömer, Ruhrgebietspolitik in der Krise. Kontroverse Konzepte aus Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Verbänden. Unter Mitarbeit von Martin Jacobs, Raphael Rath, Peter Rogge, Verlag des Instituts für Raumplanung Universität Dortmund (Dortmunder Beiträge zur Raumplanung 101), Dortmund 2000, 281 Seiten, 40,00 DM

Hermann Bömer, Vertreter der Politischen Ökonomie in der Fakultät Raumplanung der Universität Dortmund und seit langem Mitglied der

Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, hat zusammen mit den oben genannten drei Mitarbeitern eine regionalwissenschaftliche Analyse kontroverser politischer Konzepte vorgelegt, die sich auf den Ballungsraum Ruhr bezieht. Das Buch behandelt zugleich die territoriale Ausprägung gesellschaftlicher Krisen in diesem Raum. Diese beiden Momente der komplexen Realität an der Ruhr, Regionalpolitik und Krisenregion, erscheinen in dem Titel „Ruhrgebietspolitik in der Krise“. Den Zeitrahmen bilden die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Ich möchte zunächst eine Inhaltsübersicht geben, die in der gebotenen Knappheit der Reichhaltigkeit und Vielfalt des Inhalts leider nicht gerecht werden kann, und danach versuchen, dem möglichen Vorurteil entgegen zu wirken, es handele sich um ein Buch für regionalwissenschaftliche Fachleute, für das sich Vertreter/innen einer Theorie der Gesellschaft, gar einer marxistisch sich erneuernden, nicht zu interessieren brauchten.

Das Buch beginnt mit einem kurzen Vorwort, auf dessen methodische Bemerkungen ich später noch zurückkommen werde. (9-15)

Kapitel 1 „Alte Industrieregionen im neoliberal dominierten Postfordismus“ schildert Strukturen und Prozesse der Ruhrgebietskrise, die mit der Umstellung der volkswirtschaftlichen Energiebasis von Kohle auf Erdöl und der Verlangsamung des Wirtschaftswachstum seit der Wende der 1950er zu den 60er Jahren begann, bis in die 80er Jahre durch defensive (Bildung der Ruhrkohle AG, Subventionen) und offensive (neue

Industrien, neue Universitäten) strukturpolitische Maßnahmen eingedämmt und schließlich durch Strategien der Montankonzerne und eine neoliberal dominierte nationalstaatliche und europäische Politik vertieft wurde, wogegen Politiken der aktiven Sanierung (z. B. Internationale Bauausstellung Emscher Park, IBA) nur begrenzte Wirkungen entfalten konnten. In der Gewerbelandschaft des Reviers spielt jedoch nach wie vor eine inzwischen modernisierte Stahlindustrie eine bedeutende Rolle (Vollfusion Thyssen Krupp 1998). Vor diesem Hintergrund werden „Theorien und Klischees der Ruhrgebietsentwicklung und -politik“ und Topoi der aktuellen Diskussion erörtert. (16-39)

Das Kapitel 2 „Entwicklungsprobleme des Ruhrgebiets und strategische Ansätze“ enthält im wesentlichen empirische Feindarstellungen der Wirtschaftsentwicklung und der Politikentwicklung im Ruhrgebiet. Bei der Entwicklung der Wirtschaft während des letzten Vierteljahrhunderts stehen Schrumpfungen der Beschäftigung (mit Gewinnen im wesentlichen nur bei den [unternehmensorientierten] Dienstleistungen) und Strategien der Unternehmen (Zusammenschlüsse, Übernahmen) im Vordergrund, wobei dem Steinkohlenbergbau, der Energiewirtschaft und der Eisen- und Stahlindustrie ausführliche Abschnitte gewidmet werden. Sehr wichtig ist hierbei eine methodenkritische Diskussion von Verfahren der Prognose der Beschäftigung bzw. Erwerbstätigkeit, die auf der richtigen Grundannahme basiert, daß die Grundlage gesamtwirtschaftlicher Entwicklungen nicht

abstrakte Branchen, sondern konkrete Unternehmens- und Politikentscheidungen sind. (42-88) Bezüglich der gleichzeitigen Entwicklung der Ruhrgebietspolitik werden vor allem gesamtwirtschaftliche Strategien, die EU-Regionalpolitik und die sogenannte regionalisierte Strukturpolitik des Landes NRW, kommunale Aktivitäten sowie halbstaatliche Politikprogramme wie das bereits erwähnte IBA-Projekt behandelt. (88-134)

Kapitel 3 „Zur sozialen, ökologischen und politischen Lage im Ruhrgebiet“ enthält knappe, aber aussagekräftige Darstellungen zur Arbeitslosigkeit, Einkommensarmut, Unterstützungsbedürftigkeit und zu anderen Armutserscheinungen, zur Lage von Ausländer/innen und Zuwanderern, zu Luft-, Wasser- und Bodenbelastungen sowie zu politik- und planungsbedeutsamen Machtverhältnissen. (135-164)

In Kapitel 4 „Konzepte zur Bewältigung der Ruhrgebietskrise“ werden Politikansätze verschiedener politischer Provenienz und Couleur (z.B. DGB, IBA-Direktion, B90/Grüne, Stadt- und Stadtteilpolitiken, neoliberale Regionalpolitik) präsentiert, die überwiegend (ausgenommen der zuletzt genannte) zusammen mit bestimmten, des weiteren dargestellten Konzeptionen der Siedlungsstruktur und der Verwaltungsstruktur im Ruhrgebiet in die eigene regionalpolitische Strategie der Autoren eingehen. Bezüglich der Siedlungsstruktur plädieren die Autoren für eine „Stärkung der oberzentralen Städte (und ihrer Zentren) und zugleich die Verteidigung auch der Struktur der Mittelzentren und Grundzentren“, was die Reform der Gebietsverwaltung

als „Ansatz zur Krisenbewältigung“ anbetrifft, präferieren sie einen Regierungsbezirk Ruhr „mit einem direkt gewählten Regionalparlament [...] sowie eine für die operativen Aufgaben der Regionalentwicklung zuständige Wirtschaftsagentur Ruhr“. (165-197, bes. 181, 194)

Kapitel 5 „Makroökonomische Konzepte als Rahmenbedingungen für Ruhrgebietspolitik“ geht davon aus, daß Ruhrgebietspolitik [...] im Sinne des hier vorgetragenen alternativen Ansatzes allen übergeordneten Anforderungen an die Wirtschafts- und Regionalpolitik Rechnung zu tragen [hat].“ Gefordert wird daher, daß eine „dialektische Einheit von Umwelt-, Wirtschafts- und Sozialpolitik zur Richtschnur und Meßlatte auch regionalpolitischer Entwicklungsstrategien gemacht werden“ soll. Zu diesem Zweck und unter diesem Gesichtspunkt werden kontroverse makroökonomische Politikkonzepte vom Neoliberalismus über den Neo-Keynesianismus bis zur eigenen Position der „Alternativökonom“, der eines „sozialökologischen New Deal“, dargestellt und hinsichtlich ihrer regionalpolitischen Implikationen erörtert. In diesem Zusammenhang steht auch ein sehr lesenswerter Exkurs zur Bedeutung der Staatsverschuldung. (198-221, bes. 198, 215ff, 218ff) Kapitel 6 „Zukunftsfähiges Ruhrgebiet – strategische Ansatzpunkte“ enthält hieraus abgeleitete beschäftigungs-, umwelt- und bildungspolitische Programmpunkte für das Ruhrgebiet. (222-237)

Im letzten Kapitel 7 „Beschäftigungs-, sozial- und umweltorientierte Netzwerke, Gewerkschaften, Sozialverbände und Kirchen: Träger einer

neuen Politik?“ werden vorhandene soziale Organisationen und Initiativen unter Einschluß von Unternehmen und Gemeinden auf ihre Dispositionen und Aktivitäten bezüglich solcher alternativer Strategien der Regionalpolitik hin abgeklopft, wie sich denken läßt, mit nicht allzuviel Erfolg. (238-244) Die Untersuchung kommt dann zu dem Schluß, daß „unter den Bedingungen der neoliberalen Gesamtpolitik auf EU- und Bundesebene [...] den Wirkungen progressiver Regionalpolitik, regionaler Strukturpolitik und kommunaler Wirtschaftsförderung relativ enge Grenzen gesetzt [sind]. Diese Politiken müssen nichtsdestotrotz nach dem state of art ausgeschöpft werden, weil sich ansonsten der regionale Krisenprozeß noch weiter verschärfen würde.“ Die Studie habe deutlich zu machen versucht (und hat dies in der Tat getan), „daß die Ruhrgebietspolitik [...] aus ihrer Dauerkrise nicht herausfinden wird, wenn sie nicht als Multisektoral- und Mehrebenenpolitik konzipiert wird, und daß sich insbesondere die allgemeine Wirtschafts-, Finanz-, Sozial- und Umwelt- und Planungspolitik ändern muß, um die Krisenniveaus zu senken.“ (245)

Warum sollten hierzulande Theoretiker/innen, die an Marx und Engels anknüpfen und sich ernsthaft – was nicht immer der Fall ist – für die Gesellschaft interessieren, in der wir leben, diese Untersuchung der Ruhrgebietskrise und Ruhrgebietspolitik lesen?

Erstens ist das Ruhrgebiet – „ein starkes Stück Deutschland“ (Eigenwerbung) – nicht irgendeine Landschaft in diesem Land, sondern es

hat, wie die Verfasser zeigen, trotz einer gewissen „Abkoppelung [...] von der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung“ (138) immer noch ein erhebliches ökonomisch-soziales Gewicht. Mehr noch: Als es im 19. Jahrhundert als montanindustrieller Ballungsraum entwickelt wurde, um die Nachteile der atlantischen Randlage Preussens bzw. Deutschlands in der internationalen Konkurrenz zu kompensieren (Czeskleba-Dupont), wurde es zur (später freilich zurückschrumpfenden) materiellen Basis all dessen, was uns an der Staatstätigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland bis heute äußerst unangenehm auffällt.

Zweitens ist das Ruhrgebiet das altindustrielle Ballungsgebiet in Deutschland par excellence. Besser kann man nirgendwo konzentriert die ökonomischen, sozialen, technischen und ökologischen Folgen fortgesetzter übermäßiger Kapitalakkumulation studieren, zumal die diese vier Aspekte kombinierenden Krisen, die sich zu einer spezifischen „regionalen Strukturkrise“ kombinieren. (16-23) Wichtige ökonomisch-soziale Momente solcher Krisen altindustrieller Regionen sind selbstverständlich das Absterben bestimmter Branchen und die Verstärkung der Arbeitslosigkeit. Kennzeichnend sind aber auch technisch-ökologische Momente, nämlich, neben der kumulativen Strapazierung regionaler Stoffquellen und Stoffsenken, vor allem der „historische Branchenbesatz“ (81) selber, dessen (originäres oder noch fungierendes) Anlagevermögen einen Besatz von Flächen mit technischen Bauten und Ausrüstungen und zugehörige Immissionen jeder Art

impliziert, die nun vielfach als Industriedenkmäler und andere Altlasten überdauern. Alle diese Momente und Aspekte kapitalistischer Krisen treten im Ruhrgebiet aber lediglich in besonders konzentrierter Form auf und kommen auch anderswo vor. Sie sind zudem Vorboten ähnlicher, an andere Branchen und Regionen geknüpfter künftiger Altstandorte und Altlasten.

Drittens: Das Buch behandelt die (vor allem ökonomisch generierte) Ruhrgebietskrise und die (vor allem staatlich geformte) Ruhrgebietspolitik. Nicht behandelt wird freilich die Rolle der privaten Haushalte und Familien, deren Einbeziehung vermutlich eine bessere theoretische Integration des kurzen Abschnitts über die Bevölkerung (40-42) ermöglicht hätte. Aber auch so wird überdeutlich: Es gibt nicht nur die kapitalistische Ökonomie und ihre regionalen Akteure, sondern auch andere eigenständige Dimensionen gesellschaftlicher Praxis, so die mehrstufige und vielgliedrige staatliche wie die nicht-staatliche Politik und deren regionale Akteure, und beide Praxisdimensionen weisen einerseits bestimmte Eigengesetzlichkeiten auf, so wie sie andererseits aufeinander verwiesen sind und zusammenwirken. Es handelt sich bei den Beziehungen von Staat und Ökonomie in der Krisenregion aber offenbar nicht, wie man früher wohl oft gedacht hat, um einen „einheitlichen Mechanismus“, sondern um ein widersprüchliches Verhältnis. Insbesondere die unmittelbare Regional- und Raumordnungspolitik, regionale Strukturpolitik und die kommunalen Politiken verfolgen oftmals eigene, oft durchaus problemadäquate Lini-

en, die z. B. Konzerninteressen keineswegs entsprechen müssen, sich jedoch mit den dominierenden aktuellen Fachpolitiken auf gesamtstaatlicher Ebene beißen, für die daher „die Weichen [...] grundsätzlich neu gestellt werden müssen“ (und können). (198)

Viertens: Ein Schwerpunkt der Untersuchungen liegt auf der Analyse von Politik, d. h. aktueller Realpolitiken wie aktueller Politikkonzepte unterschiedlichster Träger, Inhalte, Zielsetzungen und Reichweiten und ihrer Zusammenhänge untereinander wie mit der ökonomischen, sozialen, kulturellen, technischen, siedlungs- und infrastrukturellen und ökologischen Realität der Krisenregion. Diese Politik-Vielfalt ist einerseits äußerst verwirrend, andererseits recht anregend: Was ist denn nun ihrem Wesen nach Politik im allgemeinen und Staatstätigkeit im besonderen, fragt man sich. Abgesehen von dieser Herausforderung an die (materialistisch-historische oder eine andere) Theorie, die Begriffe Politik und Staat so zu denken, daß man damit angesichts der gesellschaftlichen Realität auch etwas anfangen kann, bietet uns das vorliegende Buch auch eine differenzierte Präsentation partiell konträrer makroökonomischer Konzeptionen, in welche Ruhrgebietspolitik eingebettet werden könnte, sowie strategischer Skizzen einer systemkritischen Ruhrgebietspolitik in den Dimensionen Arbeit, Ressourcen, Umwelt und Bildung/Ausbildung, die ordnungspolitisch einem „gemischtwirtschaftlichen Ansatz“ folgt (202) und somit aus verschiedenen Blickrichtungen jeweils als nicht konventionell erscheinen muß.

Fünftens: Die politische Praxis in der modern-bürgerlichen Gesellschaft ist ein Komplex einmal von allgemeiner Politik, insbesondere derjenigen auf den verschiedenen Ebenen des Staates vorab in bezug auf dessen Gesamttraum, zum anderen von besonderen Sachpolitiken, zu denen neben den klassischen bürgerlichen Staatstätigkeiten (Polizei, Militär, Justiz, Finanzen) unter anderem die Wirtschafts-, Sozial-, Umwelt-, Energie-, aber auch die übergeordneten Raumordnungs- und regionalen Strukturpolitiken des Staates wie anderer Akteure gehören, und schließlich von einzelnen politischen Aktivitäten, die direkter als die zuvor genannten politischen Praxen in den Teilräumen des Staatsgebiets – wenn auch nicht nur hier – realisiert werden. Es handelt sich – wie auch bei anderen Phänomenen gesellschaftlicher Praxis – um ein komplexes Beziehungsgeflecht von Allgemeinem, Besonderem und Einzelem sowie von Gesamttraum, Teilräumen und Einzelräumen, dessen Analyse methodisch außerordentlich schwierig ist. Es besagt angesichts des Zustandes der departementalisierten abstrakten Wirtschafts- und Sozialwissenschaften schon sehr viel, daß sich die hier besprochene Studie dieser Schwierigkeiten bewußt ist und sie zu bewältigen sucht. Darüber hinaus muß m. E. der in der Ruhrgebiets-Untersuchung angestrebten Lösungsrichtung zugestimmt werden, die sich mir wie folgt darstellt: Die lokal-regional orientierten Politiken tendieren – wenn vielleicht auch nur aus Befriedigungsabsichten heraus – vielfach dazu, adäquate Konzeptionen der Handhabung und Bewältigung anstehender

Aufgaben zu entwickeln und zu verfolgen, sie erreichen aber nicht viel, wenn und insoweit sie nicht durch politische Strategien nationaler und europäischer Reichweite unterstützt werden, woran es mindestens in den letzten eineinhalb Jahrzehnten gefehlt hat. Um sich auf angemessene gesamtträumliche Strategien stützen zu können, bedürfte es – so heißt es im Vorwort – in den verschiedenen Disziplinen auch der „Spezialistinnen und Spezialisten für Allgemeines“ [...], die über das Integrationsmedium 'Raum' bzw. 'Raumplanung' den materiellen Gesamtzusammenhang analysieren, die räumliche Entwicklung und ihre Widersprüche zu prognostizieren versuchen.“ (13) Das möchte ich im folgenden noch unterstreichen.

Das Buch ist in der verdienstvollen Reihe des Instituts für Raumplanung der Universität Dortmund (Fakultät Raumplanung) erschienen, in der seit Jahrzehnten wichtige Werke veröffentlicht worden sind, die nicht nur die Planungswissenschaften vorangebracht haben, sondern auch allgemein gesellschaftswissenschaftlich von Bedeutung waren und sind. Als zwei jüngere Beispiele seien genannt: der von Klaus Schmals herausgegebene Sammelband „Ökologische Planung der Gesellschaft – Gesellschaftliche Planung der Ökologie“ (Band 78, 1996) mit wichtigen Einzelbeiträgen und die von Ruth May verfasste Untersuchung „Planstadt StalinStadt, Ein Grundriß der frühen DDR – aufgesucht in Eisenhüttenstadt“ (Band 92, 1999). Daß man aus raumbezogenen Untersuchungen gesellschaftlicher Verhältnisse auch als Nicht-Fachmensch oft

großen Erkenntnisgewinn ziehen kann, ist nun kein Zufall, sondern dürfte damit zu tun haben, daß territorial orientierte Analysen sich meist darum bemühen, die Totalität und die Interdependenzen von Detailphänomenen zu beachten und transdisziplinäre Perspektiven zu eröffnen, welche Borniertheiten der diversen wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen zu vermeiden trachten. Die Erforschung des Gesamttraums und der Teilräume einer Gesellschaft hält, mit anderen Worten, dazu an, ein Konkretes zu denken, auch wenn letzteres sicherlich keineswegs immer gelingt. Ein solches Konkretes läßt sich im Sinne und mit den Worten von Karl Marx wie folgt bestimmen: „Das Konkrete ist konkret, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen ist, also Einheit des Mannigfaltigen.“ Marx sagt zwar nicht ausdrücklich, daß dieses Konkrete ein räumlich gegebenes Ganzes ist, aber man kann dies dem Einleitungssatz zum Methodenabschnitt in den „Grundrissen“ entnehmen. Das „Konkrete“ sind die (in einer bestimmten Zeit) gesamt- wie teilräumlich begründeten und erscheinenden Voraussetzungen, Bedingungen und Verhältnisse der jeweiligen Gesellschaft zusammengekommen. Dies ist der „wirkliche Ausgangspunkt“ jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Gesellschaft, einer Beschäftigung, welche „Reproduktion des Konkreten im Wege des Denkens“ sein muß, wenn sie nicht zu einem Sammelsurium „abstrakter Bestimmungen“ führen soll wie so manche Tätigkeit von (auch marxistischen) Wissenschaftler/inne/n (Grundrisse

der Kritik der politischen Ökonomie, 1953, 21f). Die Darstellung Hermann Bömers und der Mitverfasser ist dagegen eine solche „Reproduktion des Konkreten im Wege des Denkens“.

Kein Buch – und schon gar nicht ein so kompaktes und differenziertes wie dieses – ohne einige technische Fehler: Tippfehler, unklare Abkürzungen, ungenaue Literaturhinweise, wo gibt es das nicht. Selbst in der neuen Marx-Engels-Gesamtausgabe habe ich, in einem noch in der DDR erschienenen Band, einen Druckfehler entdeckt. Der Setzer ist wahrscheinlich nach Sibirien verfrachtet worden, falls das MfS diesen Fehler noch bemerkt hat.

K. H. Tjaden

Siegfried Wenzel - hartnäckig

Siegfried Wenzel, Was war die DDR wert?/Und wo ist dieser Wert geblieben?/Versuch einer Abschlußbilanz, Verlag Das Neue Berlin, Berlin 2000, 304 Seiten, 29,90 DM

Anders als üblich sei hier nicht ein Thema, sondern der Autor des Buches selbst in den Titel der Rezension genommen – einer besonderen Eigenschaft wegen, die den Autoren auszeichnet: Der Hartnäckigkeit zuliebe nämlich, mit der er Aufklärung im besten Sinne des Wortes betreibt. War die DDR „pleite“, hatte sie ihren Bankrott erreicht? Erklären sich – folglich – alle politischen Ereignisse, alle menschlichen Bewegungen aus eben diesem äußeren Anlass – dem ökonomischen Vergehen, Untergehen der DDR? Verließen die Menschen nur ein „sinkendes Schiff“?

Siegfried Wenzel geht auf die Legende ein – aber bedient sie nicht. So dass er nur eine neue begründen kann.

Es kann letztlich nur noch um Erklärung gehen, das weiß auch der Autor. Aber die Erklärung, egal welche, ergibt die Grundlage für eine Theorie, oder sagen wir einfacher: für eine politische Position. Und sie wird eine andere sein, wie jeweils die Antwort über den „letzten“ ökonomischen Stand des Sozialismus, hier den in der DDR, ausfällt. „Pleite“, „Bankrott“ bedient eben den höchsten Stand einer möglichen Kritik am Sozialismus, bewirkt die schwächste aller politischen Positionen dem realen Sozialismus gegenüber; jeder davon abweichende Grad verheißt eine minderkategorische Haltung, was die Verurteilung, damit auch die – momentan eher ideelle – Wiederaufnahme eines so genannten Sozialismus-Projekts betrifft. Also jede minderkategorische Verurteilung bewahrt auch das optimistische Moment, das zu jeder geschichtlichen Zeit möglich sein sollte.

Siegfried Wenzel (jahrzehntelang Leiter der Abteilung für volkswirtschaftliche Gesamtrechnung der Staatlichen Plankommission der DDR) ist in umfassender Weise nach 1990 im Sinne seiner Position aufgetreten; wenn er im Titel vom Versuch einer Abschlußbilanz spricht, so sagt er uns damit, dass er nunmehr auch die gründlichste und ausführlichste Publikation seiner Auffassung vom ökonomischen Status der DDR vorlegt. Dies Buch ist also gegen seine früheren hervorgehoben. Es ist in drei thematische Teile gegliedert. Eben die Analyse des wirklichen,

wahren ökonomischen Standes der DDR, 2. Analyse der Treuhandpolitik bzw. BRD-Politik gegenüber der DDR-Wirtschaft, 3. Abrechnung mit sich, d.h. Befragung Siegfried Wenzels durch Siegfried Wenzel, ein überzeugter Planwirtschaftler, der er war, befragt sich als kritischer Marktwirtschaftler, der er geworden ist oder von sich meint zu werden (ich formuliere da etwas vorsichtiger als er selbst, und meine, meine Gründe, auch ihm gegenüber, geltend machen zu können).

Das Thema II hat sofort, bei Erscheinen des Buches, Interessierte gefunden, Steinitz' Rezension im ND und ein Auszug in der UZ belegen das. Die Behandlung der DDR-Wirtschaft durch die Treuhand hat nichts mit deren ökonomischem Wert, hier auch im Marxschen Sinne mit dem Wertschöpfungsvermögen, welches die DDR verkörperte, zu tun. Die im Rahmen des RGW bestorganisierte nationale Wirtschaft erlebte den tiefsten Einbruch, in der Industrie bis wohl auf ein Drittel des erreichten Standes. Das hat mit der auch in Marktwirtschaften normalen Konkurrenz nichts mehr zu tun. Statt von einem Verhältnis zur Wirtschaft der DDR und ihren Arbeitern zu sprechen, charakterisiert Siegfried Wenzel die Treuhandpolitik, insbesondere seit der „strategischen Korrektur“ (Wenzel) von Rohwedder zu Breuel (sagen wir, seit einer allgemeinen bundesdeutschen zur expliziten Politik der CDU), als „Angstrennen“, das „nur auf einen einzigen Punkt zulief: schnelle Privatisierung“ (136). „Angstrennen“ ist gut, das hat noch keiner so gesehen. Es ging nur darum, ein Produktionsverhältnis mög-

lichst schnell zur Vergessenheit zu bringen.

Aber für die Zukunft, den Optimismus einer Tragödie, interessiert Teil I, was die DDR aus sich machte (nicht, was aus ihr gemacht wurde), mehr. Wer die Legende vom Zusammenbruch des Sozialismus teilt, muß sich durch Siegfried Wenzel belehren lassen, dass sie Kriterien hat resp. haben muß. Nur so Zusammenbruch, für den alle Indikatoren erhalten müssen, in dem das Desaströse einfach von ihnen behauptet wird, ist nicht. Also Staatsverschuldung (äußere) ist ein Kriterium. Aber wieso ist das ein Kriterium (für Pleite), wenn deren Zinsen bedient worden sind? Es zählt mit zum persönlichen Verdienst von Siegfried Wenzel, dass er sofort nach 1990 der tatsächlichen Verschuldung der DDR auf die Spuren kam, auch der von der Plankommission der DDR der letzten originären DDR-Regierung genannten Größe nur bedingt glaubte, also neue Größen recherchierte, und wohl auch der erste war, der von der im August 1999 von der Bundesbank bekanntgegebenen endgültigen Ziffer (12 Milliarden US-Dollar) die deutsche Öffentlichkeit im allgemeinen informierte und – überraschte. (Der Werdegang zur Wahrheit ist aufgelistet auf Seite 24/25; Wenzel spricht von „wesentlicher Entdramatisierung“). 12 Milliarden ist ja nur ein Zwölftel der heutigen russischen Verschuldung, und ist Rußland pleite? Wenn Pleite sein soll, sind schon eine Milliarde Mark Schuldnahme Ausdruck von Pleite (siehe „Strauß-Kredit“). Die Behauptung der Pleite der Anderen ist Ausdruck von Usurpation der Macht durch Bestimmte.

Sie muß also nicht wahr sein. Über innere Indikatoren von „Pleite“ (hier sei gesagt, dass Siegfried Wenzel seine aktuellen Vorträge inzwischen mit „Die Pleitelüge“ betitelt) geht Wenzel relativ hinweg, das Sparvolumen (es betrug rd. 160 Milliarden Mark der DDR, die Sparquote 7%), ja, es war ein Problem. Wenzel erklärt es mehr als Problem der Warenproduktion denn als Problem der Fähigkeit der Plankommission, die Geldmenge, oder die Einkommen, zu steuern. Das Überschreiten der „konkreten Geldbilanz“ = zirkulierendes Geld beziffert er (im konsumtiven Bereich) mit 6-8 Milliarden Mark 1988. Der Überhang wirkte – dank der sozialistischen Produktionsverhältnisse (sagt hier der Rezensent) – nicht inflationär. „Unter marktwirtschaftlichen Bedingungen hätte dies einer Inflationsrate von 4,7 bis 5,5 Prozent entsprochen“, schreibt Wenzel (232). Der (allgemeine) Überhang trieb „nur“ – aufgrund der Verzinsung – die Spareinkommen voran (Spareinkommen heckendes Spareinkommen).

Wenzel versäumt an späterer Stelle – in einem Extra-Kapitel – nicht, auf den zweiten Punkt einzugehen, wo er überzeugt ist und einer „herrschenden“ Auffassung offensiv entgegentritt: Ist Planwirtschaft Mangelwirtschaft? Hier ist eine Kontroverse mit Prof. H. Nick entstanden, in der Nick bejaht und von einem Wesen des planwirtschaftlichen (nicht schlechthin sozialistischen!) Systems ausgeht, und Wenzel mit einem Nein kontert, indem er „nur“ von einem Mißverhältnis zwischen „vorhandenem Geld“ und „zur Verfügung stehenden Gütern“ spricht (218) –

wahrscheinlich die wichtigste zukünftige Debatte in der sozialistischen Theorie, für die so gedankliche Grundlagen gelegt sind.

Größtes waren- resp. effektivitätsökonomisches Problem war der „Rückstand“ (in Anführung, denn was ist Gleichstand?) in der Rate der Akkumulation, dem ein Manko in rationalisierenden Investitionen nur entsprach, und das kurzzeitig aufzuheben nur über eine drastische Senkung des Lebensstandards zu erreichen gewesen wäre – wofür Honecker nicht seine Hand hob.

Es geht ja darum ob eine Pleite eine Wende auslöste, auch die in der Art, die man als Ende denn als Wende bezeichnet. Sobald man das bezweifelt, d.h. in keinem der benannten Indikatoren – ich habe hier nicht alle von Siegfried Wenzel analysierten aufgeführt – die Pleite erkennt, aber natürlich „die Indikatoren“ erkennt, fragt sich natürlich, was man an deren Stelle erkennt? Vor allen Dingen, welche Wirtschaftspolitik? Und an deren Stelle nur die Wendepolitik trat. Man kann die Probleme nicht mehr im Sinne von Pleite behandeln, was aber die Probleme nicht aufhebt; als was dann muß man sie behandeln? Diese Frage stellt sich natürlich Siegfried Wenzel wie allen, die so denken wie er. Es geht um die Definition jenes Stücks Geschichte, um das der Sozialismus – aus welchen eiligen Gründen auch immer – betrogen worden. Also das folgt aus Wenzel.

Thema III: Siegfried Wenzel als kritischer Marktwirtschaftler. Er meint, dies heute sein zu müssen, weil diese effektiver als die Planwirtschaft ist;

diese sei „unter friedlichen Bedingungen und einem fortgeschrittenen Niveau der ökonomischen Entwicklung den marktwirtschaftlichen Regulationsmechanismen hinsichtlich Effektivität, Flexibilität und Motivation unterlegen“ (256). Daraus folgt – in der Intention von Wenzel – nicht, dass die Planwirtschaft nicht möglich, ja, nicht erfolgreich („nicht ein Hauptweg der gesellschaftlichen Entwicklung“) sein kann (ebd.), aber eben nicht so erfolgreich wie die Marktwirtschaft. Wenzel meint, dieses Bekenntnis ablegen zu müssen im Sinne einer besseren, richtigeren Zukunft des Sozialismus oder der erfolgreicherer Übergangsform zum Sozialismus – und meint dies ja mit vielen. Ich will dagegen nicht polemisieren, obwohl ich diese Auffassung nicht teile. Ich habe zu viele Erfahrung mit Realitäten, dass ich nicht wüßte, dass viele, und dies gilt insbesondere für Arbeiter, den Sozialismus so beginnen, dass sie es gemüthlicher, weniger getrieben haben wollen; sie wollen alles „in Ruhe“ gehen; Aufhebung der Ausbeutung heißt im Verständnis Vieler Aufhebung von nichts als der Intensität in der Arbeit. Es geht in der Tat der kapitalistische Zwang zunächst von den Menschen; Menschen, die für sich arbeiten, treiben sich zunächst nicht so an, als würden sie noch für andere – und deren Maß – arbeiten. Nur, hat das mit den neuen, oder nicht mehr mit der Aufhebung der alten Verhältnisse der Produktion zu tun? Also, irgendein Problem mit dem Anfang, im Sinne niederen Anfangens, ist – nach einer Ökonomie der Ausbeutung – immer gegeben. Ein Problem ja, aber nicht Makel dessen, was begonnen wird.

Planwirtschaft als solche: Vielleicht hat Siegfried Wenzel, und gleichgeartete Ökonomen der DDR, nie einen Plan machen können wie man einen Plan machen ... müßte. Immer hat jemand dreingeredet; und ich meine hier nicht solche Genossen Führer wie Ceaucescu, der meinte, dem Volk Volkes Größe vor Augen führen zu müssen durch Errichtung eines Baus, von dem gesagt wird, er habe die gesamte Akkumulationskraft des Landes verschlungen. Aber selbst wenn weniger: das sozialistische Volk sollte sich besser nicht äußerlich verwirklichen, wenn auch nicht ohne „Bauten“ sein. Wir planen unter Bedingung der äußeren, noch kapitalistischen Konkurrenz. Erlaubt das Plan, wie man sich Plan vorstellt? Aber es macht keinen Sinn, gegenüber Siegfried Wenzel das besondere Subjekt (den besonderen Ulbricht, besonderen Honecker, Ceaucescu, Breschnew, Mao Tse Tung und so weiter und so fort) geltend zu machen, sondern Sinn macht nur, das einzige Objekt, was in diesem Verhältnis heranziehbar ist, anzuführen: Auch von einer Marktwirtschaft, wenn auch nicht von entwickelter, kann unterstellt werden, dass sie Wirtschaft ihrer im Lande vorkommenden Ressourcen ist. D.h. die objektive Lage zwischen einem Sozialismus und einem Kapitalismus ist die gleiche. Nutzt sie der Kapitalist mehr als der Sozialist? Das wird aber nicht erkennbar resp. nicht nachweisbar an einem besonderen, auf die Klasse bezogenen Standard. Nie entspricht der kapitalistische Standard der Ressource als solcher, sondern immer der besonderen Aneignungsform, die ihm sein besonderes

Eigentum gestattet. Und was der Allgemeinheit gestattet ist, kann nur bei allgemeinem Verhältnis sichtbar werden: D.h. die reale Einschätzung, in welchem Verhältnis ein Volk zu seinen eigenen Ressourcen, über die das Land verfügt, lebt, kann erst nach dem Fall der Klassenformen der Aneignung erfolgen, Wahrheit hier kann nur Erscheinung erst des Sozialismus sein. Jeder Sozialismus muß also auch als Ernüchterung über die Geschichte und der in ihr möglichen Entwicklung, der durch sie geprägten Wünsche beginnen. Jeder reale Sozialismus beginnt geringer als sein politischer Anspruch. Jeder politischen Euphorie folgt eine verzweifelte Politik – der eine kapitalistische Rückschau folgt. Erst danach folgt der anerkannte Sozialismus.

Ob das eine Antwort an Siegfried Wenzel ist? Der Rezensent gesteht, dass er mit den Fragen natürlich auch nicht aufgehört hat. Man bedenke: Keine äußere kapitalistische oder marktwirtschaftliche Konkurrenz zum Sozialismus, also in der Tat nur Selbstbestimmung – und wir hätten auch Marktwirtschaft nur auf dem Boden der „DDR“, hier im Sinne von eigener Ressource, machen können. Rückkehr zu ausgewählten Verhältnissen der Aneignung – über die Marktwirtschaft – wiederholte die Täuschung für alle, wäre aber keine Antwort auf die Frage, ob die Marktwirtschaft besser/effektiver als die Planwirtschaft ist, weil dies nur gilt, wenn die Antwort für alle günstiger ausfiele. Also kann man gar nicht antworten? Man muß nur erkennen, dass nur Antworten historischer Natur gegeben werden können – und bereit sein, alle Antworten hintereinander zu

sammeln, d.h. sich jeder zu stellen und keiner zu verweigern.

Für jeden, der in der praktischen Debatte auf die richtigen Zahlen zurückgreifen will, ist das Buch von Siegfried Wenzel das befriedigende. Für die theoretische Debatte ist noch kein Buch befriedigend, aber jedes ernst gemeinte, also irgendwie auch in der Erfahrung begründete, erwartet.

Ich sprach eingangs von drei Teilen des Buches. Gerechterweise soll darauf verwiesen werden, dass es noch einen vierten, abschließenden Teil gibt: Siegfried Wenzels teils bekennde, teils kritische Auseinandersetzung mit der Marktwirtschaft, „Probleme und Möglichkeiten ihrer Steuerung“. Als würde der alte Adam wieder durchbrechen ..., oder auch nicht. Nicht alles, was Thema eines Buches ist, kann Gegenstand einer Rezension sein; dieser Teil z.B. nicht. In ihm geht es um die allgemeine Theorie. Wenn Wenzel reizt, und das tut er, denn hier verlässt er den Boden konkreter Verteidigung etwa der DDR, muß es auch um allgemeine Antwort gehen. Wen also reizt er (unter Punkt IV)?

Hermann Jacobs

Demokratie im Internet?

Wichard Woyke (Hrsg.), *Internet und Demokratie*, Wochenschau Verlag, Schwalbach/Ts. 1999, 64 Seiten, 16,80 DM;

Gisela Ruprecht, *Politische Bildung im Internet*, Wochenschau Verlag, Schwalbach/Ts., 64 Seiten, 14.- DM

„Das nächste Jahrzehnt wird einen Missbrauch geistigen Eigentums und

einen Einbruch in unsere Privatsphäre bringen. Wir werden Digitalvandalismus, Softwarepiraterie und Datendiebstahl kennenlernen. Aber am schlimmsten ist die Tatsache, dass wir Zeugen eines massiven Abbaus von Arbeitsplätzen zugunsten vollautomatisierter Systeme werden.“¹ Auch wenn man die Meinung von Nicholas Negroponte, dem Begründer und Direktor des Media Lab am MIT in Boston, so nicht teilen mag: Ein wenig dieser kritischen Haltung wünschte man den Autoren des Bändchens ‚Internet und Demokratie‘ (im Folgenden W und Seitenangabe) und insbesondere der Verfasserin von ‚Politische Bildung im Internet‘, Gisela Ruprecht, (im Folgenden R und Seitenangabe), beide im Wochenschau-Verlag erschienen, denn doch.

Leider findet sich bei Ruprecht neben einigen allgemeinen Floskeln über den „Informationsdschungel“ (R 8) und der Klage über die noch zu geringe Verbreitung des Internets nichts an Problemen der entstehenden ‚Wissensgesellschaft‘, um ein Schlagwort der neoliberalen Propagandisten aufzugreifen.² Dafür werden die Möglichkeiten des Netzes als „nahezu basisdemokratisch“ (R 21) stilisiert und Illusionen der frühen 80er Jahre über einen „weltweiten, freien, unbehinderten und nicht kontrollierbaren Informationsaustausch“ (ebd.) werden nicht hinterfragt. Zwar

¹ Handelsblatt, Junge Karriere, 6/1999, S. 6.

² Insbesondere Gisela Ruprecht macht in ihren wenigen gesellschaftspolitischen Ausführungen reichlich Gebrauch von dieser neoliberalen Gesellschaftslehre; siehe u.a. S. 43f.

wird von Ruprecht auf Negroponte ausdrücklich Bezug genommen; aber es werden nur seine von ihm längst revidierten früheren Ansichten referiert. Die politische Kultur - so Ruprecht an anderer Stelle - werde „deutlich geprägt von demokratischen Idealen und individuellen Freiheitsgedanken“ (R 24); die „digitale Demokratie“ (ebd.) sei dabei zu entstehen. Es scheint dem „allumfassend informierten, mündigen Citizen nichts mehr im Wege zu stehen“ (R 27). Das Netz ermögliche wegen seines interaktiven Charakters zudem „neue Chancen für die politische Artikulation und Aktivität“ (R 31). Wenn Ruprecht gegen Ende ihrer Schrift diese Ansammlung an Naivitäten auch etwas zurücknimmt, bleibt es dennoch bei einer Sammlung von allzu großer Blauäugigkeit.

Nützlich indes ist die Vielzahl von durchaus brauchbaren Internet-Adressen, die mit kurzen Angaben versehen werden und so die Mühe des Überprüfens der Ergebnisse bloß addierter Ergebnisse von Suchmaschinen vermeiden helfen. Ebenso hilfreich ist die Erläuterung von Grundbegriffen und verschiedenen Nutzungsmöglichkeiten des Netzes. Eher ärgerlich wird es wieder, wenn Ruprecht auf die „Revolution der Bildung durch das Internet und durch multimediale CD-Roms“ (R 55) zu sprechen kommt. Technische Innovation ohne gesellschaftspolitischen Bezug wird auch bei bestem Willen nicht als Bildungsrevolution ausgegeben werden können. Ob es sich insgesamt um den vom Verlag angezeigten ‚pffiffigen Ratgeber‘ handelt, dürfen die Leser/innen selbst entscheiden.

In der von Woyke herausgegebenen Aufsatzsammlung von fünf jungen Wissenschaftlern aus den Bereichen Politikwissenschaften und Neue Medien findet sich gleichfalls die übergreifende Fragestellung „nach einer Revitalisierung der Demokratie mit Hilfe des Online-Potenzials“ (W 5), die von den einzelnen Autoren aber durchaus unterschiedlich gewichtet wird.

Thilo Harth, Politikwissenschaftler der Universität Kaiserslautern, untersucht die Möglichkeiten des Internet vor allem unter dem Aspekt als Massenmedium sowie in seiner Funktion für die Entwicklung von Demokratie und Partizipation an Politik. Wenn - so seine Hoffnung - politische Bildung mithelfen könne, die vorhandene Fragmentierung des Publikums zu überwinden, lasse sich mit dem Internet ein Mehr an Demokratie etablieren, das sogar die nationalstaatlichen Grenzen sprengen könne. In der Summe sieht Harth eher die positiven Seiten „des Demokratiepotenzials des Internets“ (W 22).

Frank Marcinkowski, Politikwissenschaftler der Universität Duisburg, und der Medienwissenschaftler Michael Irrgang gehen der Frage der politischen Partizipation im lokalen Raum nach, allerdings mehr mit dem Schwerpunkt der Untersuchung „von Bürgerengagement und politischer Partizipation“ (W 25). Bei ihnen sind noch die deutlichsten Hinweise auf die Grenzen einer bloß technizistischen Betrachtungsweise erkennbar. Sie betonen ausdrücklich, dass „Zweifel an einer Etablierung von Nutzungsformen mit politisch-partizipativen Folgen berechtigt erscheinen“ (W 33). Eine von ihnen selbst

durchgeführte Erhebung im Jahr 1999 in nordrhein-westfälischen Kommunen führt sie zu einem eher ernüchternden Ergebnis über die Förderung politischer Partizipation durch das Netz. „Vom Vorhandensein einer neuen Technik allein“, so ihr Fazit, „gehen keine Impulse für ein Bedürfnis nach mehr - zumindest medialer - Teilhabe an politischen Entscheidungsprozessen aus“ (W 37).

Stefan Marschall, Politikwissenschaftler der Universität Düsseldorf, untersucht neue Einflusspotenziale für organisierte und nicht organisierte Interessen durch das Internet. Da er bereits eingangs Demokratie als „kommunikative“ (W 40) Kategorie definiert, kommt er rasch auf die „neuen Chancen zivilgesellschaftlicher Partizipation“ (ebd.) zu sprechen. Im Ergebnis sieht er jedoch durch das Internet nicht mehr an Partizipation, sondern eine zunehmende Fragmentierung der Öffentlichkeit. „Die Zivilgesellschaft“ - so Marschall - „differenziert sich somit auch unter dem Einfluss des Internets weiter aus und verliert ... ihre klaren Konturlinien gegenüber den politischen Eliten“ (W 50).

Detlev Clemens, Politikwissenschaftler der Universität Erlangen-Nürnberg, nimmt eine Bestandsaufnahme des Internet-Potenzials anhand aktueller Wahlkämpfe in den USA und in der Bundesrepublik Deutschland vor. Auch bei ihm wird deutlich, dass die 'elektronische Demokratie' eher zu einem Einflussfaktor für diewerbenden Parteien wird als für den 'mündigen Bürger'. Das Internet - so Clemens - „bleibt ein technisches Hilfsmittel“ (W 61); und er zitiert Claus Leggewie, der

1998 geschrieben hatte: „Das Internet ist als politische Arnea immer nur so gut und demokratisch, wie es die vernetzten Stimmbürger machen“.³

In der Vielfältigkeit der Autoren und in ihrer durchaus unterschiedlichen Perspektive beim Blick auf das Internet liegt insgesamt der Reiz dieses Bändchens, das als Einführung in den Zusammenhang Internet und Demokratie durchaus weiterempfohlen werden sollte.

Friedrich Sendelbeck

Männlichkeiten

Robert W. Connell, *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten; Leske und Budrich Verlag, Opladen 1999, 300 S., 36 DM*

Der 1944 geborene und im australischen Sydney lehrende Robert W. Connell darf wohl als der weltweit bekannteste kritische Männerforscher gelten. So war es mehr als an der Zeit, daß sein schon 1995 im Original erschienenes Buch „Masculinities“ nun auch auf den deutschsprachigen Markt kam.

Connell stellt der bisherigen (patriarchatskritischen) Männerbewegung, aus der er freilich selber kommt und mit der er auch weiterhin sympathisiert, ein schlechtes Zeugnis aus. Sie habe fast keinerlei politisches Gewicht, keinen Einfluß auf die Staatspolitik, keinen Rückhalt in der Bevölkerung und keine Präsenz in der

Öffentlichkeit. Er wendet sich scharf gegen die neo-maskulinistische Männlichkeitspolitik, die in den angelsächsischen Ländern sehr verbreitet und vor allem darauf ausgerichtet ist, daß Männer wieder zu ihrem „Mannsein“ und ihrer Aggressivität stehen und sich gegen Frauen durchsetzen.

Der deutsche Titel deutet den Tenor des Buches treffend an: Einerseits sind „Männer“ immer noch die gemachten Männer und systematisch besser gestellt als Frauen, andererseits werden Männer auch „gemacht“, sind sie selbstentworfen und durch Strukturen geformte soziale Wesen. Natürlich sind nicht alle Männer gleich bzw. gleich positioniert, es gibt unterschiedliche Formen von Männlichkeit(en). Connell gilt als Begründer des Konzeptes der „hegemonialen Männlichkeit“, das mit den drei Analyse kategorien Macht, Arbeitsteilung und emotionale Bindungsmuster arbeitet. Mit seiner Hilfe gelingt ihm im zweiten Kapitel eine interessante Zusammenschau der verschiedenen Männlichkeiten. Connell destilliert die marginalisierte-traditionelle, die vernunftorientierte, die schwule und die ökopa-bewegte Männlichkeit heraus. Dieses Ergebnis basiert auf Umfragen und qualitativen Interviews mit australischen Männern zur Differenzierung von Männlichkeit. Das erste Kapitel des Buches klopft die akademischen Disziplinen auf ihr Wissen oder ihre Aussagen zu Männlichkeit ab und ist dementsprechend theorielastig. Die Geschichte wird ebenso ins Visier genommen wie die Soziologie und natürlich die Psychoanalyse.

Das dritte ist das stärkste Kapitel. Es

setzt die Herausbildung der modernen Männlichkeit in Bezug zur Geschichte von Imperialismus und Kolonialismus. Diese Sichtweise mag dem Wohnort von Connell geschuldet sein, bringt aber Aspekte wie die Verbindung von Männlichkeit und Gewalt, von Krieg, Zurichtung und Sexualität ins Bewusstsein. Connell nennt in einer Tour de Force durch die Geschichte die Bedingungen für die Genese der heutigen Vorstellung von Männlichkeit im 18. Jahrhundert, ebenso beschreibt er ihre Transformation durch Frauenkämpfe und die wachsende Bedeutung von technischem Wissen in der Lohnarbeit unter kapitalistischen Bedingungen. Diese Transformation führte auch, so Connell, zu Spaltungen in der hegemonialen Männlichkeit: eine Praxis, die sich auf Gewalt und Dominanz stützt, und die z.B. immanenter Bestandteil des Kolonialismus war, wurde immer unvereinbarer mit der, die auf Fachwissen für die Produktion beruht.

Connell bietet in seiner sehr lesenswerten – und mittlerweile auch breit diskutierten – Studie die Grundlagen für die Analyse des postmodernen Mannes der Zukunft. Ein Manko ist, daß das Buch im Original 1995 erschien und die dort rezipierten Umfragen schon aus den 80er Jahren stammen. Connells Schreibstil ist sehr angenehm, relativ wenig akademisch und stellenweise sogar witzig. Weniger witzig ist, daß Connell im Sommersemester 1999 die Marie Jahoda-Gastprofessur für Frauenforschung an der Universität Bochum innehatte. Dies hatte den Vorteil, daß er mehrere Dutzend Vorträge im deutschsprachigen Raum halten

³ Claus Leggewie, Das Internet als Wahlkampfarena (URL: www.politik-digital.de/text/netzpolitik/weboffensive/wahlkapfame.shtml).

konnte. Andererseits trug er damit zur Verdrängung von Frauen aus der Frauenforschung bei.

Angesichts der kulturellen Grammatik, die in linken Strukturen und Öffentlichkeiten immer noch herrscht – mensch sehe sich nur den mickrigen Anteil von Frauen stammender Artikel in linken Zeitschriften an – ist eine Auseinandersetzung mit der Kritik an hegemonialen Männlichkeiten dringend notwendig. Eine Ausein-

dersetzung, der sich niemand, der überhaupt noch vom Kampf um politische und kulturelle Hegemonie spricht, entziehen kann. Denn die Überwindung der patriarchalen Strukturen und Denkweisen in der Linken ist eine der Bedingungen für eine erhöhte Resonanz ihrer programmatischen Vorschläge und ihrer sozialen Praxis.

Bernd Hüttner

Autoren und Übersetzer

Stefano G. Azzarà – Urbino/Italien, Philosoph und Politikwissenschaftler, Istituto di Scienze filosofiche e pedagogiche der Universität Urbino

Friedrich-Martin Balzer – Marburg, Zeithistoriker, pens. Gymnasiallehrer und Studiendirektor

Martin Beckmann – Marburg, Student der Politikwissenschaft

Horst Bethge – Hamburg, Lehrer a.D., bildungspolitischer Sprecher der PDS

Prof. Dr. Hansgeorg Conert – Syke, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler, em. Hochschullehrer

Dr. Jörg Goldberg – Frankfurt/Main, Wirtschaftswissenschaftler

Sven Gronau – Marburg, Student der Politikwissenschaft

Dr. Jürgen Harrer – Köln, Leiter des PapyRossa-Verlags

Bernd Hüttner – Bremen, Dipl.-Politikwissenschaftler

Heewon Lee – Bremen, Germanist, Doktorand

Hermann Jacobs – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

Hermann Kopp – Essen, Historiker, Redakteur der Marxistischen Blätter

Prof. Dr. Thomas Metscher – Bremen, Literaturwissenschaftler, em. Hochschullehrer

Prof. Dr. Harald Neubert – Berlin, Historiker

Emmerich Nyikos – Neusiedl a. See, Österreich, Philosoph und Historiker

Prof. Dr. Lothar Peter – Bremen, Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer

Dr. Hermannus Pfeiffer – Hamburg, Wirtschaftswissenschaftler, Journalist

Prof. Dr. Werner Röhr – Berlin, Historiker

Dr. Winfried Schwarz – Frankfurt/Main, Wirtschaftswissenschaftler

Dr. Friedrich Sendelbeck – Nürnberg, Historiker, Gewerkschaftssekretär

Dr. Werner Seppmann – Haltern/Westf., Sozialwissenschaftler, Mitherausgeber der Marxistischen Blätter

Georg Stamatis – Athen, Wirtschaftswissenschaftler, Hochschullehrer

Jürgen Stroeck – Berlin, ehem. Leiter der Bibliothek des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED

Prof. Dr. Karl Hermann Tjaden – Kassel, Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer

Dr. Karl Unger – Köln, Journalist

Dr. Andreas Wehr – Brüssel, Jurist, Mitarbeiter der Konföderalen Fraktion der Vereinten Europäischen Linken/Nordisch Grüne Linke im Europa-Parlament

Gerd Wiegel – Marburg, Politikwissenschaftler, Z-Redakteur

Zeitung für Linke

ak www.akweb.de

analyse und kritik



Probexemplar (3DM in Briefmarken)
oder gleich ein Abo:
ak - Rombergstr.10 - 20255 Hamburg
Tel: 040-40170174 Fax: 040-40170175
Email: ak-redaktion@ch-hh.comlink.de

Die Gefahr des Wortes ist die Lust des Gedankens

Karl Kraus



**Achtung!
Gefahrenzone!**

**Jetzt 14 Tage Probeabo anfordern,
kostenlos und unverbindlich!**

Abo-Service (030) 293 90-800, Fax -630

Neues Deutschland, Vertrieb, Alt Stralau 1-2, 10245 Berlin

www.sozialismus.de

Sozialismus

2001
C 12233 E

Kulturkampf um '68
Thierse – der Osten auf der Kippe
Forum
Gewerkschaften
Frauenpolitik im Bündnis
Rente – Gewerkschaften pro Rot-Grün
Mythos digitale Revolution
Europa – Vietnam – Nicaragua

Februar 2001
Einzelheft DM 12,-



Die Koalition der Mitte und der Kulturkampf um '68; Arno Klönne: Das Jahr 1968 im Deutungskonflikt; J. Bischoff/ K. Steinitz: Der Osten steht auf der Kippe; U. Cremer: Uran-Munition – NATO-Kriegsbefürworter in der Defensive; Ingo Schmidt: Server & Servants – Weshalb das Internet nicht zur Überwindung sozialer Grenzen führt

J. Steffen: Rente – Überschaubare Korrekturen; U. Meinhardt: Gestalten statt Entlarven; B. Riexinger: Es lief nicht ohne Gegenwehr; B. Sander: Strom-Sperren; Ulla Knapp/

Regina Milde/Wiebke Buchholz-Will: »Mehr (Geschlechter-)Demokratie wagen«; G. Hoetzel: Entgelt contra Arbeitszeitverkürzung?

Harald Neubert: Sozialistische Politik nach dem Realsozialismus; Joachim Bischoff: Richtungskampf in der PDS? A. Neumann: Europaweite Öffentlichkeit der Linken?; K. Stein: Europäische Grundrechtecharta; T. Bergmann: Vietnam – Marktwirtschaft oder Marktsozialismus? V. Ochs: Nicaragua – Nach der Wahl ist vor der Wahl; K. Mosebach: Globalisierung – ein Segen

Supplement: Michael Schumann, Sebastian Herkommer, Hildegard Maria Nickel/Hasko Hüning: Arbeitspolitik – Klassentheorie – Geschlechterverhältnisse

Einzelheft: DM 12,-; Abo: DM 120,-

Probeheft: Red. Sozialismus, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Fax 040/280 505 68, e-mail: artikel@sozialismus.de

Winfried Wolf

Fusionsfieber

Oder: Das große Fressen



PapyRossa

Gegen den Globalisierungsmythos von den anonymen Sachzwängen und von Möglichkeiten der Gegenwehr.

ISBN 3-89438-210-4, Broschur, 288 Seiten,
DM 28,00/SFR 26,00/ÖS 207,00

Gerhard Feldbauer

Agenten, Terror, Staatskomplott



Der Mord
an Aldo Moro,
Rote Brigaden
und CIA

PapyRossa

„Linker“ Terror als Wegbereiter eines Rechtsputschs, die „Roten Brigaden“ als Werkzeug, Italien als Beispiel.

ISBN 3-89438-207-4, Broschur, 222 Seiten,
DM 28,00/SFR 26,00/ÖS 207,00

Ernst F. Fürttratt-Kloep

Unsere Herren seid Ihr nicht!

Das politische Denken des Fidel Castro



PapyRossa

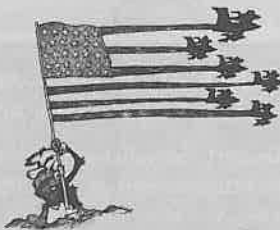
Fidel Castro zu Kapitalismus, Sozialismus, Revolution und Demokratie, erstmals systematisch dargestellt.

ISBN 3-89438-185-X, Broschur, 350 Seiten,
DM 34,00/SFR 31,50/ÖS 252,00

Katlijn Declercq/
Hernando Calvo Ospina

Originalton MIAMI

Die USA, Kuba und die Menschenrechte



PapyRossa

Wer will da Kuba „vom Kommunismus befreien“? Was erwartet die Insel, wenn diese Leute dort zur Macht kommen?

ISBN 3-89438-222-8, Broschur, 274 Seiten,
DM 29,80/SFR 27,50/ÖS 221,00

PapyRossa Verlag

Luxemburger Str. 202 – 50937 Köln – Tel.: 0221/448545 – Fax: 0221/444305
e-mail: mail@papyrossa.de – internet: www.papyrossa.de

isw sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.

analysen fakten & argumente

isw-report

erscheint vierteljährlich
(Jahresabo: 30,- DM, Ausl. 36,- DM)

Verbrechen Wirtschaft

Der moderne Kapitalismus als höchstes Stadium der organisierten Kriminalität (Nr. 42, März 2000), 6,- DM + Versand

Armee für alle Fälle – Der Umbau der Bundeswehr zur Interventionsarmee

(Nr. 44, August 2000), DM 5,- + Versand
In Zusammenarbeit mit IMI e.V.
– Informationsstelle Militarisierung –

Wieviel Reichtum können wir uns leisten?

Von der Vielfalt menschlicher Entwicklung oder – vom Reichtum, der Armut braucht (Nr. 45, Dez. 2000), 5,- DM + Versand

isw-spezial

Hochzeiten des Todes

Die Herausbildung von Superkonzernen der Luftfahrt und Rüstungsindustrie bleibt nicht ohne Rückwirkungen auf die Politik. Durch die Monopolisierung der Rüstungsindustrie, die enge neue Verzahnung der Rüstungskonzerne mit Militär und Verteidigungsministerium entsteht ein militärisch-industrieller Komplex neuer Dimension.

(Nr. 13, Dez. 2000), DM 5,- + Versand

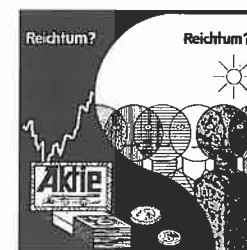
Prospekte anfordern, bestellen, abonnieren, fördern

isw – institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München
fon: 089-130041, fax 089-168 94 15
email: isw_muenchen@t-online.de

Neu bei isw!

Wieviel Reichtum können wir uns leisten?

Von der Vielfalt menschlicher Entwicklung oder – vom Reichtum, der Armut braucht



isw REPORT NR.45
institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung münchen e.V.

Fred Schind

Hochzeiten des Todes

Flugzeug- und Rakettenindustrie im Fusionsfieber



isw SPEZIAL-NR.13
institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung münchen e.V.